THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR
MANFRED F. BUKOFZER
1910–1955

Oscar Wildes Werke
in fünf Bänden

Dritter Band

Oscar Wildes Werke
in fünf Bänden

Vera oder die Nihiliſten – Die Herzogin von Padua – Salome – Das Granatapfelhaus – Der glückliche Prinz und andere Märchen – Gedichte in Proſa

Dritter Band

Deutſche Bibliothek Berlin

MAIN LIBRARY

Sämtliche Rechte vorbehalten

Add to Lib.
GIFT

PR
5816
G3
1922
V5
MAIN

Vera oder die Nihilisten

Ein Drama in einem Vorspiel und vier Akten

Übersetzt von Alfred Neumann

Die Aufführung dieser Übersetzung ist nur mit Erlaubnis
des Verlages gestattet

Perſonen des Vorſpiels:

Peter Saburoff, Schankwirt.
Vera Saburoff, ſeine Tochter.
Michael, ein Bauer.
Oberſt Kotemkin.

Ort der Handlung: Rußland. Zeit: 1795.

Perſonen des Stückes:

Zar Iwan.
Fürſt Paul Maraloffski, Premierminiſter in Rußland.
Fürſt Petrowitſch.
Graf Ruvaloff.
Baron Raff.
Marquis de Poivrard.
General Kotemkin.
Ein Page.

Nihiliſten:

Peter Tſchernawitſch, Präſident der Nihiliſtenvereinigung.
Michael.
Alexis Iwantſchiewitſch, angeblich Student der Medizin.
Profeſſor Marſa.
Vera Saburoff.

Soldaten, Verſchwörer uſw.

Ort der Handlung: Moskau. Zeit: 1800.

Vorſpiel

Eine ruſſiſche Schenke. Eine breite Tür im Hintergrunde der Bühne; draußen ſchneebedeckte Winterlandſchaft.

Peter Saburoff, Michael.

Peter (ſeine Hände am Ofen wärmend): Iſt Vera noch nicht zurück, Michael?

Michael: Nein, noch nicht, Vater Peter. Bis zur Poſt ſind's drei gute Meilen, — und dann hat ſie auch noch die Kühe zu melken. Die braune iſt ein Luder — die macht einem Mädel mehr als genug zu ſchaffen.

Peter: Warum haſt du ſie nicht begleitet, junger Faulpelz? So wird ſie dir nie gut ſein, wenn du ihr nicht immer auf den Ferſen biſt. Die Weiber wollen geplagt werden.

Michael: Sie ſagt, ich ſetze ihr ohnehin ſchon mehr als genug zu, Vater Peter; und trotzdem fürchte ich, wird ſie mich nie liebhaben.

Peter: Aber, aber, Bürſchchen, warum denn nicht? Du biſt jung, und wärſt ſo übel nicht, wenn du von Gott oder deiner Mutter ein anderes Geſicht bekommen hätteſt. Biſt du nicht Förſter beim Fürſten Maraloffski? Und gehört dir nicht ein ſchöner Hof und die beſte Kuh im Dorf? Was braucht ein Mädel mehr?

Michael: Schon gut, Vater, aber Vera —

Peter: Vera, mein Junge, denkt mir zu viel. Ich ſelbſt geb' nicht viel aufs Denken. Ich hab's ohne das im Leben weit genug gebracht — warum ſollten's nicht auch meine Kinder? Nimm zum Beiſpiel Dimitri! Er hätte hierbleiben und die Wirtſchaft übernehmen können. Bei den Zeiten wäre mancher Burſch vor Freude in die Höh geſprungen, hätte man ihm den Vorſchlag gemacht;

aber er, der tolle Windbeutel, muß nach Moskau und die Rechte ſtudieren! Was braucht er davon zu verſtehen? Ich ſag', wenn einer ſeine Pflicht tut, kann ihm keiner etwas anhaben.

Michael: Ja, Vater Peter, es heißt aber doch, ein guter Advokat kann mit dem Geſetze machen, was er will, und keiner kann's ihm legen.

Peter: Zu was anderem taugen ſie auch nicht. Und nun iſt Dimitri dort und hat uns ſeit vier Monaten keine Zeile geſchrieben. Ein feiner Sohn — was?

Michael: Laß es gut ſein, Vater Peter, Dimitris Briefe werden halt verloren gegangen ſein — vielleicht kann der neue Briefträger nicht leſen; dumm genug ſieht er aus. Dimitri war doch der beſte Burſch im Dorf. Erinnerſt du dich noch, wie er im Winter den Bären bei der Scheune geſchoſſen hat?

Peter: Ja, 's war ein guter Schuß, beſſer hab' ich auch nie getroffen.

Michael: Und erſt beim Tanz: er hat's länger ausgehalten als drei Fiedler — nächſte Weihnachten werden's zwei Jahre.

Peter: Ja, ja, er war ein luſtiger Burſch. Das Mädel iſt dagegen zu ernſt — manchmal geht ſie tagelang herum ſo feierlich wie ein Pope.

Michael: Vera denkt immer nur an die anderen.

Peter: Das iſt ihr Fehler, Junge. Laß Gott und unſer Väterchen ſich um die Welt kümmern. Ich hab' das Dach meines Nachbarn nicht zu flicken. Letzten Winter iſt der alte Michael auf ſeinem Schlitten im Schneeſturm erfroren, und ſein Weib und ſeine Kinder ſind verhungert, wie dann hernach die Teuerung gekommen iſt. Was geht's mich an? Ich hab' die Welt nicht gemacht. Laß Gott und den Zaren ſich darum kümmern. Dann kam der

Brand und die schwarze Pest dazu, und die Popen konnten das Volk nicht schnell genug begraben, und die Menschen lagen tot auf den Straßen herum — Männer und Weiber. Was geht's mich an? Ich habe die Welt nicht gemacht. Laß Gott und den Zaren sich darum kümmern ... Oder im vorletzten Herbst — da trat der Fluß plötzlich aus und riß die Schule weg, und alle Mädchen und Buben ertranken drin. Ich hab' die Welt nicht gemacht. Laß Gott und den Zaren sich drum kümmern ...

Michael: Ja, Vater Peter, aber —

Peter: Nein, nein, mein Junge — kein Mensch könnt' leben, müßt er des Nachbarn Kreuz auf seinen Schultern tragen. (Vera, in ländliche Tracht gekleidet, tritt ein.) Na, Mädel, du warst lang genug weg — wo ist der Brief?

Vera: Heut ist keiner gekommen, Vater.

Peter: Ich hab's gewußt.

Vera: Aber morgen wird einer kommen.

Peter: Verflucht sei er, der ungeratene Sohn!

Vera: Sprich nicht so, Vater. Er muß krank sein.

Peter: Wahrscheinlich krank von seinen Ausschweifungen.

Vera: Wie kannst du so etwas von ihm sagen, Vater! Du weißt ja selbst, daß es nicht wahr ist.

Peter: Wo kommt sein Geld dann hin? Hör' zu, Michael. Ich hab' Dimitri das halbe Erbteil seiner Mutter mitgegeben, damit er das Advokatenpack in Moskau bezahlt. Er hat nur dreimal geschrieben, jedesmal wieder um Geld. Er hat's bekommen, nicht weil ich, sondern weil sie es wollte (auf Vera weisend), und nun haben wir seit fünf, nein, seit fast sechs Monaten nichts mehr von ihm gehört.

Vera: Vater, er wird wiederkommen.

Peter: Ja, der verlorene Sohn kommt immer wieder; er soll meine Schwelle nie wieder betreten!

Vera (ſetzt ſich, in Gedanken verſunken, nieder): Es muß ihm etwas Böſes paſſiert ſein. Er muß tot ſein! Michael, ich hab' ſolche Sorgen um Dimitri!

Michael: Wirſt du nie einen anderen lieben als Dimitri?

Vera (lächelnd): Weiß ich's denn? Es gibt auf Erden ſo viel mehr zu tun, als ſich zu verlieben.

Michael: Nichts ſonſt, was der Mühe wert iſt.

Peter: Was iſt das für ein Lärm, Vera? (Man hört von außen klirrendes Geräuſch.)

Vera (aufſpringend und zur Tür eilend): Ich weiß nicht, Vater. Es klingt nicht wie Kuhglocken, ſonſt würde ich meinen, Nikolas ſei vom Markt zurück. Vater, es ſind Soldaten! — Sie kommen vom Hügel — einer von ihnen zu Pferd. Wie hübſch es ausſieht! Aber Männer in Ketten ſind dabei! Das müſſen Räuber ſein! Laß ſie nicht herein, Vater, ich kann das nicht ſehen.

Peter: Männer in Ketten! Hurra, wir haben Glück, mein Kind! Ich hab' gehört, hier führt die neue Straße nach Sibirien vorbei, auf der man die Gefangenen in die Bergwerke ſchafft. Ich wollt' es aber nicht glauben. Jetzt iſt mein Glück gemacht! Tummle dich, Vera, tummle dich! Ich werd' doch noch als reicher Mann ſterben. An guten Gäſten wird's jetzt nicht fehlen. Auch ein ehrlicher Mann ſollt' einmal das Glück haben, an Lumpen ſein Geld zu verdienen.

Vera: Sind dieſe Männer denn Lumpen? Was haben ſie getan?

Peter: Ich denke mir, es ſind Nihiliſten, vor denen uns der Pope warnt. Steh nicht ſo müßig herum, Mädel.

Vera: Dann ſind es ſicher lauter ſchlechte Menſchen. (Vor der Türe Lärm von Soldaten. Kommando: „Halt!" Ein ruſſiſcher Offizier mit einer Schar Soldaten und acht zerlumpt gekleideten Männern in Ketten tritt ein. Einer von ihnen ſchlägt raſch den Mantel-

tragen auf und verbirgt ſein Geſicht; einige Soldaten wachen an der Türe, andere ſetzen ſich nieder; die Gefangenen bleiben ſtehen.)

Oberſt: Wirt!

Peter: Jawohl, Herr Oberſt.

Oberſt (auf die Nihiliſten weiſend): Gib den Leuten Waſſer und Brot.

Peter (für ſich): Bei der Beſtellung werd' ich nicht viel verdienen.

Oberſt: Was iſt für mich da?

Peter: Gutes gepökeltes Wild, Eure Exzellenz, — und Kornbranntwein.

Oberſt: Sonſt nichts?

Peter: O ja, Exzellenz, noch mehr Branntwein.

Oberſt: Was für Tölpel die Bauern ſind! Haſt du ein beſſeres Zimmer als das hier?

Peter: Ja, Herr.

Oberſt: Führ' mich hin. Sergeant, poſtier' die Wache draußen und gib acht, daß die Schufte ſich mit keinem unterhalten. Briefſchreiben iſt verboten, ihr Hunde, oder ich laß euch peitſchen. Und jetzt zum Wildbret. (Zu Peter, der ſich vor ihm verbeugt): Aus dem Weg, du Dummkopf! (Vera erblickend.) Wer iſt das Mädchen?

Peter: Meine Tochter, Hoheit.

Oberſt: Kann ſie leſen und ſchreiben?

Peter: Gewiß, Herr.

Oberſt: Dann iſt ſie verdächtig. Kein Bauer ſollte ſo etwas können. Beſtellt euer Feld, bringt eure Ernte ein, zahlt eure Steuern und gehorcht euren Herren — mehr habt ihr nicht zu tun.

Vera: Wer ſind denn unſere Herren?

Oberſt: Junge Perſon, die Männer da gehen auf Lebenszeit in die Bergwerke, weil ſie dasſelbe tolle Zeug gefragt haben.

Vera: Dann hat man ſie ungerecht verurteilt!

Peter: Vera, halt' deinen Mund! Sie iſt ein albernes Mädel, Herr, das zu viel ſchwätzt.

Oberſt: Die Frauenzimmer ſchwätzen alle zu viel. Vorwärts — wo iſt das Wildbret? Herr Graf, ich erwarte Sie. Was können Sie nur an einem Mädel mit roten Händen finden? (Er geht mit Peter und ſeinem Adjutanten in ein Nebenzimmer.)

Vera (zu einem der Nihiliſten): Wollt Ihr euch nicht ſetzen? Ihr müßt müde ſein.

Wachtmeiſter: Halt, junge Perſon, nicht mit meinen Gefangenen ſprechen!

Vera: Ich will mit ihnen ſprechen. Wieviel verlangt Ihr?

Wachtmeiſter: Wieviel gibſt du?

Vera: Würdet Ihr erlauben, daß ſich die Männer ſetzen, wenn ich Euch das hier gebe? (Neſtelt ihre Halskette auf.) Es iſt alles, was ich hab'. Es hat meiner Mutter gehört.

Wachtmeiſter: Gut, es ſieht ganz hübſch aus und iſt auch ſchwer. Was willſt du von den Männern?

Vera: Sie ſind hungrig und müde. Laßt mich zu ihnen.

Einer von den Soldaten: Laß die Dirne nur, wenn ſie uns dafür zahlt.

Wachtmeiſter: Gut, hab' deinen Willen. Wenn dich aber der Oberſt ſieht, kannſt du gleich mitkommen, mein Schätzchen.

Vera (zu den Nihiliſten gehend): Setzt euch. Ihr müßt müde ſein. (Reicht ihnen Speiſe.) Was ſeid ihr?

Ein Gefangener: Nihiliſten.

Vera: Wer hat euch in Ketten gelegt?

Der Gefangene: Unſer Vater, der Zar.

Vera: Warum?

Der Gefangene: Weil uns die Freiheit zu teuer war!

Vera (zu dem Gefangenen, der ſein Geſicht verbirgt): Was haſt du tun wollen?

Dimitri: Dreißig Millionen Menſchen, die ein einziger knechtet, die Freiheit ſchenken.

Vera (bei dem Klange ſeiner Stimme zuſammenſchreckend): Wie heißt du?

Dimitri: Ich habe keinen Namen.

Vera: Wo ſind deine Freunde?

Dimitri: Ich habe keine Freunde.

Vera: Laß mich dein Geſicht ſehn.

Dimitri: Da wirſt du nur Leiden ſehen. Sie haben mich gefoltert.

Vera (reißt ihm den Mantel vom Geſicht): Gott im Himmel! Dimitri! Mein Bruder!

Dimitri: Still, Vera! Sei ruhig. Der Vater darf es nicht wiſſen, es wäre ſein Tod. Ich dachte, ich könnte Rußland befreien. Ich hörte eines Abends in einem Café, wie Leute von Freiheit ſprachen. Ich hatte das Wort vorher niemals gehört. Mir ſchien's ein neuer Gott zu ſein, von dem ſie ſprachen. Ich habe mich ihnen angeſchloſſen. Dazu hab' ich all das Geld gebraucht. Vor fünf Monaten haben ſie uns ausgehoben. Sie fanden mich, wie ich den Aufruf druckte. Jetzt gehe ich auf Lebenszeit in die Bergwerke. — Ich konnte euch nicht ſchreiben. Ich wollte euch lieber glauben laſſen, ich ſei tot, denn man wirft mich lebend ins Grab.

Vera (um ſich blickend): Du mußt fliehn, Dimitri. Ich will für dich gehn.

Dimitri: Unmöglich! Nur eines kannſt du: uns rächen!

Vera: Ich will euch rächen!

Dimitri: Hör' mich an! In Moskau iſt ein Haus —

Wachtmeiſter: Achtung, Gefangene! — Der Oberſt kommt — Mädel, deine Zeit iſt um. (Der Oberſt, ſein Adjutant und Peter erſcheinen.)

Peter: Ich hoffe, Eure Hoheit werden mit dem Wild zufrieden geweſen ſein. Ich habe es ſelbſt geſchoſſen.

Oberſt: Es hätte beſſer geſchmeckt, wenn du weniger darüber geſchwätzt hätteſt. Wachtmeiſter, fertigmachen! (Reicht Peter eine Börſe.) Hier, du Gauner!

Peter: Mein Glück iſt gemacht! Langes Leben Eurer Hoheit! Ich hoffe, Eure Hoheit wird noch oft dieſen Weg machen.

Oberſt: Beim heiligen Nikolaus, hoffentlich nicht. Hier iſt es zu kalt für mich. (Zu Vera): Und du, junge Dirne, frage nicht wieder Dinge, die dich nichts angehen. Dein Geſicht werd' ich nicht vergeſſen.

Vera: Und ich Eures nicht — auch das nicht, was Ihr tut.

Oberſt: Ihr Bauern ſeid zu übermütig geworden, ſeitdem ihr nicht mehr Sklaven ſeid. Die Knute iſt der beſte Lehrmeiſter, euch Politik beizubringen. Wachtmeiſter, vorwärts! (Der Oberſt dreht ſich um und geht dem Hintergrunde der Bühne zu. Die Gefangenen verlaſſen in Doppelreihen das Zimmer. Im Augenblick, wo Dimitri an Vera vorbeikommt, läßt er ein Stück Papier zu Boden fallen. Sie verbirgt es unter ihrem Fuße und bleibt dann regungslos ſtehen.)

Peter (der indeſſen das Geld gezählt hat, das ihm der Oberſt gegeben): Langes Leben Eurer Hoheit. Hoffentlich ſeh ich bald wieder einen neuen Trupp. (Plötzlich erblickt er Dimitri, der eben durch die Tür geht, und fährt ſchreiend auf.) Dimitri, Dimitri, um Gottes willen! Wie kommſt du her? Er iſt unſchuldig, ich ſchwör's Euch! Ich will ihn auslöſen. Nehmt Euer Geld (wirft das Geld zu Boden), nehmt alles, was ich habe, gebt mir meinen Sohn. Ihr Schufte, Schufte, wohin bringt ihr ihn?

Oberſt: Nach Sibirien, alter Mann.

Peter: Nein, nein — nehmt lieber mich!

Oberſt: Er iſt ein Nihiliſt.

Peter: Du lügſt! Du lügſt! Er iſt unſchuldig. (Die Soldaten ſtoßen ihn mit ihren Gewehren zurück und werfen die Tür vor ihm ins Schloß. Er ſchlägt mit den Fäuſten dagegen.) Dimitri! Dimitri! Ein Nihiliſt! (Er wirft ſich zu Boden.)

Vera (die regungslos ſtehengeblieben iſt, zieht das Papier unter ihrem Fuße hervor und lieſt): „Moskau, Tſchernavayaſtraße 99. Wir ſchwören zu morden, was noch Natur in uns iſt. Nicht Liebe zu geben, nicht Liebe zu nehmen. Mitleid weder dir noch mir. Nicht Brautſtand, nicht Hochzeit, bis das Ende gekommen.“ Mein Bruder, ich werde den Schwur halten. (Küßt das Papier.) Du ſollſt gerächt werden! (Bleibt unbeweglich ſtehen, das Papier in der erhobenen Hand.)

Peter (liegt auf dem Boden).

Michael (der eben eingetreten iſt, beugt ſich über ihn).

Erſter Akt

Moskau. Tſchernavayaſtraße 99. Eine geräumige Dachſtube, durch Öllampen erhellt, die von der Decke herabhängen. Mehrere maskierte Männer, ſchweigend und in einer gewiſſen Entfernung voneinander. Ein Mann in ſcharlachroter Maske ſitzt ſchreibend an einem Tiſche. Eine Tür im Hintergrunde. Vor ihr ein Mann in gelbem Gewand mit gezücktem Schwert. Es klopft. Maskierte Männer, in Mäntel gehüllt, treten ein.

Loſung: Per crucem ad lucem.

Antwort: Per sanguinem ad libertatem.

(Eine Uhr ſchlägt. Die Verſchwörer bilden einen Halbkreis in der Mitte der Bühne.)

Präſident: Wie lautet das Wort?

Erſter Verſchwörer: Nabat.

Präſident: Die Antwort?

Zweiter Verſchwörer: Kalit.

Präſident: Welche Stunde zählen wir?

Dritter Verſchwörer: Die Stunde des Leidens.

Präſident: Welchen Tag?

Vierter Verſchwörer: Den Tag der Unterdrückung.

Präſident: Welches Jahr?

Fünfter Verſchwörer: Das neunte ſeit der franzöſiſchen Revolution.

Präſident: Wieviel ſind wir an Zahl?

Sechſter Verſchwörer: Zehn, neun und drei.

Präſident: Der Nazarener hatte nicht ſo viel und hat die Welt erobert. Was iſt es, was wir wollen?

Siebenter Verſchwörer: Freiheit ſchaffen.

Präſident: Unſer Evangelium?

Achter Verſchwörer: Vernichtung.

Präſident: Unſre Pflicht?

Neunter Verſchwörer: Gehorſam.

Präſident: Brüder, die Fragen haben gute Antwort gefunden. Nur Nihiliſten ſind in unſerer Mitte. Wir wollen uns gegenſeitig ins Geſicht blicken. (Die Verſchwörer demaskieren ſich.) Michael, leiſte den Eid!

Michael: Wir ſchwören! zu morden, was noch Natur in uns iſt. Nicht Liebe zu geben, nicht Liebe zu nehmen. Mitleid weder dir noch mir. Nicht Brautſtand, nicht Hochzeit, bis das Ende gekommen. Wir ſchwören, heimlich bei Nacht zu meucheln, Gift ins Glas zu gießen, Vater gegen Sohn, Mann gegen Weib zu hetzen. Wir ſchwören ohne Zagen, ohne Hoffnung, ohne Ende zu leiden, zu vernichten, zu rächen.

Präſident: Sind wir alle einig?

Die Verſchwörer: Wir ſind's. (Sie zerſtreuen ſich in verſchiedenen Richtungen über die Bühne.)

Präſident: Die Stunde iſt vorüber, Michael, und ſie iſt noch nicht da.

Michael: Ich wollt', ſie wäre hier. Wir können ohne ſie wenig anfangen.

Alexis: Sie kann doch nicht gefaßt worden ſein, Präſident? Die Polizei iſt ihr auf der Spur, ich weiß es.

Michael: Du ſcheinſt immer recht viel von dem zu wiſſen, was bei der Moskauer Polizei vorgeht. Zu viel für einen ehrlichen Verſchwörer.

Präſident: Wenn die Hunde ſie gefangen haben, ſoll die rote Fahne der Revolution auf allen Straßen von den Barrikaden wehen, bis wir ſie gefunden haben. Es war auch Wahnſinn von ihr, auf den Ball des Großfürſten zu gehen. Ich habe ſie gewarnt, aber ſie ſagte, ſie müſſe den Zar und die ganze Satansbrut einmal von Angeſicht zu Angeſicht ſehn.

Alexis: Auf dem Hofball?

Michael: Ich habe keine Angſt. Sie iſt ſo ſchwer zu fangen wie eine Wölfin, und doppelt ſo gefährlich. Dann iſt ſie auch gut verkleidet. Doch gibt's etwas Neues im Schloß, Präſident? Was treibt der Bluthund jetzt, außer ſeinen einzigen Sohn zu martern? Hat einer von euch den Prinzen geſehen? Man hört ſonderbare Geſchichten von ihm. Es heißt, er liebt das Volk, aber ein Königsſohn hat das noch nie getan. Das läßt ſich nicht anerziehen.

Präſident: Seit einem Jahr iſt er vom Ausland zurück, und ſeitdem hält ihn ſein Vater im Schloß in ſtrengem Gewahrſam.

Michael: Eine prächtige Art, ihn zum Tyrannen zu machen. Doch gibt's Neuigkeiten, frag' ich?

Präſident: Eine Konferenz ſoll morgen um vier Uhr ſtattfinden. Der Gegenſtand iſt geheim, die Späher können nicht dahinterkommen.

Michael: Wenn eine Konferenz in einem Königsſchloſſe ſtattfindet, ſo handelt ſich's gewiß um irgendeine blutige Tat. In welchem Zimmer wird die Konferenz abgehalten?

Präſident (aus einem Briefe leſend): Im gelben Gobelinſaal, der nach der Kaiſerin Katharina benannt iſt.

Michael: Ich geb' nichts auf ſchönklingende Namen. Ich möchte wiſſen, wo er liegt.

Präſident: Ich kann dir's nicht ſagen, Michael. Ich kenne mich im Innern von Gefängniſſen beſſer aus als in Paläſten.

Michael (ſich plötzlich an Alexis wendend): Wo liegt der Saal, Alexis?

Alexis: Im erſten Stock, mit der Ausſicht in den Lichthof. Aber warum fragſt du, Michael?

Michael: Ah, nichts, nichts, mein Junge. Ich intereſſiere mich nur lebhaft für das Leben und das Tun des Zaren, und ich hab' gewußt, daß du mir genau Auskunft über

das Schloß geben kannſt. Natürlich kennt ſich jeder verhungerte Mediziner in Moskau in königlichen Schlöſſern aus. Das bringt wohl euer Beruf mit ſich, nicht wahr?

Alexis (beiſeite): Sollte Michael Verdacht gegen mich haben? Etwas Seltſames iſt heute in ſeinem Weſen. Warum kommt ſie nicht? Die ganze Glut der Revolution ſcheint in graue Aſche zu zerfallen, wenn ſie nicht da iſt.

Michael: Haſt du in letzter Zeit viele Kranke in deinem Spital kuriert?

Alexis: Einer liegt zu Tode darnieder, den ich gerne heilen würde, doch ich vermag's nicht.

Michael: So, und wer wäre das?

Alexis: Rußland, unſere Mutter.

Michael: Die Heilung Rußlands muß der Chirurg beſorgen — dazu iſt das Meſſer nötig. Ich halte nichts von deiner Heilmethode.

Präſident: Profeſſor, wir haben die Abzüge deines letzten Aufrufs geleſen. Er iſt wirklich gut.

Michael: Worüber handelt er, Profeſſor?

Profeſſor: Das Thema, lieber Bruder, lautet: „Der Mord als ein Mittel der politiſchen Reform."

Michael: Bei Revolutionen geb' ich wenig auf Feder und Tinte. Ein Dolch richtet mehr aus als hundert Epigramme. Wir wollen aber doch die letzte Leiſtung dieſes Gelehrten leſen. Reicht ſie mir. Ich will ſie vorleſen.

Profeſſor: Bruder, du lieſt immer über die Punkte weg. Laß es lieber Alexis vorleſen.

Michael: Jawohl, er hat eine ſo geſchmierte Zunge wie nur irgendein junger Ariſtokrat. Ich für meine Perſon geb' nichts auf Punkte, wenn nur der Sinn richtig iſt.

Alexis (leſend): „Die Vergangenheit hat dem Tyrannen gehört, er hat ſie beſudelt. Uns gehört die Zukunft, wir

wollen sie heiligen.“ Wohlan, wir wollen die Zukunft heiligen. Wenigstens eine Revolution soll's geben, die nicht im Verbrechen gezeugt, nicht mit Mord genährt ist.

Michael: Mit dem Schwert haben sie zu uns gesprochen, mit dem Schwert wollen wir antworten! Du bist zu zart für uns, Alexis. Hier sollten nur Männer sein, deren Hände von Arbeit rauh oder rot vom Blute sind.

Präsident: Ruhe, Michael, Ruhe! Er hat das mutigste Herz von uns allen.

Michael (beiseite): Heute nacht wird er seinen Mut brauchen können. (Man hört draußen das Schellengeklingel eines Schlittens.)

Eine Stimme von außen: Per crucem ad lucem.

Antwort der Wache: Per sanguinem ad libertatem.

Michael: Wer ist's?

Vera: Gott schütze das Volk!

Präsident: Willkommen, Vera, willkommen! Unser Herz war schwer, weil wir dich nicht sahen. Doch nun ist mir's, als sei der Stern der Freiheit aufgegangen, um uns in unsrer Nacht zu leuchten. Was bringst du Neues?

Vera: Nacht ist es auch, mein Bruder! Nacht ohne Mond und Sterne! Rußland ist ins Herz getroffen! Iwan, den man den Zaren nennt, zückt jetzt nach unserer Mutter einen Dolch, der schärfer ist als irgendeiner, den die Tyrannei je gegen das Leben des Volkes geschmiedet hat.

Michael: Was hat der Tyrann schon wieder getan?

Vera: Das Standrecht wird morgen in Rußland verkündet.

Alle: Das Standrecht! Wir sind verloren! Wir sind verloren!

Alexis: Das Standrecht! Unmöglich!

Michael: Narr, in Rußland ist alles möglich, nur nicht Reformen.

Vera: Ja, das Standrecht! Das letzte Recht, an das ſich das Volk geklammert hat, wird ihm genommen. Ohne verhört, ohne gerichtet, ſogar ohne angeklagt zu werden, ſollen unſere Brüder aus ihren Häuſern geſchleppt, in den Straßen wie Hunde erſchoſſen, ſollen ſie verbannt werden, um im Schnee zu ſterben, im Kerker zu verſchmachten, in den Bergwerken zu faulen. Wißt ihr, was das Standrecht bedeutet? Es bedeutet die Erdroſſelung einer ganzen Nation. Auf den Straßen wird es Tag und Nacht von Soldaten wimmeln; an jeder Türe wird ein Poſten ſtehen. Niemand darf ſich auf die Straße wagen, wenn er nicht ein Spion oder Verräter iſt. Wenn wir uns in Höhlen verkriechen müſſen, um uns zu verbergen, wenn wir nur verſtohlen zuſammenkommen, mit verhaltenem Atem ſprechen dürfen: wie ſollen wir Rußland dann noch nützen?

Präſident: Leiden können wir wenigſtens.

Vera: Das haben wir mehr als genug getan. Jetzt hat die Stunde der Zerſtörung und der Rache geſchlagen.

Präſident: Bis jetzt hat ſich das Volk alles bieten laſſen.

Vera: Weil's ihm bisher an Verſtand gefehlt hat. Wir aber, die Nihiliſten, haben ihm jetzt vom Baume der Erkenntnis zu eſſen gegeben, und der Tag des ſtummen Leidens iſt für Rußland vorbei.

Michael: Das Standrecht, Vera! Eine entſetzliche Nachricht, die du da bringſt.

Präſident: Es iſt der Totenſchein der Freiheit Rußlands.

Vera: Oder die Sturmglocke der Revolution.

Michael: Iſt es auch ſicher wahr?

Vera: Hier iſt der Erlaß. Ich hab' ihn heut nacht einem jungen Gecken auf dem Ball geſtohlen, einem der Sekretäre des Prinzen Paul, der ihn zum Abſchreiben bekommen hatte. Dadurch habe ich mich verſpätet. (Vera gibt den Erlaß Michael, der ihn lieſt.)

Michael: „Zur Sicherung des öffentlichen Wohles — Standrecht. Im Auftrage des Zaren, des Vaters seines Volkes.“ Vater seines Volkes!

Vera: Ja! Ein Vater, dessen Name nicht geheiligt ist, dessen Reich eine Republik werden, dessen Schuld nicht vergeben werden soll, weil er uns unser täglich Brot genommen hat. Sein ist nicht die Kraft und die Herrlichkeit, weder jetzt noch in Ewigkeit.

Präsident: Es muß sich bei der Konferenz, die morgen zusammentritt, um das Standrecht handeln. Der Erlaß ist bis jetzt noch nicht unterschrieben.

Alexis: Das soll auch nicht geschehen, solange ich noch meine Zunge habe, um zu protestieren.

Michael: Und ich meine Hände zum Dreinschlagen.

Vera: Das Standrecht! Du guter Gott, wie leicht hat es ein König, sein Volk zu Tausenden hinzumorden — wir aber können uns nicht von einem einzigen derer, die Europas Kronen tragen, freimachen. Worin besteht denn die erhabene Majestät dieser Männer, daß die Hand unsicher wird, der Dolch versagt, der Schuß sein Ziel verfehlt? Sind es nicht Menschen mit denselben Leidenschaften wie wir, die den gleichen Krankheiten ausgesetzt, von gleichem Fleisch und Blut sind, wie wir? Was ließ Olgiati erzittern, als es zum großen Augenblick im Leben dieses Römers kam, was machte Guidos Nerven in jenem Augenblick versagen, wo er von Stahl und Eisen hätte sein sollen? Die Pest, sage ich, auf die Schwächlinge in Neapel, Berlin und Madrid! Ich dächte, wenn ich einem Gekrönten gegenüberstünde, würde mein Auge klarer sehen, mein Ziel mir deutlicher vorschweben, mein ganzer Körper Kraft und Stärke finden wie nie zuvor! Bedenkt, was sich zwischen uns und die Freiheit Europas drängt! Ein paar alte Männer, verrunzelte, wackelnde, zittrige

Greiſe, die ein Kind um einen Dukaten erwürgen, ein Weib bei Nacht niedermachen könnte. Und das ſteht zwiſchen uns und der Demokratie, zwiſchen uns und der Freiheit. Aber jetzt, ſcheint mir, ſind die Männer ausgeſtorben, und die ſchwerfällige Erde hat das viele Gebären über — ſonſt würde kein gekrönter Hund mehr leben und Gottes Luft verpeſten.

Alle (durcheinander): Verſuch's mit uns!

Michael: Auch du, Vera, wirſt eines Tages die Probe zu beſtehen haben.

Vera: Das gebe Gott! Hab' ich nicht gemordet, was noch Natur in mir iſt, und werd' ich meinen Schwur nicht halten?

Michael (zum Präſidenten): Das Standrecht, Präſident! Jetzt iſt keine Zeit mehr zu verlieren. Wir haben noch zwölf Stunden vor uns, ehe der Kronrat zuſammentritt. Zwölf Stunden! Man kann eine Dynaſtie in kürzerer Zeit entthronen!

Präſident: Jawohl, und auch um einen Kopf kürzer werden.

(Michael und der Präſident ziehen ſich in eine Ecke zurück und ſitzen flüſternd beiſammen. Vera hebt den Erlaß auf und lieſt ihn für ſich. Alexis beobachtet ſie und eilt plötzlich auf ſie zu.)

Alexis: Vera!

Vera: Alexis, du hier? Törichter Knabe, hab' ich dich nicht gebeten, fortzubleiben? Wir alle hier ſind beſtimmt, vor unſerer Zeit zu ſterben, vom Schickſal dazu auserſehen, das Gute, das wir tun, mit Foltern zu ſühnen. Du aber, mit deinem ſtrahlenden Jünglingsgeſicht, du biſt zu jung, ſchon zu ſterben.

Alexis: Niemand iſt zu jung, für ſein Vaterland zu ſterben!

Vera: Warum kommſt du Nacht für Nacht hierher?

Alexis: Weil ich mein Volk liebe.

Vera: Deine Kameraden müſſen dich aber doch vermiſſen? Gibt es keine Verräter unter ihnen? Du weißt, wie viele Spione hier auf der Univerſität ſind. Alexis, du mußt fort. Du ſiehſt, wie verzweifelt uns das Leid gemacht hat. Hier iſt nicht Platz für eine Natur wie deine. Du darfſt nicht wiederkommen.

Alexis: Warum denkſt du ſo gering von mir? Warum ſoll ich leben, wenn meine Brüder leiden?

Vera: Du haſt einmal von deiner Mutter mit mir geſprochen. Du ſagteſt, daß du ſie liebſt. Denk an ſie!

Alexis: Ich habe jetzt keine Mutter außer Rußland. Mein Leben gehört ihr — mag ſie's behalten oder verſchenken. Doch heute bin ich hier, um dich zu ſehen. Es heißt, du gingſt morgen nach Nowgorod.

Vera: Ich muß. Sie werden dort verzagt, und ich möchte die Flamme der Revolution zu ſolcher Lohe anfachen, daß die Augen aller Herrſcher in Europa davon geblendet werden ſollen. Wenn das Standrecht verhängt wird, brauchen ſie mich dort doppelt. Die Tyrannei eines Menſchen ſcheint kein Ende zu finden — aber die Leiden eines ganzen Volkes ſollen ihr Ende finden.

Alexis: Gott weiß es, ich bin auf Eurer Seite. Doch du darfſt nicht reiſen. Die Polizei fahndet nach dir in jedem Zug. Wenn man dich faßt, ſollſt du ohne Verhör ins tiefſte Verlies des Palaſtes geworfen werden. Ich weiß es — gleichviel woher. Oh, denke daran, wie mit dir die Sonne aus unſerem Leben ſchwindet — wie das Volk ſeinen Führer, die Freiheit ihre Prieſterin verliert. — Vera, du darfſt nicht gehen.

Vera: Wenn du es wünſcheſt, will ich bleiben. Ich möchte noch länger für die Freiheit, noch länger für Rußland leben.

Alexis: Wenn du fällſt, dann iſt Rußland verloren — wenn du fällſt, dann verläßt mich jede Hoffnung —

jede ... Vera, eine schreckliche Nachricht bringst du da — das Standrecht — es ist zu furchtbar. Ich hab' es nicht gewußt — bei meiner Seligkeit, ich hab' es nicht gewußt!

Vera: Wie hättest du es auch wissen können? Dafür ist es ein viel zu schlau angelegtes Komplott. Der gewaltige weiße Zar, dessen Hände rot sind vom Blute des Volkes, das er gemordet hat, dessen Seele schwarz ist von Niedertracht, er ist der abgefeimteste Verschwörer unter uns allen. Wie kann es in Rußland zwei so verschiedene Herzen geben, wie deines und seines!

Alexis: Vera, der Kaiser war nicht immer so wie jetzt. Es gab eine Zeit, da hat er das Volk geliebt. Der Satan — Gott verdamm' ihn! — Fürst Paul Maraloffski hat ihn so weit gebracht. Morgen, ich schwör' es dir, will ich für das Volk zum Zaren sprechen.

Vera: Du willst zum Zaren sprechen? Toller Knabe, nur die zum Tode Verurteilten bekommen je den Zaren zu sehen. Und dann — was gibt er auf eine Stimme, die um Gnade fleht? Der Todesschrei eines Riesenvogels hat sein steinernes Herz nicht bewegt.

Alexis (für sich): Und dennoch will ich zu ihm sprechen. Man kann mich höchstens töten.

Professor: Hier sind die Proklamationen, Vera. Glaubst du, daß sie ihren Zweck erfüllen?

Vera: Ich werde sie lesen. Wie schön er ist! Er hat noch nie so vornehm ausgesehen wie heute nacht. Gesegnet ist die Freiheit, für die ein solcher Mann erglüht.

Alexis: Nun, Präsident, womit seid Ihr so beschäftigt?

Michael: Wir denken nur über die beste Art nach, wie man Bären schießt. (Flüstert mit dem Präsidenten und führt ihn beiseite.)

Professor (zu Vera): Und welche Antwort sollen wir unseren Brüdern in Paris und Berlin auf ihre Briefe geben?

Vera (nimmt die Briefe mechaniſch): Hätte ich nicht geſchworen, nicht Liebe zu geben, nicht Liebe zu nehmen, ich glaube, ich hätte ihn geliebt. Oh, ich bin wahnſinnig, bin ſelbſt eine Verräterin — eine Verräterin! Doch warum kam er auch zu uns mit einem friſchen, jungen Geſicht, ſeinem freiheitsentflammten Herzen, ſeiner reinen, weißen Seele! Warum erzeugt er manchmal in mir den Wunſch, ihn zum Herrn und König zu haben, in mir, die ich Republikanerin bin? Oh, Närrin, dreimal Närrin! Verräterin an deinem Eide! Schwankender als Waſſer! Mach' ein Ende! Denk daran, was du biſt — eine Nihiliſtin, eine Nihiliſtin!

Präſident (zu Michael): Man wird dich feſtnehmen, Michael.

Michael: Ich glaube nicht. Ich will die Uniform der kaiſerlichen Garde anlegen, und der wachthabende Oberſt iſt einer der unſeren. Das Zimmer liegt im erſten Stock, du erinnerſt dich — ich kann alſo einen wohlgezielten Schuß abgeben.

Präſident: Soll ich unſern Brüdern etwas davon ſagen?

Michael: Kein Wort davon, kein Wort! Ein Verräter iſt unter uns.

Vera: Iſt das die Proklamation? Jawohl, ſie wird ihren Zweck erfüllen. Schickt fünfhundert Nummern nach Kiew, Odeſſa und Nowgorod, fünfhundert nach Warſchau, und laßt die doppelte Zahl in den ſüdlichen Gouvernements verteilen. Die ſchwerfälligen ruſſiſchen Bauern kümmern ſich allerdings wenig um unſere Proklamation und noch weniger um unſere Leiden. Wenn der Schlag geführt wird, muß es von der Stadt und nicht vom Lande aus geſchehen.

Michael: So iſt's — und mit dem Schwert, nicht mit dem Federkiel.

Vera: Wo ſind die Briefe aus Polen?

Profeſſor: Hier!

Vera: Unglückliches Polen! Die Adler Rußlands haben dir am Herzen gezehrt. Wir dürfen unsere Brüder dort nicht vergessen. —

Präsident: Ist das wahr, was du da sagst, Michael?

Michael: Jawohl, ich verwette meinen Kopf dafür!

Präsident: So laßt die Türen schließen. Alexis Iwantschiewitsch ist unsrer Brüderschaft als Student der Medizin an der Universität Moskau beigetreten. Warum hast du uns nichts von dem Blutplan erzählt, daß das Standrecht verhängt werden soll?

Alexis: Ich, Präsident?

Michael: Ja, du! Du hast davon gewußt — mehr als alle anderen. Waffen wie die werden nicht an einem Tag geschmiedet. Warum hast du uns nichts davon gesagt? Noch vor einer Woche wäre Zeit gewesen, Minen zu legen, Barrikaden zu bauen, zum mindesten einen Streich für die Freiheit zu führen. Doch jetzt ist die Stunde verpaßt. Es ist zu spät, zu spät! Warum hast du vor uns ein Geheimnis daraus gemacht, frage ich?

Alexis: Bei der Hand der Freiheit, du verleumdest mich, Michael, mein Bruder. Ich wußte nichts von diesem scheußlichen Erlaß. Bei meinem Seelenheil, Brüder, ich wußte nichts davon. Wie hätte ich auch sollen?

Michael: Weil du ein Verräter bist! Wohin bist du von hier nach unserer letzten nächtlichen Versammlung gegangen?

Alexis: In meine Wohnung, Michael.

Michael: Lügner! Ich war dir auf den Fersen. Du gingst von hier um ein Uhr nachts fort. In einen weiten Mantel eingehüllt, hast du über den Fluß gesetzt, eine Meile unterhalb der zweiten Brücke, und hast dem Bootsmann ein Goldstück gegeben, du, der arme Student der Medizin! Zweimal bist du zurückgegangen und hast dich unter

einem Torbogen verſteckt — ſo lange, daß ich faſt drauf und dran war, dich niederzumachen, wenn ich nicht ſo ſehr aufs Jagen erpicht wäre. Du dachteſt wohl, jede Verfolgung unmöglich gemacht zu haben, nicht wahr? Schwachkopf! Ich bin ein Bluthund, der ſeine Spur nie verliert. Ich bin dir von Straße zu Straße gefolgt. Endlich bemerkte ich, wie du eilig über den Sankt-Iſaaks-Platz gingſt, der Wache das geheime Loſungswort zuraunteſt und durch eine Nebentüre, zu der du einen Schlüſſel hatteſt, in den Palaſt tratſt.

Die Verſchwörer: In den Palaſt!

Vera: Alexis!

Michael: Ich wartete weiter. All die öden Stunden der langen ruſſiſchen Nacht hab' ich gewartet. Töten wollt' ich dich, wenn du mit dem Judaslohn in der Hand herauskämſt. Doch du biſt nicht mehr herausgekommen. Du haſt den Palaſt nicht mehr verlaſſen. Ich ſah die Sonne durch den braunen Nebel blutigrot über der düſtern Stadt aufgehen — ſah einen neuen Tag der Unterdrückung für Rußland kommen. Doch du biſt nicht mehr herausgekommen. Du verbringſt alſo ganze Nächte im Schloß? Du kennſt das Loſungswort für die Wache! Du haſt einen Schlüſſel zu einer Nebentür? Pfui, ein Spion biſt du — ein Spion! Ich hab' dir nie getraut, dir mit deinen weichen, weißen Händen, deinem Lockenhaar, deinem Mädchengeſicht. Du haſt nicht eine Spur erlittener Qualen an dir; du kannſt es nicht mit dem Volk halten. Ein Spion biſt du — ein Spion — ein Verräter!

Alle (durcheinander): Nieder mit ihm! Nieder mit ihm! (Ziehen ihre Dolche.)

Vera (ſich vor Alexis werfend): Zurück, Michael! Zurück mit euch allen! Wagt nicht, Hand an ihn zu legen! Er iſt der Beſte von uns allen.

Alle: Nieder mit ihm! Nieder mit ihm! Er iſt ein Spion!

Vera: Wagt ihn anzurühren, und ich laſſe euch alle miteinander im Stich.

Präſident: Vera, haſt du nicht gehört, was Michael von ihm berichtet hat? Er hat die ganze Nacht im Zarenſchloß zugebracht. Er kennt das Loſungswort — hat einen Geheimſchlüſſel. Was kann er anderes ſein als ein Spion?

Vera: Pah! Ich glaube Michael nicht. Es iſt nur Lüge — nur Lüge! Alexis, ſag', daß es gelogen iſt!

Alexis: Es iſt wahr. Michael hat nur erzählt, was er wirklich geſehen hat. Ich bin nachts ins Zarenſchloß gegangen. Michael hat die Wahrheit geſagt.

Vera: Zurück, ſag' ich, zurück! Alexis, mir liegt nichts daran. Ich traue dir. Du könnteſt uns nicht verraten — nicht das Volk für Geld verkaufen. Du meinſt es ehrlich und treu! Sag', daß du kein Spion biſt!

Alexis: Spion? Du weißt, daß ich's nicht bin. Ich gehöre euch, meine Brüder, bis zum Tode!

Michael: Du meinſt bis zu deinem Tod.

Alexis: Vera, du weißt, daß ich treu bin.

Vera: Ich weiß es.

Präſident: Warum biſt du hergekommen, Verräter?

Alexis: Weil ich das Volk liebe.

Michael: Dann kannſt du auch ein Märtyrer fürs Volk werden!

Vera: Erſt mußt du mich töten, Michael, ehe du ihn auch nur mit dem Finger berührſt.

Präſident: Michael, wir dürfen Vera nicht verlieren. Es iſt nun einmal ihre Laune, dem Burſchen das Leben zu retten. Wir können ihn hier über Nacht behalten. Vorher hat er uns ja noch nicht verraten. (Auf dem Gang Schritte von Soldaten, es wird an die Tür geklopft.)

Eine Stimme: Öffnet, im Namen des Kaiſers!

Michael: Er hat uns verraten! Das iſt dein Werk, Spion!

Präſident: Ruhig, Michael, ruhig! Wir haben keine Zeit, uns den Hals abzuſchneiden, wenn es gilt, unſeren Kopf zu retten.

Die Stimme: Öffnet im Namen des Kaiſers!

Präſident: Brüder, nehmt alle die Larven vor. Michael, öffne die Tür. Es bleibt uns keine Wahl. (General Kotemkin und Soldaten treten ein.)

General: Alle guten Bürger haben eine Stunde vor Mitternacht in ihrem Haus zu ſein, und nicht mehr als fünf Leute haben das Recht, zuſammenzukommen. Kennt ihr die Bekanntmachung nicht, Kerle?

Michael: Ja. Ihr habt doch jede anſtändige Mauer in Moskau damit vollgeſchmiert.

Vera: Ruhe, Michael, Ruhe. Nein, Herr, wir kennen die Bekanntmachung nicht. Wir ſind eine wandernde Schauſpielertruppe — auf dem Wege von Samara nach Moskau, um Seine kaiſerliche Hoheit, den Zaren, zu beluſtigen.

General: Aber ich habe lärmende Stimmen gehört, bevor ich hereinkam. Was hatte das zu bedeuten?

Vera: Wir haben ein neues Trauerſpiel geprobt.

General: Eure Antworten klingen mir zu ehrlich, als daß ſie wahr wären. Laßt ſehen, wer ihr ſeid. Herab mit dieſen Gauklermasken. Beim heiligen Nikolaus, mein nettes Kind, wenn dein Geſicht ſo hübſch iſt, wie deine Geſtalt, ſo mußt du ein Leckerbiſſen ſein. Alſo los, Schätzchen, dein Geſicht will ich zu allererſt ſehen.

Präſident: Mein Gott! Wenn er ſieht, daß es Vera iſt, ſind wir alle verloren!

General: Keine Ziererei, mein Kind! Marſch, ſag' ich, oder ich gebe meiner Wache Auftrag, dir die Arbeit zu erleichtern.

Alexis: Halt, sag' ich, General Kotemkin!

General: Wer bist du, Kerl, daß du mit so losem Maul zu deinem Vorgesetzten sprichst? (Alexis nimmt die Maske ab.) Seine kaiserliche Hoheit, der Zarewitsch!

Alle: Der Zarewitsch! Nun ist es aus!

Präsident: Er wird uns den Soldaten ausliefern.

Michael (zu Vera): Warum hast du mich ihn nicht töten lassen? Vorwärts — jetzt heißt's auf Leben und Tod kämpfen.

Vera: Bleib ruhig! Er wird uns nicht verraten.

Alexis: Eine meiner Launen, General! Sie wissen, wie mich mein Vater von der Welt absperrt und mich im Schloß gefangen hält. Ich müßte mich wirklich zu Tode langweilen, wenn ich nicht mitunter bei Nacht verkleidet entschlüpfen und in der Stadt ein kleines, romantisches Abenteuer erleben könnte. Ich hab' die guten Leute hier vor ein paar Stunden getroffen.

General: Ganz recht, Hoheit, aber —

Alexis: Ich versichere Ihnen, es sind ausgezeichnete Schauspieler. Wären Sie zehn Minuten früher gekommen, so hätten Sie eine höchst interessante Szene mitansehen können.

General: Sind es wirklich Schauspieler, mein Prinz?

Alexis: Jawohl, und sogar sehr ehrgeizige Schauspieler. Sie wollen nur vor Majestäten spielen.

General: Meiner Treu, Hoheit, ich hatte schon gehofft, einen guten Fang gemacht und Nihilisten erwischt zu haben.

Alexis: Nihilisten in Moskau, General! Wo Sie Polizeichef sind? Ausgeschlossen!

General: Das sage ich auch immer zu Ihrem kaiserlichen Herrn Vater. Ich habe aber heute im Staatsrat gehört, daß das Weibsbild Vera Saburoff, die Rädelsführerin,

hier in der Stadt gesehen worden ist. Das Gesicht des Kaisers wurde weiß wie der Schnee draußen. Ich glaube, ich habe nie einen Menschen so erschrecken sehen.

Alexis: Wohl ein gefährliches Weib, die Vera Saburoff?

General: Das gefährlichste in ganz Europa.

Alexis: Haben Sie sie schon jemals gesehen, General?

General: Das schon — vor fünf Jahren, als ich noch ein simpler Oberst war. Ich erinnere mich noch, Hoheit, wie sie ein gewöhnliches Schankmädchen war. Wenn ich damals gewußt hätte, was aus ihr werden wird, ich hätte sie im Straßengraben zu Tode peitschen lassen. Sie ist kein Weibsbild — ein Teufelsbraten ist sie. In den letzten anderthalb Jahren bin ich hinter ihr her, und einmal hab' ich sie in der Umgebung von Odessa gesehen.

Alexis: Wie kam es, daß sie Ihnen entwischt ist, General?

General: Ich war allein, und sie schoß eines meiner Pferde gerade in dem Augenblicke nieder, als ich sie fassen wollte. Wenn ich sie wieder erwische, will ich meine Karten nicht aus der Hand geben. Der Kaiser hat zwanzigtausend Rubel auf ihren Kopf gesetzt.

Alexis: Hoffentlich fallen sie Ihnen zu, General! Aber indessen erschrecken Sie die guten Leute hier zu Tode und stören das Spiel. Gute Nacht, General.

General: Zu dienen, Hoheit — ich möchte aber doch ihre Gesichter sehen.

Alexis: Nein, General. Das müssen Sie nicht verlangen. Sie wissen doch, wie es fahrendem Volk gegen den Strich geht, sich anstarren zu lassen.

General: Zu dienen, Hoheit. Doch —

Alexis (von oben herab): General, es sind meine Freunde. Das genügt. Übrigens, General, kein Wort von dem kleinen Abenteuer hier — Sie verstehen mich. Ich verlasse mich auf Sie.

General: Ich werde daran denken, mein Prinz. Aber werden wir Sie nicht noch im Schloß ſehen? Der Hofball iſt beinahe vorüber, und man erwartet Sie.

Alexis: Ich werde kommen — aber allein. Nicht vergeſſen — kein Wort von meinen Schauſpielern!

General: Und von Ihrer hübſchen Zigeunerin — wie, mein Prinz? Ihre hübſche Zigeunerin! Wirklich, ich möchte ſie ſehen, bevor ich gehe. Man ſieht ſo ſchöne Augen durch die Maske. Alſo, gute Nacht, Hoheit, gute Nacht.

Alexis: Gute Nacht, General. (General und die Soldaten ab.)

Vera (ihre Maske herunterreißend): Gerettet! Durch dich gerettet!

Alexis (ihre Hand ergreifend): Brüder, wollt ihr mir jetzt vertrauen?

Zweiter Akt

Konferenzzimmer im kaiserlichen Schloß.

Tisch mit einem Thronsessel für den Zaren. Im Hintergrund ein Fenster, das auf einen Balkon führt. Die draußen herrschende Dunkelheit nimmt im Verlauf der Szene zu.

Fürst Petrowitsch: Unserem jungen, flatterhaften Zarewitsch ist also doch verziehen worden, und er soll seinen Platz hier wieder einnehmen?

Fürst Paul: Ja — sofern dies nicht eine Extrastrafe sein soll. Ich für meinen Teil finde wenigstens, daß einen diese Ministerratssitzungen unerhört erschöpfen.

Fürst Petrowitsch: Selbstverständlich — wenn Sie fortwährend das Wort führen.

Fürst Paul: Nein, weil ich hier und da auch zuhören muß.

Graf Ruvaloff: Immerhin ist das alles besser als sozusagen im Gefängnis zu sitzen, wie es der Zarewitsch mußte — als nie in die Welt gehen zu dürfen.

Fürst Paul: Mein lieber Graf, für romantisch angelegte junge Leute, wie ihn, sieht sich die Welt immer am besten aus der Entfernung an — und ein Gefängnis, in dem einem gestattet ist, sich seine eigenen Mahlzeiten zu bestellen, ist noch lange kein so schlimmer Aufenthalt. (Der Zarewitsch tritt ein. Die Hofherren erheben sich.) Ah, guten Tag, mein Prinz! Hoheit sehen heute ein bißchen blaß aus.

Zarewitsch (langsam, nach einer Pause): Ich hätte Luftveränderung nötig.

Fürst Paul (lächelnd): Ein höchst revolutionärer Gedanke! Seine Majestät, Ihr Herr Vater, wäre jeder Reform des Thermometers höchst abgeneigt, soweit Rußland in Frage kommt.

Zarewitſch (bitter): Mein Vater hat mich ſechs Monate in dieſes Schloß wie in einen Kerker eingeſperrt. Heute morgen ließ er mich plötzlich wecken und mitanſehen, wie einige elende Nihiliſten gehängt wurden. Mir iſt bei der blutigen Schlächterei übel geworden — wenn es auch erhebend war, zu ſehen, wie ruhig dieſe Menſchen zu ſterben wiſſen.

Fürſt Paul: Wenn Sie erſt ſo alt ſind wie ich, Prinz, ſo werden Sie verſtehen, daß es kaum etwas Leichteres gibt, als wild zu leben und ruhig zu ſterben.

Zarewitſch: Leicht, ruhig zu ſterben! Die Erfahrung kann Sie das nicht gelehrt haben, ſoviel Sie auch ſonſt von einem wilden Leben verſtehen mögen.

Fürſt Paul (die Achſeln zuckend): Erfahrung — den Namen geben die Menſchen ihren Torheiten. Ich begehe keine.

Zarewitſch (bitter): Nein, Laſter liegen mehr auf Ihrem Wege.

Fürſt Petrowitſch (zum Zarewitſch): Der Kaiſer war geſtern Nacht über Ihr ſpätes Erſcheinen auf dem Ball ſehr aufgebracht, mein Prinz.

Graf Ruvaloff (lachend): Mir ſcheint, er hatte Angſt, die Nihiliſten wären ins Schloß gedrungen und hätten Sie entführt.

Baron Raff: Wäre es dazu gekommen, ſo hätten Sie einen entzückenden Ball verſäumt.

Fürſt Paul: Und ein großartiges Souper. Gringoire hat ſich mit ſeinem Salat wirklich ſelbſt übertroffen. Ja, lachen Sie nur, Baron — aber Salat richtig anzumachen, iſt bedeutend ſchwerer, als Berichte zuſammenzubrauen. Salat richtig anmachen, heißt ein brillanter Diplomat ſein. Das Problem iſt in beiden Fällen vollſtändig dasſelbe: man muß verſtehen, wieviel Öl man in den Eſſig tun ſoll.

Baron Raff: Koch und Diplomat! Eine wundervolle Parallele. Hätte ich einen Narren zum Sohn, ich würde ihn entweder das eine oder das andere werden laſſen.

Fürſt Paul: Wie ich ſehe: hatte Ihr Papa nicht dieſelbe Anſicht. Aber, glauben Sie mir, Sie ſetzen die Kochkunſt zu Unrecht herab. Ich wünſche mir nur eine Unſterblichkeit: eine neue Sauce zu erfinden. Ich habe allerdings nie Zeit genug gehabt, darüber ernſtlich nachzudenken, aber ich fühle, ich habe das Zeug dazu — ich habe das Zeug dazu.

Zarewitſch: Sie haben ſicher Ihren Beruf verfehlt, Fürſt Paul; der cordon bleu hätte viel beſſer zu Ihnen gepaßt als das große Verdienſtkreuz. Aber Sie wiſſen ja auch, daß Sie die weiße Schürze nicht gut hätten tragen können — Sie hätten ſie zu ſchnell beſchmutzt, denn Ihre Hände ſind nicht rein genug.

Fürſt Paul (ſich verneigend): Que voulez-vous? Es ſind die Geſchäfte Ihres Vaters, die ich leite.

Zarewitſch (bitter): Sie verleiten meinen Vater zu ſeinen Geſchäften — wollen Sie wohl ſagen, Sie, der böſe Geiſt ſeines Lebens! Bevor Sie kamen, war noch etwas Liebe in ihm. Sie aber haben ſeine Natur verbittert, haben ihm das Gift verräteriſchen Rates ins Ohr geträufelt, haben ihn bei ſeinem ganzen Volke verhaßt und zu dem gemacht, was er jetzt iſt — zum Tyrannen! (Die Höflinge blicken einander bedeutungsvoll an.)

Fürſt Paul (ruhig): Ich ſehe, Hoheit haben Luftveränderung nötig. Auch ich bin übrigens einmal älteſter Sohn geweſen. (Zündet eine Zigarette an.) Ich weiß daher, was es heißt, wenn ein Vater einem nicht den Gefallen tut, zu ſterben. (Der Zarewitſch geht zum Hintergrund der Bühne, lehnt ſich gegen das Fenſter und blickt hinaus.)

Fürſt Petrowitſch (zu Baron Raff): Toller Burſche! Er wird noch verbannt werden, oder es wird ihm noch ſchlimmer gehen, wenn er ſich nicht zuſammennimmt.

Baron Raff: So iſt's. Wie unklug, aufrichtig zu ſein.

Fürſt Petrowitſch: Wohl die einzige Torheit, die Sie nie begangen haben, Baron.

Baron Raff: Sie wiſſen, Fürſt, der Menſch hat nur einen Kopf.

Fürſt Paul: Ihr Kopf, mein lieber Baron, wäre das letzte, was Ihnen jemand nehmen möchte. (Zieht eine Schnupftabaksdoſe und bietet ſie dem Fürſten Petrowitſch an.)

Fürſt Petrowitſch: Danke, Fürſt, danke!

Fürſt Paul: Sehr fein, nicht? Ich beziehe ihn direkt aus Paris. Aber in dieſer pöbelhaften Republik iſt alles verkommen. „Cotelettes à l'impériale" — mit den Bourbonen natürlich verſchwunden, und Omeletten ſind mit den Orleans dahin. La belle France iſt vollſtändig ruiniert, Fürſt — durch ſchlechte Manieren und noch ſchlechtere Küche. (Marquis de Poivrard tritt auf.) Ah, Marquis! Ich hoffe, Madame la Marquiſe iſt wohlauf.

Marquis de Poivrard: Sie müſſen das beſſer wiſſen als ich, Fürſt Paul. Sie bekommen mehr von ihr zu ſehen.

Fürſt Paul (mit einer Verbeugung): Vielleicht ſehe ich mehr in ihr, Marquis. Ihre Gemahlin iſt in der Tat eine entzückende Frau, voll Eſprit und Satire. Sie ſpricht ununterbrochen von Ihnen, wenn ich ihr Geſellſchaft leiſte.

Fürſt Petrowitſch (auf die Uhr ſehend): Seine Majeſtät hat ſich heute etwas verſpätet — nicht wahr?

Fürſt Paul: Was iſt Ihnen paſſiert, mein lieber Petrowitſch? Sie ſcheinen ja ganz verſtimmt. Sie haben ſich doch hoffentlich nicht mit Ihrem Koch gezankt? Das wäre die reine Tragödie für Sie. Alle Ihre Freunde würden Ihnen davonlaufen.

Fürſt Petrowitſch: Ich fürchte, ſo glücklich wäre ich nicht. Sie vergeſſen, daß mir dann noch immer meine Börſe bliebe, ſie wiederzuholen. Aber diesmal ſind Sie im Irrtum. Mein Koch und ich ſtehen ausgezeichnet miteinander.

Fürſt Paul: Dann haben Sie entweder von Ihren Gläubigern oder von Mademoiſelle Vera Saburoff einen Brief erhalten. Ich verehre beide Teile als ausgezeichnete Schriftſteller. Aber Sie brauchen ſich ganz und gar nicht aufzuregen. Ich finde die bedrohlichſten Proklamationen des Exekutivkomitees, wie es ſich nennt, an allen Ecken und Enden meines Hauſes. Ich leſe ſie gar nicht mehr — ſie ſind in der Regel ſo voller Orthographiefehler.

Fürſt Petrowitſch: Wieder daneben geſchoſſen — die Nihiliſten laſſen mich aus — Gott weiß — welchem Grunde ungeſchoren.

Fürſt Paul (beiſeite): Ja, richtig. Ich vergaß, daß ſich die Welt an Mittelmäßigkeit durch Mißachtung rächt.

Fürſt Petrowitſch: Ich hab' das Leben ſatt, Fürſt. Seitdem die Opernſaiſon vorbei iſt, bin ich zum Märtyrer der Langeweile geworden.

Fürſt Paul: La maladie du siècle! Sie brauchen neue Anregung, Fürſt. Einen Augenblick — Sie waren ſchon zweimal verheiratet; vielleicht verſuchen Sie es einmal damit — ſich zu verlieben.

Baron Raff: Fürſt, ich habe in letzter Zeit ernſt darüber nachgedacht —

Fürſt Paul (ihn unterbrechend): Sie überraſchen mich ganz außerordentlich, Baron.

Baron Raff: Ich kenne mich in Ihrem Charakter nicht aus.

Fürſt Paul (lächelnd): Wenn mein Charakter derart angelegt wäre, daß er Ihrem Faſſungsvermögen mehr entſpräche als meinen eigenen Anforderungen — ich fürchte,

ich hätte der Welt gegenüber eine ſehr traurige Figur abgegeben.

Graf Ruvaloff: Es ſcheint im Leben nichts zu geben, worüber Sie nicht ſpotten.

Fürſt Paul: Mein lieber Graf, das Leben iſt eine viel zu wichtige Sache, als daß man ſich ernſthaft darüber unterhalten könnte.

Zarewitſch (vom Fenſter zurückkehrend): Ich glaubte nicht, daß der Charakter des Fürſten Paul ein ſolches Myſterium iſt. Er würde ſeinen beſten Freund kaltmachen, um ihm ein Epigramm auf den Grabſtein zu ſetzen oder um eine neue Senſation kennenzulernen.

Fürſt Paul: Parbleu! Ich möchte lieber meinen beſten Freund als meinen ärgſten Feind verlieren. Um Freunde zu haben, braucht man bekanntlich nur ein bon homme zu ſein; wenn aber jemand keinen Feind mehr hat, ſo muß etwas Gemeines an ihm ſein.

Zarewitſch (bitter): Wenn der Beſitz an Feinden ein Maßſtab für Größe iſt, dann müſſen Sie in der Tat ein Gigant ſein, Fürſt.

Fürſt Paul: Jawohl, ich weiß, daß ich der beſtgehaßte Menſch in Rußland bin — Ihren Vater ausgenommen, Ihren Vater allerdings ausgenommen, Prinz. Er übrigens ſcheint davon nicht ſehr erbaut zu ſein, ich bin es aber — das kann ich Ihnen verſichern. (Bitter): Ich liebe es, durch die Straßen zu fahren und zu ſehen, wie mich die Canaillen aus jedem Winkel finſter anſtarren. Es weckt in mir das Gefühl, daß ich eine Macht in Rußland bin — ein Menſch gegen hundert Millionen! Außerdem habe ich nicht den Ehrgeiz, den beliebten Volksmann zu ſpielen — ein Jahr lang mit Lorbeer bekränzt und dann mit Steinen beworfen zu werden. Ich ziehe einen ruhigen Tod im eigenen Bette vor.

Zarewitsch: Und was kommt nach dem Tod?

Fürst Paul (mit den Achseln zuckend): Der Himmel ist eine Despotie. Da bin ich zu Hause.

Zarewitsch: Denken Sie niemals an das Volk und seine Rechte?

Fürst Paul: Das Volk mitsamt seinen Rechten ennuyiert mich. Mir ekelt vor beiden. In unserer modernen Zeit braucht man nur pöbelhaft, ungebildet, gemein und verkommen zu sein — das scheint einem Menschen eine Unmenge Rechte zu verleihen, von denen sich sein verehrlicher Vater nie etwas hat träumen lassen. Glauben Sie mir, Prinz — in einer echten Demokratie sollte jeder — Aristokrat sein. Aber unser russisches Volk, das uns loszuwerden sucht, ist nicht besser als die Tiere im Wildpark, und die Mehrzahl ist nur zum Niederschießen da.

Zarewitsch (erregt): Wenn es gemein, ungebildet und verkommen — wenn es nicht besser als das Vieh auf der Weide ist, wer hat es dazu gemacht? (Ein Adjutant erscheint.)

Der Adjutant: Seine kaiserliche Hoheit, der Zar. (Fürst Paul blickt lächelnd den Zarewitsch an. Der Zar erscheint, von seiner Garde umgeben.)

Zarewitsch (eilt rasch auf ihn zu): Sire!

Zar (nervös erschreckend): Komm mir nicht zu nahe, Junge. Komm mir nicht so nahe, sag' ich. Ein Thronfolger hat immer etwas Unerquickliches für seinen Vater. Wer ist das da drüben? Ich kenne den Mann nicht. Was treibt er? Ist's ein Verschwörer? Habt ihr ihn durchsucht? Gebt ihm bis morgen Zeit zum Geständnis — dann zum Galgen mit ihm! — Zum Galgen!

Fürst Paul: Sire, Sie eilen dem Gang der Ereignisse voraus! Es ist Graf Petuchoff, Ihr neuer Gesandter in Berlin. Er hat sich gemeldet, um den Handkuß für seine Ernennung zu leisten.

Zar: Um mir die Hand zu küssen? Dahinter steckt ein Komplott. Er will mich vergiften. Küßt meinem Sohn die Hand — das erfüllt ganz den gleichen Zweck. (Fürst Paul gibt dem Grafen Petuchoff ein Zeichen, den Saal zu verlassen. Petuchoff und die Garde ab. Der Zar läßt sich in seinen Sessel fallen. Die Hofherren verharren in Schweigen.)

Fürst Paul (nähertretend): Sire! Geruhen Eure Majestät —

Zar: Warum erschreckt Ihr mich so? Nein, ich geruhe nicht. (Beobachtet nervös die Höflinge.) Warum rasselt ihr mit eurem Schwert? (Zum Grafen Ruvaloff): Legt es ab. Ich will nicht, daß irgend jemand in meiner Gegenwart ein Schwert trage — (den Zarewitsch beobachtend), am allerwenigsten mein Sohn. (Zum Fürsten Paul): Ihr zürnt mir doch nicht, Fürst? Ihr werdet mich doch nicht verlassen? Sagt, daß Ihr es nicht tun wollt. Was wollt Ihr haben? Ihr könnt alles haben — alles.

Fürst Paul (sich tief verneigend): Sire, es genügt mir, Eurer Majestät Vertrauen zu besitzen. (Zu sich): Ich hatte schon Angst, er wollte Rache nehmen und mir noch einen Orden geben.

Zar (in seinem Sessel wieder Platz nehmend): Nun, meine Herren.

Marquis de Poivrard: Sire, ich habe die Ehre, eine Loyalitätsadresse der Untertanen Eurer Majestät in der Provinz Archangelsk zu überreichen. Sie bringen ihr Entsetzen über das letzte Attentat auf das Leben Eurer Majestät zum Ausdruck.

Fürst Paul: Sie hätten das — vorletzte sagen sollen, Herr Marquis. Sehen Sie nicht, daß die Datierung schon drei Wochen alt ist?

Zar: Ein gutes Volk in der Provinz Archangelsk — ein braves, loyales Volk. Es liebt mich wirklich — einfaches loyales Volk. Gebt ihm einen neuen Heiligen, das kostet

nichts. Richtig, Alexis (ſich an den Zarewitſch wendend), wieviele Verräter hat man heute früh gehängt?

Zarewitſch: Drei Mann wurden erdroſſelt, Sire.

Zar: Es hätten dreitauſend ſein ſollen. Wollte Gott, dieſes Volk hätte nur einen Hals, daß ich die Kerle mit einem Strick erwürgen könnte. Haben ſie etwas geſagt? Wen haben ſie angegeben? Was haben ſie geſtanden?

Zarewitſch: Nichts, Sire.

Zar: Dann hätte man ſie foltern ſollen. Warum hat man ſie nicht gefoltert? Muß ich immer im Dunkeln kämpfen? Soll ich nie erfahren, welcher Wurzel die Verräter entſtammen?

Zarewitſch: Was ſollte die Wurzel der Unzufriedenheit im Volke ſein als die Tyrannei und Ungerechtigkeit ſeiner Herrſcher!

Zar: Was ſagſt du da, Junge? Tyrannei! Tyrannei! Bin ich ein Tyrann? Ich bin keiner. Ich liebe das Volk, bin ihm ein Vater. So heiße ich doch in jedem amtlichen Erlaß. Nimm dich in acht, Junge, nimm dich in acht! Deine tolle Zunge ſcheint noch nicht kuriert zu ſein. (Er geht zum Fürſten Paul und legt ihm die Hand auf die Schulter.) Fürſt Paul, ſagt, hat viel Volk zugeſehen, als die Nihiliſten heute morgen gehängt wurden?

Fürſt Paul: Das Hängen bietet heute natürlich eine weitaus geringere Senſation für Rußland, Sire, als vor drei oder vier Jahren. Und Eure Majeſtät wiſſen, wie raſch das Volk auch ſeine Lieblingsunterhaltungen ſatt bekommt. Aber die Richtſtätte und die Dächer waren doch geradezu überſät mit Menſchen — nicht, Prinz? (Zum Zarewitſch, der keine Notiz von ihm nimmt.)

Zar: So iſt's recht. Alle guten Bürger ſollten dabei ſein. Es zeigt ihnen, was ſie zu erwarten haben. Wurde jemand aus der Menge feſtgenommen?

Fürſt Paul: Ja, Sire, ein Frauenzimmer, das Eurer Majeſtät Namen verfluchte. (Der Zarewitſch fährt erſchrocken zuſammen.) Die Mutter zweier Delinquenten.

Zar (mit einem Blick auf den Zarewitſch): Sie hätte mich ſegnen ſollen, weil ich ihr die Kinder vom Hals genommen habe. Schickt ſie ins Gefängnis.

Zarewitſch: Die Kerker Rußlands ſind ſchon überfüllt, Sire. Es iſt kein Platz für weitere Opfer.

Zar: So ſterben ſie nicht ſchnell genug. Ihr ſolltet mehrere von ihnen in dieſelbe Zelle ſperren. Ihr haltet ſie nicht lang genug in den Bergwerken. Dann würden ſie raſcher ſterben. Ihr aber ſeid viel zu mild. Auch ich bin viel zu mild. Schickt das Weib nach Sibirien. Sie wird ſicher unterwegs ſterben. (Ein Adjutant tritt ein.) Wer iſt das? Wer iſt das?

Adjutant: Ein Schreiben für Seine kaiſerliche Hoheit.

Zar (zum Fürſten Paul): Ich mag es nicht öffnen. Es könnte etwas drin ſein.

Fürſt Paul: Es wäre auch ein höchſt merkwürdiger Brief, wenn nichts drin wäre. (Er übernimmt das Schreiben und lieſt es.)

Fürſt Petrowitſch (zum Grafen Ruvaloff): Das müſſen ſchlimme Nachrichten ſein. Ich kenne dies Lächeln zu genau.

Fürſt Paul: Vom Polizeichef in Archangelsk, Sire. „Der Statthalter der Provinz wurde heute morgen von einem Frauenzimmer in dem Augenblick niedergeſchoſſen, als er den Hof ſeines Hauſes betrat. Die Mörderin wurde verhaftet.“

Zar: Ich habe dem Volk in Archangelsk nie getraut. Es iſt ein Nihiliſten-, ein Verſchwörerneſt. Nehmt ihm die Heiligen. Es verdient ſie nicht.

Fürſt Paul: Majeſtät würden das Volk vielleicht härter beſtrafen, wenn Majeſtät ihm noch einen neuen dazu

gäben. Drei Gouverneure im Laufe von zwei Monaten erschossen! (Vor sich hinlächelnd.) Sire, gestatten Eure Majestät mir, Euren loyalen Diener, den Marquis de Poivrard, als neuen Statthalter für Eurer Majestät Provinz Archangelsk in Vorschlag zu bringen.

Marquis de Poivrard (rasch): Sire, ich tauge nicht für diesen Posten.

Fürst Paul: Herr Marquis sind zu bescheiden. Glauben Sie mir: ich möchte keinen Menschen in Rußland lieber als Statthalter von Archangelsk sehen als gerade Sie. (Flüstert mit dem Zaren.)

Zar: Ganz richtig, Fürst Paul. Ihr habt immer recht. Gebt Befehl, daß die Papiere für den Marquis sofort ausgefertigt werden.

Fürst Paul: Er kann noch heute nacht abreisen, Sire. Ich werde Sie wirklich sehr vermissen, Marquis. Ich war stets ein aufrichtiger Bewunderer Ihres Geschmacks bei Wein und Weibern.

Marquis de Poivrard (zum Zaren): Ich soll heute nacht abreisen? (Fürst Paul flüstert mit dem Zaren.)

Zar: Ja, Marquis — es ist besser, wenn Sie sofort abreisen.

Fürst Paul: Ich werde darauf achten, daß Madame la Marquise in Ihrer Abwesenheit nicht zu viel allein ist, Sie brauchen also nicht um sie besorgt zu sein.

Graf Ruvaloff (zum Fürsten Petrowitsch): Ich wäre mehr um mich besorgt.

Zar: Der Statthalter von Archangelsk in seinem Hofe von einem Weib niedergeschossen! Ich bin hier nicht sicher. Ich bin nirgends sicher, solange dieser Satan der Revolution, Vera Saburoff, hier in Moskau ist. Fürst Paul, ist das Weib noch immer hier?

Fürst Paul: Man berichtet mir, sie sei gestern nacht auf dem Ball des Großfürsten gewesen. Ich kann's kaum

glauben. Jedenfalls aber hatte ſie vor, heute nach Nowgorod zu fahren, Sire. Die Polizei hat jeden Zug nach ihr abgeſucht. Aber aus irgendeinem Grunde iſt ſie nicht abgereiſt. Ein Verräter muß ſie gewarnt haben. Aber ich werde ſie doch faſſen. Die Jagd auf ein ſchönes Weib hat immer etwas Aufregendes.

Zar: Ihr müßt mit Bluthunden hinter ihr her ſein; und wenn man ſie abgefaßt hat, will ich ihr Knochen für Knochen zerhacken laſſen. Sie ſoll auf den Block geſpannt werden, bis ihr weißer Leib ſich dreht und windet, wie Papier im Feuer.

Fürſt Paul: Wir wollen ſofort eine neue Jagd auf ſie eröffnen. Prinz Alexis wird ſicher mittun.

Zarewitſch: Sie verlangen doch ſonſt nie Beiſtand, wenn's gilt, eine Frau zu ruinieren, Fürſt Paul.

Zar: Die Nihiliſtin Vera iſt in Moskau! Mein Gott, wär' es nicht beſſer, den Hundetod, den ſie mir geben wollen, mit einemmal zu ſterben, ſtatt weiterzuleben, wie ich jetzt lebe! Schlaflos — und wenn ich ſchlafe, von entſetzlichen Träumen gefoltert, daß die Hölle ſelbſt dagegen ein Ort des Friedens ſcheint. Niemand vertrauen zu dürfen als denen, die ich gekauft — niemand kaufen zu können, auf den ich mich wirklich verlaſſen könnte! In jedem Lächeln Verrat, in jeder Speiſe Gift, in jeder Hand den Dolch zu ſehen! Nachts wach zu liegen und Stunde für Stunde dem heimlichen Schleichen des Mörders zu lauſchen, zu hören, wie ſie die verfluchte Mine legen. Spione ſeid ihr alle! Spione! Du der allerſchlimmſte — — du, mein eigener Sohn! Wer von euch legt mir dieſe blutrünſtigen Proklamationen unters Kiſſen — auf den Tiſch, an dem ich ſitze? Wer von euch iſt der Judas, der mich verrät? Mein Gott, mein Gott! Einſt hat es eine Zeit gegeben, als wir im Krieg mit England lagen, wo

nichts mich fürchten machen konnte. (Jetzt mit mehr Ruhe und Pathos.) Ich hab' mich in das blutigſte Getümmel der Schlacht geſtürzt, mit einem Adler bin ich zurückgekehrt, den das wilde Inſelvolk uns ſchon geraubt hatte. Ja, damals hat man mir geſagt, ich wäre tapfer. Mein Vater ſchenkte mir das eiſerne Verdienſtkreuz. Ach, ſäh' er jetzt — die Bläſſe feiger Furcht auf meinen Wangen. (Sinkt in ſeinen Seſſel.) Liebe hat es für mich nicht gegeben, als ich noch ein Kind war. Durch Furcht nur hat man mich beherrſcht — wie ſollt' ich nunmehr anders herrſchen? (Aufſpringend.) Doch meine Rache will ich — meine Rache! Für jede Stunde, die ich bei Nacht ſchlaflos daliege, in Furcht vor Strang und Dolch, ſollen ſie mir Jahre in Sibirien, Jahrhunderte in den Bergwerken ſchmachten. Ja, meine Rache will ich!

Zarewitſch: Vater, hab' Mitleid mit dem Volk! Gib ihm, was es verlangt.

Fürſt Paul: Und machen Majeſtät den Anfang mit dem eignen Haupt. Danach herrſcht ein beſonderes Verlangen.

Zar: Das Volk, das Volk! Ein Tiger, den ich auf mich ſelbſt losgelaſſen habe. Aber bis zum letzten Augenblick will ich mit ihm ringen. Ich hab' die halben Maßregeln ſatt. Mit einem Schlag will ich die Nihiliſten zermalmen. Kein Mann, kein Weib unter ihnen ſoll in Rußland länger am Leben bleiben. Bin ich umſonſt der Zar, daß mich ein Weib in Schach halten darf? Vera Saburoff ſoll — das ſchwör' ich — ehe eine Woche um iſt, in meiner Gewalt ſein, und müßte ich auch meine ganze Hauptſtadt niederbrennen, um ſie zu finden. Dann ſoll ſie mit der Knute gepeitſcht, in der Feſtung geſtreckt, am Richtplatz gehängt werden.

Zarewitſch: O Gott!

Zar: Zwei Jahre lang halten ihre Hände meinen Hals umklammert. Zwei Jahre lang macht sie mir das Leben schon zur Hölle. Aber ich will mich dafür rächen. Standrecht, Fürst, Standrecht übers ganze Reich. Das wird mir Rache schaffen. Das richtige Mittel, Fürst, das richtige Mittel — nicht wahr?

Fürst Paul: Und auch ein ökonomisches, Sire! Es würde die überschüssige Bevölkerung in sechs Monaten dezimieren, und Eurer Majestät viele Auslagen für die Gerichtshöfe ersparen. Man wird sie dann nicht mehr brauchen.

Zar: Sehr gut. Es gibt zu viel Menschen in Rußland — zu viel Geld wird für sie, zu viel Geld für die Gerichtshöfe verschwendet. Ich will sie aufheben.

Zarewitsch: Sire, bedenken Sie, bevor —

Zar: Wann kann der Erlaß fertig sein, Fürst Paul?

Fürst Paul: Er ist schon vor einem halben Jahre gedruckt worden. Ich wußte, Eure Majestät würden ihn benötigen.

Zar: Gut! Ausgezeichnet! Fangen wir sofort an. Ja, Fürst, wenn jeder Herrscher in Europa einen solchen Minister hätte —

Zarewitsch: Dann gäb' es nicht so viel Herrscher in Europa, wie jetzt.

Zar (dem Fürsten Paul erschrocken zuraunend): Was meint er damit? Traut Ihr ihm? Die Haft hat ihn noch nicht kirre gemacht. Soll ich ihn verbannen? Soll ich ihn (ganz leise) ...? Kaiser Paul hat's getan. Da, die Kaiserin Katharina (auf das Bild an der Wand weisend) hat's getan. Warum soll ich es nicht tun?

Fürst Paul: Eure Majestät, hier liegt kein Grund zur Aufregung vor. Der Prinz ist ein geistreicher junger Mann. Er gibt vor, mit dem Herzen beim Volke zu sein, und lebt in einem Schloß. Er predigt soziale Reformen und bezieht eine Apanage, mit der eine Provinz auskommen

könnte. Eines schönen Tages wird er herausfinden, daß die beste Medizin für republikanische Phantastereien die Kaiserkrone ist, und er wird die rote Mütze der Revolutionäre in Stücke schneiden, um daraus Dekorationen für seinen Premierminister zu machen.

Zar: Ihr habt recht. Wenn er das Volk aufrichtig liebte, könnt' er nicht mein Sohn sein.

Fürst Paul: Er braucht nur vierzehn Tage mit dem Volke zu leben, und das schlechte Essen würde ihn bald von seinen demokratischen Anwandlungen kurieren. Wollen wir beginnen, Sire?

Zar: Sofort. Verlest die Proklamation. Nehmt Platz, meine Herren. Alexis, Alexis, komm und hör' zu! Es wird für dich eine gute Lektion sein — eines Tages wirst du dann dasselbe tun.

Zarewitsch: Ich hab' schon zu viel davon gehört. (Setzt sich an den Tisch. Graf Ruvaloff flüstert mit ihm.)

Zar: Was zischelt ihr da, Graf Ruvaloff?

Graf Ruvaloff: Ich habe Seiner königlichen Hoheit einen guten Rat gegeben, Majestät.

Fürst Paul: Graf Ruvaloff ist der Typus des Verschwenders, Sire; er verschleudert immer grade das, was er selbst am nötigsten braucht. (Er breitet Papier vor dem Zaren aus.) Ich denke, Eure Majestät werden es gutheißen: — „Liebe des Volkes", „Vater seines Volkes", „Standrecht", und schließlich der übliche Hinweis auf die Vorsehung. Das einzige, was noch fehlt, ist die Unterschrift Eurer kaiserlichen Majestät.

Zarewitsch: Sire!

Fürst Paul (rasch): Ich gelobe Eurer Majestät, in sechs Monaten jeden Nihilisten in Rußland unschädlich zu machen, falls Eure Majestät diese Proklamation unterzeichnen — — jeden Nihilisten in Rußland.

Zar: Sagt es noch einmal! Jeden Nihilisten in Rußland unschädlich zu machen — auch dieses Weib, ihren Rädelsführer, das in meiner eigenen Hauptstadt auf mich Jagd macht. Fürst Paul Maraloffski, ich ernenne Euch zum Marschall des gesamten russischen Reiches. Das erleichtert Euch die Aufgabe, das Standrecht durchzuführen. Reicht mir die Proklamation. Ich will sie sofort zeichnen.

Fürst Paul (überreicht das Papier): Hier, Sire.

Zarewitsch (springt auf und legt die Hand auf das Papier): Halt! Halt, sag' ich! Die Popen haben dem Volk den Himmel genommen, und Ihr wollt ihm auch noch die Erde nehmen?

Fürst Paul: Wir haben keine Zeit, Prinz. Dieser Knabe verdirbt noch alles. Hier ist die Feder, Sire.

Zarewitsch: Ja, ist es denn so gar nichts, eine ganze Nation zu erwürgen, das Reich eines Königs, eines Kaisers zu zerstören? Was sind wir denn, daß wir es wagen dürfen, diesen Bann des Schreckens auf ein ganzes Volk zu legen? Haben wir denn weniger Fehler als sie, daß wir sie vor unsere Richterschranken bringen dürfen?

Fürst Paul: Wie kommunistisch der Prinz doch denkt! Er wäre für eine gleichmäßige Verteilung der Laster wie des Eigentums.

Zarewitsch: Sie, die die gleiche Sonne bestrahlt, die gleiche Luft labt, sie, die aus gleichem Fleisch und Blut gemacht sind, wie wir — wodurch unterscheiden sie sich denn von uns, als daß sie darben, während wir prassen, daß sie sich schinden, während wir lungern, daß sie hinsiechen, während wir Gift mischen, daß sie sterben, während wir morden?

Zar: Du wagst —?

Zarewitsch: Ich wage alles für das Volk. Du aber willst ihm die allgemeinen Menschenrechte rauben.

Zar: Das Volk hat keine Rechte.

Zarewitsch: Dann geschieht ihm schweres Unrecht. Vater, das Volk hat für dich die Schlachten gewonnen. Von den Fichtenwäldern der Ostsee bis zu den Palmenhainen Indiens ist es auf den mächtigen Schwingen des Sieges dahingeeilt, um Ruhm für dich zu holen. Bin ich auch noch jung, so habe ich doch gesehen, wie Woge auf Woge lebender Leiber die Höhen des Schlachtfeldes kühn erklomm, um in den sichern Tod hinabzustürzen. Ich hab' gesehen, wie unser Volk aus den Händen des Kriegsgotts des Sieges Todesbeute riß, wenn schon der Halbmond über unsern Adlern blutig anzusteigen schien.

Zar (ein wenig bewegt): Die Männer sind tot. Was hab' ich mit ihnen zu schaffen?

Zarewitsch: Nichts. Die Toten schlafen ruhig; ihnen kannst du nicht mehr wehe tun. Sie schlafen den letzten langen Schlaf. Die einen in den Gewässern der Levante, die andern auf den windumwehten Bergen von Norwegen und Dänemark. Aber was hast du für die Lebenden, unsere Brüder, getan? Sie schrien zu dir um Brot und du hast ihnen Steine gegeben. Sie suchten die Freiheit, du hast sie mit Skorpionen gezüchtigt. Du selbst hast die Saat der Revolution gesät! —

Fürst Paul: Sind wir's aber nicht auch, die jetzt die Halme schneiden?

Zarewitsch: Oh, meine Brüder! Weit besser, ihr wäret unter dem Eisenhagel der dröhnenden Geschosse in der Schlacht gefallen, als daß euch jetzt in eurer Heimat ein solches Schicksal trifft. Die Tiere des Waldes haben ihre Lager, wilde Bestien ihren Käfig — aber Rußlands Volk, das die Welt erobert hat, hat keinen Platz, wo es sein Haupt in Ruhe niederlegen kann.

Fürst Paul: Es hat den Block des Henkers.

Zarewitsch: Den Block des Henkers! Ihr habt die Seele des Volkes nach Herzenslust gemordet — jetzt wollt ihr auch den Körper töten.

Zar: Frecher Knabe! Hast du vergessen, wer Rußlands Herrscher ist?

Zarewitsch: Nein! Durch Gottes Vorsehung herrscht jetzt das Volk, du hättest sein Hirte sein sollen — du bist geflohen, wie ein gedungener Knecht und hast die Wölfe auf sie gehetzt.

Zar: Fort mit ihm! Fort mit ihm, Fürst Paul!

Zarewitsch: Gott hat dem Volk eine Zunge gegeben, um zu reden; du möchtest sie ihm ausschneiden, damit es stumm im Todeskampf sei, schweigend seine Martern erdulde! Aber Gott hat ihm auch Hände gegeben, loszuschlagen, und es wird losschlagen. Ja, dem siechen und schwerringenden Schoße des unglücklichen Landes wird, gleich einem blutigen Kinde, die Revolution entsteigen, und euch vernichten.

Zar (aufspringend): Satan! Mordbube! Du wagst, mir ins Gesicht zu trotzen?

Zarewitsch: Ja. Weil ich Nihilist bin! (Die Minister springen auf; einige Minuten herrscht tödliches Schweigen.)

Zar: Ein Nihilist! Ein Nihilist! Du Schlange, die ich genährt — du Verräter, den ich geliebt — ist das dein düsteres Geheimnis? Fürst Paul Maraloffski, oberster Beamter des russischen Reiches, verhaftet den Zarewitsch!

Die Minister: Der Zarewitsch verhaftet!

Zar: Ein Nihilist! Hast du mit ihnen gesät, so sollst du auch mit ihnen ernten! Hast du mit ihnen verkehrt, so magst du mit ihnen faulen! Hast du mit ihnen gelebt, so sollst du mit ihnen sterben!

Fürst Petrowitsch: Sterben!

Zar: Die Peſt auf jeden Sohn, ſag' ich! Man ſollte in Rußland das Heiraten verbieten, wenn Nattern wie du auskriechen können! Verhaftet den Zarewitſch — ich befehle es!

Fürſt Paul: Zarewitſch! auf Befehl des Kaiſers verlang' ich Euer Schwert. (Der Zarewitſch übergibt ihm ſein Schwert; Fürſt Paul legt es auf den Tiſch.) Wahnwitziger Knabe! Du taugſt nicht zum Verſchwörer — du haſt nicht gelernt, deine Zunge zu beherrſchen. Ein Palaſt iſt nicht der rechte Platz für heroiſche Anwandlungen.

Zar (ſinkt, die Augen auf den Zarewitſch gerichtet, in ſeinen Seſſel): O Gott!

Zarewitſch: Wenn ich fürs Volk ſterben ſoll, ich bin bereit. Ein Nihiliſt mehr oder weniger in Rußland — was liegt daran?

Fürſt Paul (beiſeite): Für den betreffenden Nihiliſten recht viel, ſollt' ich meinen.

Zarewitſch: Die mächtige Brüderſchaft, der ich angehöre, hat tauſend wie mich, zehntauſend Beſſere als mich. (Der Zar fährt von ſeinem Seſſel auf.) Schon iſt der Stern der Freiheit aufgegangen, und von ferne höre ich die Brandung der Demokratie mächtig an dieſe verfluchten Geſtade ſchlagen.

Fürſt Paul (zum Fürſten Petrowitſch): Dann wär' es Zeit für uns, ſchwimmen zu lernen.

Zarewitſch: Mein Vater! Mein Herr und Kaiſer — ich bitte nicht um mein Leben, ſondern um das Leben meiner Brüder, des Volkes.

Fürſt Paul (bitter): Ihre Brüder, Prinz, das Volk begnügt ſich nicht mit ſeinem Leben, es begehrt auch das ſeines Nächſten.

Zar (erhebt ſich): Ich bin des Schreckens und der Angſt müde. Von heute an erkläre ich dem Volke Krieg — Krieg bis zur

Vernichtung. Wie du mir, ſo ich dir. Ich will das Volk zu Staub zermalmen und ſeine Aſche in die Winde zerſtreuen. Ein Späher ſoll in jedem Hauſe, ein Verräter an jedem Herd, ein Henker in jedem Dorf, ein Galgen auf jedem Platz ſein. Peſt, Ausſatz und Fieber ſollen nicht ſo tödlich ſein wie mein Haß. Ich will aus jedem Flecken Land einen Friedhof, aus jeder Provinz ein Siechenhaus machen, will die Seuche mit dem Schwerte heilen. Ich will Ruhe in Rußland ſchaffen, und wäre es auch die Ruhe eines Kirchhofs. Wer hat geſagt, ich wär ein Feigling? Wer hat geſagt, ich hätte Angſt? Seht, ſo will ich das Volk unter meinen Füßen zertreten. (Er ergreift das Schwert des Zarewitſch und ſtampft darauf.)

Zarewitſch: Vater, gib acht — das Schwert, auf das du trittſt, könnte ſich gegen dich kehren und dich verwunden. Das Volk duldet lange, doch ſchließlich kommt die Rache, die Rache mit blutiger Hand und mörderiſchen Gedanken.

Fürſt Paul: Pah! Das Volk weiß nicht zu zielen; es verfehlt immer das Ziel.

Zarewitſch: Es gibt auch Zeiten, wo das Volk zum Werkzeug Gottes wird.

Zar: Ja, und wo die Herrſcher zu Geißeln Gottes fürs Volk werden. Oh, mein leiblicher Sohn hier in meinem Hauſe, mein eigen Fleiſch und Blut wider mich! Führt ihn hinweg! Laßt meine Garde herein. (Die kaiſerliche Garde erſcheint. Der Zar deutet auf den Zarewitſch, der allein auf der einen Seite der Bühne ſteht.) In Moskaus tiefſtes Verlies! Laßt mich ihn nie wieder ſehen. (Die Garde will den Zarewitſch abführen.) Nein, nein, laßt ihn! Ich traue der Garde nicht. Alle ſind Nihiliſten! Sie laſſen ihn vielleicht entwiſchen, und er wird mich dann töten, mich töten. Nein, ich ſelbſt will ihn ins Gefängnis ſchleppen, ich und Ihr. (Zum Fürſten Paul.) Euch traue ich, Ihr kennt kein Er-

barmen. Auch ich will kein Erbarmen kennen. Oh, mein eigener Sohn wider mich! Wie heiß es iſt! Die Luft hier erſtickt mich! Mir iſt, als ſchwänden mir die Sinne, als ſäße mir etwas an der Kehle. Die Fenſter auf! Aus meinen Augen! Aus meinen Augen! Ich kann den Blick nicht ertragen! Erwartet mich, erwartet mich! (Er reißt das Fenſter auf und geht auf den Balkon.)

Fürſt Paul (auf die Uhr ſehend): Inzwiſchen wird das Diner gewiß kalt werden. Unangenehme Sachen das, Politik und Erſtgeborene!

Eine Stimme (von außen auf der Straße): Gott ſchütze das Volk! (Eine Kugel trifft den Zaren, er taumelt zurück in den Saal.)

Zarewitſch (reißt ſich von der Wache los und ſtürzt vor): Vater!

Zar: Du Mörder! Du Mörder! Das war dein Werk! Du Mörder! (Stirbt.)

Dritter Akt

Derſelbe Schauplatz und der gleiche Vorgang wie im erſten Akt. Ein Mann in gelber Kleidung mit gezücktem Schwerte vor der Tür.

Loſung: Vae tyrannis.

Antwort: Vae victis. (Dreimal zu wiederholen.)

(Verſchwörer treten auf, maskiert und in Mäntel gehüllt, und bilden einen Halbkreis.)

Präſident: Welche Stunde zählen wir?

Erſter Verſchwörer: Die Stunde des Aufſtandes.

Präſident: Welchen Tag?

Zweiter Verſchwörer: Den Tag Marats.

Präſident: Welchen Monat?

Dritter Verſchwörer: Den Monat der Freiheit.

Präſident: Was iſt unſere Pflicht?

Vierter Verſchwörer: Gehorſam.

Präſident: Unſer Evangelium?

Fünfter Verſchwörer: Parbleu, Monsieur le Président, ich hab' wirklich nicht gewußt, daß Sie eins haben.

Die Verſchwörer (durcheinander): Ein Spion! Ein Spion! Herunter mit der Maske! Herunter mit der Maske! Ein Spion!

Präſident: Laßt die Türen ſchließen. Hier ſind nicht nur Nihiliſten.

Die Verſchwörer (wie oben): Herunter mit der Maske! Herunter mit der Maske! Tötet ihn! Tötet ihn! (Der maskierte Verſchwörer nimmt die Maske ab.) Fürſt Paul!

Vera: Teufel! Was hat dich in die Höhle des Löwen gelockt?

Die Verſchwörer (wie oben): Tötet ihn! Tötet ihn!

Fürſt Paul: En vérité, Messieurs, das nenne ich keinen allzufreundlichen Empfang!

Vera: Empfang? Welchen Empfang sollten wir Euch bieten als Dolch und Strick?

Fürst Paul: Ich hatte tatsächlich keine Ahnung, daß die Nihilisten so exklusiv sind. Gestatten Sie mir die Versicherung, daß, wenn ich nicht immer Entrée zu der allerfeinsten Gesellschaft und zu den schlimmsten Verschwörungen gehabt hätte, ich niemals Premierminister in Rußland hätte werden können!

Vera: Der Tiger kann seine Natur nicht ändern, die Schlange ihr Gift nicht loswerden. Seid Ihr vielleicht aber ein Freund des Volkes geworden?

Fürst Paul: Mon dieu, non, Mademoiselle! Ich würde es entschieden vorziehen, im Salon zu medisieren, statt im Keller zu konspirieren! Abgesehen davon hasse ich den gemeinen Mob, der nach Knoblauch riecht, schlechten Tabak raucht, früh aufsteht und beim Diner nur einen Gang sieht.

Präsident: Was denkt Ihr denn, bei einer Verschwörung zu gewinnen?

Fürst Paul: Mon ami, ich habe nichts mehr zu verlieren. Der flatterhafte junge Herr, der neue Zar, hat mich verbannt.

Vera: Nach Sibirien?

Fürst Paul: Nein, nach Paris. Er hat meine Besitzungen konfisziert, mir meine Ämter und meinen Koch genommen. Nur meine Orden sind mir geblieben. Aus Rache bin ich hier.

Präsident: Dann habt Ihr ein Recht darauf, uns beizutreten. Auch uns bringt die Rache hier täglich zusammen.

Fürst Paul: Ihr braucht also Geld. Kein Mensch läßt sich in Verschwörungen ein, der Geld hat. Da! (Er wirft Geld auf den Tisch.) Ihr habt so viele Spione, daß ich glauben möchte, Ihr braucht Informationen. Gut denn,

Ihr sollt in mir den sachkundigsten Mann Rußlands finden, was das schändliche Treiben der Verwaltung betrifft. Daran bin ich fast ganz allein schuld.

Vera: Präsident, ich traue diesem Menschen nicht. Er hat zu viel Unglück über Rußland gebracht, als daß wir ihn so ohne weiteres laufen lassen sollten.

Fürst Paul: Glauben Sie mir, Mademoiselle, Sie haben unrecht. Ich werde eine höchst schätzenswerte Akquisition für Ihren Kreis sein. Was aber Sie betrifft, meine Herren, so hätte ich, wenn ich nicht gehofft hätte, Sie könnten mir nützlich werden, meinen Hals nicht bei Ihnen riskiert, und hätte auch nicht eine Stunde früher als gewöhnlich diniert, nur um zurecht zu kommen.

Präsident: Nun, Vera, wenn er uns hätte auskundschaften wollen, so wäre er nicht selbst gekommen.

Fürst Paul (für sich): Nein, ich hätte meinen besten Freund geschickt.

Präsident: Zudem, Vera — er ist gerade der rechte Mann, uns die Auskunft zu geben, die wir für ein Geschäft heute nacht brauchen.

Vera: So sei es denn, wenn du willst.

Präsident: Brüder, ist es euer Wille, daß Fürst Paul Maraloffski aufgenommen werde und den Eid als Nihilist ablege?

Die Verschwörer (durcheinander): Ja, wir wollen es, wir wollen es.

Präsident (einen Dolch und ein Papier vor sich hinhaltend): Fürst Paul, den Dolch oder den Schwur?

Fürst Paul (sardonisch lächelnd): Ich ziehe die Vernichtung anderer der eigenen vor. (Nimmt das Papier.)

Präsident: Bedenkt: Wenn Ihr uns betrügt, werdet Ihr, solange es auf Erden Gift und Eisen gibt, solange ein Mann töten, ein Weib betrügen kann, unserer Rache nicht

entgehen. Die Nihiliſten vergeſſen nie ihre Freunde und vergeben nie ihren Feinden.

Fürſt Paul: In der Tat? Ich hätte nie gedacht, daß ſie ſo viel Kultur beſitzen!

Vera (auf und ab gehend): Warum iſt er noch nicht hier? Er wird die Krone nicht annehmen. Ich kenne ihn zu gut.

Präſident: Unterzeichnet! (Fürſt Paul unterzeichnet.) Du dachteſt, wir hätten kein Evangelium. Du warſt im Unrecht. Lies es!

Vera: Ein gefährliches Unterfangen, Präſident. Was können wir mit dem Mann anfangen?

Präſident: Wir können ihn verwenden.

Vera: Und dann?

Präſident (die Achſeln zuckend): Ihn kaltmachen.

Fürſt Paul (lieſt): „Die Menſchenrechte.“ In früherer Zeit ſorgte jeder Menſch, ſolange er lebte, für ſein eigenes Recht, heutzutage aber ſcheint ſchon jeder Säugling mit einem ſozialen Programm im Munde auf die Welt zu kommen, das viel größer iſt als er ſelbſt ... „Die Welt iſt keine Kirche, ſondern eine Stätte der Arbeit. Wir verlangen das Recht auf Arbeit.“ In dieſer Beziehung muß ich auf meine Rechte verzichten.

Vera (im Hintergrunde auf und ab gehend): Ach, kommt er denn nicht? Kommt er denn noch nicht?

Fürſt Paul: „Die Familie, als ein Hindernis der wahren ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Gemeinſchaft, iſt aufzuheben.“ Jawohl, Präſident, mit Artikel 5 bin ich vollkommen einverſtanden. Die Familie iſt eine ſchreckliche Laſt, namentlich wenn man ledig iſt. (Dreimaliges Pochen an der Türe.)

Vera: Alexis — endlich.

Loſung: Vae tyrannis!

Antwort: Vae victis!

(Michael Stroganoff erſcheint.)

Präſident: Michael, der Tyrannenmörder! Brüder, laßt uns Ehre dem Manne erweiſen, der einen König getötet hat.

Vera (für ſich): Oh, er wird noch kommen.

Präſident: Michael, du haſt Rußland befreit.

Michael: Nein, Rußland war nur einen Augenblick frei, als der Tyrann fiel; aber die Sonne der Freiheit iſt wieder untergegangen wie eine Morgenröte im Herbſt, durch einen jener fahlen Nebel verdunkelt, der unſere Augen trügt.

Präſident: Die düſtere Nacht der Tyrannei iſt für Rußland noch nicht um.

Michael (ſeinen Dolch umklammernd): Noch einen Streich, und das Ende iſt da.

Vera (zu ſich): Noch einen Streich? Was meint er damit? Unmöglich! Aber warum iſt er nicht hier bei uns? Alexis! Alexis! Warum biſt du noch nicht da?

Präſident: Wie biſt du ihnen aber entwiſcht, Michael? Es hieß, du ſeiſt verhaftet worden.

Michael: Ich hatte die Uniform der kaiſerlichen Garde an. Der wachhabende Oberſt war ein Genoſſe und gab mir das Loſungswort. So bin ich unangefochten durch die Truppen geritten und hab' dank meinem guten Pferde die Wälle erreicht, ehe die Tore geſchloſſen wurden.

Präſident: Was für ein Zufall, daß er auf den Balkon hinaustrat!

Michael: Ein Zufall? Es gibt keinen Zufall. Gottes Hand hat ihn hinausgeführt.

Präſident: Und wo biſt du die letzten drei Tage geweſen?

Michael: Verſteckt im Hauſe des Popen Nikolas am Kreuzweg.

Präſident: Nikolas iſt ein braver Menſch.

Michael: Ja, für einen Popen brav genug. — Jetzt bin ich hier, Rache an einem Verräter zu nehmen!

Vera (zu sich): O Gott, kommt er denn nie? Alexis, warum bist du noch nicht da? Du kannst doch nicht zum Verräter geworden sein!

Michael (Fürst Paul erblickend): Fürst Paul Maraloffski hier? Beim heiligen Georg, ein guter Fang! Dafür muß Vera gesorgt haben. Sie ist die einzige, die die Schlange in die Falle hätte locken können.

Präsident: Fürst Paul hat eben den Schwur geleistet.

Vera: Zar Alexis hat ihn aus Rußland verbannt.

Michael: Pah! Eine Finte, uns zu täuschen. Wir werden Fürst Paul hierbehalten und ihm eine Beschäftigung in unserem Zukunftsstaat geben. An blutige Taten ist er ja gewöhnt.

Fürst Paul (sich Michael nähernd): Das war ein wohlgezielter Schuß, den du da abgegeben hast, mon Camarade.

Michael: Ich hatte seit meiner Kindheit Gelegenheit genug, mich im Schießen auf Eurer Hoheit Wildschweine zu üben.

Fürst Paul: Schlafen denn meine Förster immer wie die Maulwürfe?

Michael: Nein. Ich war ja selbst einer. Aber ich liebe es, genau so wie Ihr, das zu stehlen, worauf ich achtgeben soll.

Präsident: Das muß eine neue Umgebung für dich sein, Fürst Paul. Wir sagen hier einander die Wahrheit.

Fürst Paul: Das muß euch doch sehr verwirren. Ihr habt ein merkwürdiges Gemisch hier, Präsident — ein bißchen Rokoko, scheint mir.

Präsident: Du wirst darunter manch guten Freund erkennen, glaub' ich.

Fürst Paul: Ja, bei den Aristokraten gibt's immer mehr Schmalz als Salz.

Präſident: Du biſt ja aber ſelbſt da?

Fürſt Paul: Ich? Kann ich nicht Premierminiſter ſein, muß ich Nihiliſt werden. Ein Drittes gibt es nicht.

Vera: O Gott, wird er denn nie kommen? Der Zeiger rückt dem Stundenſchlage nah. Kommt er denn nie?

Michael (beiſeite leiſe): Präſident, du weißt, was wir vorhaben. Das wär' ein trauriger Jäger, der den jungen Wolf am Leben ließe, damit er den alten räche. Wie können wir an dieſen Burſchen heran? Heute nacht muß es ſein. Morgen ſchon wirft er dem Volk Reformbrocken hin, und dann iſt es zu ſpät für die Republik.

Fürſt Paul: Du haſt vollkommen recht. Gut: Herrſcher ſind Gift für die Demokratie. Und da er mit meiner Verbannung den Anfang gemacht hat, könnt Ihr ſicher ſein, daß er den gerechten König ſpielen wird.

Michael: Ich pfeife auf alle gerechten Könige. Rußland braucht die Republik.

Fürſt Paul: Messieurs, ich habe Ihnen zwei Dokumente mitgebracht, die Sie meiner Meinung nach intereſſieren dürften — die Proklamation, die unſer junger Zar morgen zu erlaſſen gedenkt, und einen Plan vom Winterpalais, in dem er heute nacht ſchläft. (Überreicht die Papiere.)

Vera: Ich wage gar nicht zu fragen, was ſie da aushecken. Oh, warum iſt Alexis nicht hier?

Präſident: Das iſt eine ſehr wertvolle Information. Michael, du hatteſt recht. Wenn es nicht heute nacht geſchieht, iſt's zu ſpät. Lies das!

Michael: Ah! Das heißt einem hungernden Volk einen Laib Brot hinwerfen. Eine Lüge, um das Volk zu täuſchen! (Reißt das Papier in Fetzen.) Heute nacht muß es geſchehen. Ich trau' ihm nicht. Hätt' er die Krone angenommen, wenn er das Volk wirklich geliebt hätte? Aber wie ſollen wir an ihn heran?

Fürſt Paul: Hier der Schlüſſel zur Geheimtür von der Straße aus. (Händigt den Schlüſſel ein.)

Präſident: Fürſt, wir ſind in deiner Schuld.

Fürſt Paul (lächelnd): Der Normalzuſtand bei Nihiliſten.

Michael: Aber jetzt zahlen wir unſere Schulden mit Zinſen zurück. Zwei Kaiſer in einer Woche! Damit begleichen wir die Rechnung. Wir hätten auch noch einen Premierminiſter dazu gelegt, wenn du nicht gekommen wärſt.

Fürſt Paul: Ah — ſchade, daß du mir das ſagſt. Das nimmt meinem Beſuch alles Pittoreske und Abenteuerliche. Ich dachte, durch mein Kommen meinen Kopf zu gefährden, und nun ſagſt du mir, daß ich ihn damit gerettet habe. Man erlebt ſicher nur Enttäuſchungen, wenn man verſucht, ein bißchen Romantik aus dem modernen Leben herauszuſchlagen.

Michael: So romantiſch iſt das gar nicht, ſeinen Kopf zu verlieren.

Fürſt Paul: Gewiß — es muß aber oft recht langweilig ſein, ihn oben zu behalten. Findet ihr das nicht auch zuweilen? (Die Uhr ſchlägt ſechs.)

Vera (auf einen Seſſel ſinkend): Oh, die Stunde iſt um! Die Stunde iſt um!

Michael (zum Präſidenten): Denk daran: morgen iſt's zu ſpät!

Präſident: Brüder, es iſt höchſte Zeit. Wer von uns fehlt?

Die Verſchwörer: Alexis! Alexis!

Präſident: Michael, verlies Artikel 7.

Michael: „Wenn einer der Brüder einer Aufforderung, ſich einzufinden, nicht Folge leiſtet, ſo hat der Präſident durch Umfrage feſtzuſtellen, ob etwas gegen ihn vorliegt."

Präſident: Liegt etwas gegen unſeren Bruder Alexis vor?

Die Verſchwörer: Er trägt die Krone! Er trägt die Krone!

Präsident: Michael, verlies Artikel 7 der Revolutionsordnung.

Michael: „Zwischen Nihilisten und allen denen, die die Krone tragen und über ihre Brüder herrschen, ist Feindschaft auf Leben und Tod."

Präsident: Brüder, was meint ihr? Ist Alexis, der Zar, schuldig oder nicht?

Alle: Er ist schuldig.

Präsident: Was soll seine Strafe sein?

Alle: Der Tod.

Präsident: So bereitet die Lose vor. Heute nacht soll es geschehen.

Fürst Paul: Ah, das ist wirklich interessant! Ich hatte schon Angst, Verschwörungen wären ebenso langweilig wie unser Hofleben.

Professor Marfa: Meine Force liegt mehr im Schreiben von Pamphleten als im Schießen. Immerhin — ein Königsmord findet immer seinen Platz in der Geschichte.

Michael: Wenn deine Pistole so harmlos ist, wie deine Feder, so wird der junge Tyrann noch lange am Leben bleiben.

Fürst Paul: Ihr solltet auch bedenken, Professor, daß, wenn man Euch verhaftet, was wahrscheinlich geschehen wird, und wenn man Euch hängt, was sicherlich geschehen wird, niemand mehr übrigbleibt, der Eure Artikel liest.

Präsident: Brüder, seid ihr bereit?

Vera (aufspringend): Noch nicht! Noch nicht! Ich hab' noch ein Wort zu sprechen.

Michael (beiseite): Die Pest auf sie! Ich wußte, daß es dahin kommt.

Vera: Jener Jüngling war unser Bruder. Nacht für Nacht hat er sein Leben aufs Spiel gesetzt, um zu uns zu kom-

men. Nacht für Nacht, wenn es auf allen Straßen von Spionen, in jedem Haus von Verrätern wimmelte. Trotzdem er aufwuchs, verzärtelt wie nur ein Königssohn, hat er unter uns geweilt.

Präsident: Aber unter falschem Namen. Er hat uns von Anfang an belogen. Und nun belügt er uns zu guter Letzt!

Vera: Ich schwöre, er ist treu. Nicht einen gibt es unter uns, der ihm nicht tausendfach das Leben dankte. Als die Bluthunde uns in jener Nacht aufspürten, wer hat uns da vor Kerker, Folter, Marter, Tod gerettet als er, den ihr jetzt morden wollt?

Michael: Alle Tyrannen auszurotten, ist unsere Aufgabe.

Vera: Er ist aber kein Tyrann! Ich kenne ihn gut! Er liebt sein Volk!

Präsident: Wir kennen ihn auch. Er ist ein Verräter!

Vera: Ein Verräter? Vor drei Tagen noch hätte er euch alle verraten können, und der Galgen wäre dann euer Los gewesen. Ihm verdankt ihr euer Leben. Laßt ihm ein wenig Zeit — eine Woche, einen Monat, ein paar Tage. Aber tut es jetzt noch nicht! — O Gott, nur jetzt noch nicht!

Die Verschwörer (ihre Dolche schwingend): Heut' nacht! Heut' nacht! Heut' nacht!

Vera: Ruhe, Natternbrut, Ruhe!

Michael: Wie, sind wir nicht zur Vernichtung da? Sollen wir unseren Schwur brechen?

Vera: Euern Schwur! Euern Schwur! Gewinnsüchtig seid ihr — jedermanns Hand langt nach des Nächsten Gut — jedes Herz sinnt auf Raub und Plünderung. Wer von euch gäbe denn ein Reich hin, wenn sein Haupt die Krone tragen sollte, wer ließe sich vom Mob herabreißen? Das Volk in Rußland ist noch nicht reif für die Republik.

Präſident: Jede Nation iſt dazu reif.

Michael: Der Mann iſt ein Tyrann!

Vera: Ein Tyrann! Hat er nicht ſeine böſen Ratgeber entfernt? Dem Mann, der der Unglücksrabe ſeines Vaters war, ſind die Flügel geſtutzt und die Fänge beſchnitten worden, und jetzt kommt er zu uns und krächzt nach Rache. Ach, habt Mitleid mit Alexis! Gebt ihm eine Woche Zeit, zu leben!

Präſident: Vera ſpricht für einen König!

Vera (ſtolz): Ich ſpreche nicht für einen König, ſondern für einen Bruder.

Michael: Für einen Eidbrüchigen, einen Feigling, der den Narren, die ihm den Purpur gebracht haben, ihn hätte vor die Füße werfen ſollen. Nein, Vera, nein. Das Geſchlecht ſtarker Männer iſt noch nicht tot, und der Schoß der ſchwerfälligen Erde hat das viele Gebären noch nicht über. Kein Gekrönter ſoll in Rußland Gottes Luft verpeſten.

Präſident: Du haſt uns einſt gebeten, dich auf die Probe zu ſtellen. Wir haben dich auf die Probe geſtellt, und du wurdeſt zu leicht befunden.

Michael: Vera, ich bin nicht blind. Ich kenne dein Geheimnis, du liebſt den Burſchen, den jungen Herrſcher mit ſeiner hübſchen Larve, ſeinem gelockten Haar, ſeinen zarten, weißen Händen. Närrin, die du biſt, betört von einer lügneriſchen Zunge. Weißt du, was der Bube getan hätte, an deſſen Liebe du geglaubt? Zu ſeiner Geliebten hätte er dich gemacht, hätte deinen Leib zu ſeiner Luſt gebraucht, hätte dich weggeworfen, wenn er genug von dir gehabt. Dich, die Prieſterin der Freiheit, die Flamme der Revolution, die Fackel des Volkes!

Vera: Was er mit mir getan hätte, darum handelt ſich's nicht. Dem Volk aber wird er treu ſein. Er liebt das Volk — er liebt doch die Freiheit!

Präſident: Er möchte wohl den Bürgerkönig ſpielen, und wir könnten verhungern. Er würde uns mit ſüßen Schmeicheleien ſpeiſen, mit Verſprechungen betrügen, wie ſein Vater, uns belügen, wie es das ganze Gezücht getan hat.

Michael: Und du, deren bloßer Name jeden Tyrannen um ſein Leben zittern ließ, du, Vera Saburoff, du möchteſt die Freiheit für einen Buhlen, das Volk für einen Liebſten verraten?

Die Verſchwörer (durcheinander): Verräterin! Schüttelt die Loſe, ſchüttelt die Loſe!

Vera: Du lügſt in deinen Hals hinein, Michael. Ich liebe ihn nicht. Er liebt mich nicht.

Michael: Du liebſt ihn nicht? Soll er alſo ſterben?

Vera (ſich aufraffend, die Fäuſte ballend): Es iſt gut, ja, er ſoll ſterben. Er hat ſeinen Eid gebrochen. Kein Gekrönter ſoll länger in Europa leben. Hab' ich es nicht beſchworen? Um ſtark zu werden, muß ſich unſere neue Republik am Blut von Königen berauſchen. Er hat ſeinen Schwur gebrochen. Wie ſeinen Vater, laßt auch den Sohn ſterben. Aber nicht heute nacht, nicht heute nacht! Rußland, das Jahrhunderte des Elends ertragen hat, kann noch eine Woche auf Freiheit warten. Gebt ihm eine Woche Zeit!

Präſident: Wir wollen euch beide nicht. Scher' dich fort zu dem Burſchen, den du liebſt.

Michael: Und wenn ich ihn in deinen Armen finde, ich werd' ihn töten.

Die Verſchwörer: Heut' nacht! Heut' nacht! Heut' nacht!

Michael (ſeine Hand erhebend): Einen Augenblick noch! Ich hab' etwas zu ſagen. (Nähert ſich Vera; ſehr leiſe.) Vera Saburoff, haſt du deinen Bruder vergeſſen? (Er hält inne, um die Wirkung zu beobachten. Vera ſpringt auf.) Haſt du das hun-

gerbleiche Jünglingsgeſicht vergeſſen? Vergeſſen, wie ſeine jungen Glieder von Foltern zermartert waren? Die eiſernen Ketten, in denen er marſchieren mußte? Hat man ihm eine Woche der Freiheit geſchenkt? Hat man ihm auch nur einen Tag Mitleid bewieſen? (Vera ſinkt in einen Seſſel.) Ja, damals konnteſt du prächtig von Rache, prächtig von Freiheit ſchwätzen. Wie du ſagteſt, du wollteſt nach Moskau, da hat dein greiſer Vater deine Knie umklammert und dich angefleht, du ſollteſt ihn nicht einſam, kinderlos laſſen. Mir iſt's, als hört' ich noch ſein Weinen in meinem Ohre gellen; du warſt aber für ſeine Klagen ſo taub wie der Stein auf der Straße, ſo eiſigkalt wie der Schnee auf den Bergen. In jener Nacht haſt du deinen Vater verlaſſen. Drei Wochen ſpäter ſtarb er an gebrochenem Herzen. Du ſchriebſt mir, ich möchte dir hierher nachkommen. Ich hab's getan — erſt aus Liebe zu dir; davon haſt du mich aber bald geheilt. Jedes edle Gefühl, jedes Mitleid, jede menſchliche Regung in meinem Herzen iſt durch dich verdorrt und vernichtet — ſo frißt der Wurm das Korn, ſo rafft die Seuche Kinder dahin. Du haſt mir befohlen, die Liebe aus meiner Bruſt zu reißen, als etwas Nichtiges. Du haſt meine Hand zu Stahl gemacht, mein Herz zu Stein. Du haſt mir eingeſchärft, nur der Freiheit und der Rache zu leben. Das hab' ich getan. Doch was haſt du getan?

Vera: Laßt uns die Loſe ziehen! (Beifall bei den Verſchwörern.)

Fürſt Paul (beiſeite): Ah, der Großfürſt wird raſcher auf den Thron gelangen, als er gehofft. Unter meiner Leitung wird er ſicher ein guter Regent werden: Er quält die Tiere nach Noten und hält nie ſein Wort.

Michael: Jetzt biſt du endlich wieder du ſelbſt, Vera.

Vera (regungslos in der Mitte ſtehend): Die Loſe, ſag' ich, die Loſe! Nun bin ich kein Weib mehr. Mein Blut ſcheint in

Galle verwandelt zu sein. Mein Herz ist kalt wie Stahl. Meine Hand soll noch tödlicher sein. Aus der Wüste, aus dem Grab schreit die Stimme meines gefangenen Bruders zu mir. Sie mahnt mich, den Streich für die Freiheit zu führen. Die Lose, sag' ich, die Lose!

Präsident: Seid ihr bereit? Michael, du hast das Recht, als erster zu ziehen. Du hast einen König getötet.

Vera: O Gott, wirf es in meine Hand! (Sie ziehn die Lose aus einer mit einem Totenkopf gekrönten Urne.)

Präsident: Öffnet eure Lose!

Vera (ihr Los öffnend): Mich hat das Los getroffen! Seht das blutige Zeichen darauf! Dimitri, mein Bruder, nun sollst du gerächt werden.

Präsident: Vera Saburoff, du wurdest zum Königsmord ausgelost. Gott hat es gut mir dir gemeint. Dolch oder Gift! (Reicht ihr Dolch und Phiole.)

Vera: Ich traue meiner Hand mehr mit dem Dolch. Sie verfehlt nie ihr Ziel. (Sie nimmt den Dolch.) Ich werde ihn ins Herz treffen, so wie er meines getroffen hat. Verräter — uns um Bänder, Flitter, Tand zu verlassen, mich jeden Tag zu belügen — uns in einer Stunde zu vergessen. Michael hat recht gehabt: er liebte weder mich noch das Volk. Ich glaube, wenn ich Mutter wäre und hätte einen Sohn, ich würde meine Brust vergiften, damit er nicht zum Verräter, nicht zum König aufwachsen könnte. (Fürst Paul flüstert mit dem Präsidenten.)

Präsident: Ja, Fürst Paul, das ist die beste Art. Der Zar schläft heute nacht in seinem Zimmer, Vera, im nördlichen Flügel des Schlosses. Hier ist der Schlüssel zum geheimen Eingang von der Straße aus. Das Losungswort für die Wache wird dir noch mitgeteilt. Seine Diener wird man betäuben. Du wirst ihn allein finden.

Vera: Es ist gut, ich werde zur Stelle sein.

Präſident: Wir warten auf dem Sankt-Iſaaks-Platz unter dem Fenſter. Wenn die Uhr auf dem Nikolasturm zwölf ſchlägt, wirſt du uns das Zeichen geben, daß der Hund tot iſt.

Vera: Und was ſoll das Zeichen ſein?

Präſident: Den blutigen Dolch ſollſt du uns herabwerfen.

Michael: Noch feucht vom Herzblut des Verräters.

Präſident: Sonſt nehmen wir an, daß man dich ergriffen hat, und dann werden wir eindringen und dich von ſeinen Häſchern befreien.

Michael: Und ihn in ihrer Mitte töten.

Präſident: Michael, willſt du uns führen?

Michael: Ja, ich will euer Führer ſein. Gib acht, daß deine Hand nicht zittere, Vera Saburoff.

Vera: Narr, iſt es ſo ſchwer, ſeinen Feind zu töten?

Fürſt Paul (beiſeite): Die neunte Verſchwörung in Rußland, bei der ich beteiligt bin. Sie enden regelmäßig für meine Freunde mit einer „voyage en Sibérie," und für mich mit einem neuen Orden.

Michael: Es wird eure letzte Verſchwörung ſein.

Präſident: Um Mitternacht — mit dem blutigen Dolch.

Vera: Ja, rot vom Blute dieſes falſchen Herzens. Ich will es nicht vergeſſen. (In der Mitte der Bühne ſtehend.) Zu morden, was noch Natur in mir iſt. Nicht Liebe zu geben, nicht Liebe zu nehmen. Mitleid weder dir noch mir! Ja, es iſt ein Schwur, ein Schwur. Mich dünkt, der Geiſt Charlotte Cordays ſei in meine Seele gezogen. Meinen Namen will ich in die Tafeln der Weltgeſchichte ritzen, unter die großen Heldinnen will ich gezählt werden. Ja, der Geiſt Charlotte Cordays pulſt durch jede dünne Ader und kräftigt meine Weiberhand zum Streiche, wie ich mein Weiberherz zum Haß geſtählt. Und wenn er auch im Traume lächelt,

ich werde nicht zagen. Und wenn er friedlich ſchlummert, mein Streich ſoll ihn nicht fehlen. Freue dich, Bruder, in deiner engen Zelle. Freue dich und juble heute nacht. Heut' nacht ſoll der neue Zar mit blutbeflecktem Fuß zur Hölle fahren und ſeinen Vater dort begrüßen. Der Zar! Verräter! Lügner, der ſeinen Schwur, der mir die Treue brach! In unſrer Mitte ſpielte er den Volksbeglücker und trägt nun eine Krone! Verkauft hat er uns wie Judas für dreißig Silberlinge, mit einem Kuß hat er uns verraten. (Leidenſchaftlicher.) O Freiheit, allmächtige Mutter, die du biſt in Ewigkeit, dein Gewand iſt purpurn vom Blute derer, die für dich geſtorben. Dein Thron iſt das Golgatha des Volkes, deine Krone eine Dornenkrone. O gekreuzigte Mutter — der Deſpot hat einen Nagel durch deine Rechte geſchlagen, der Tyrann durch deine Linke! Deine Füße ſind durchbohrt von ihrem Eiſen. Da du dürſteteſt, bateſt du die Prieſter um einen Trunk Waſſer, und ſie gaben dir Eſſig. Sie ſtießen eine Lanze in deine Seite. Sie ſpotteten deiner in deinem Leiden in Ewigkeit. Hier, vor deinem Altar, Freiheit, weihe ich mich deinem Dienſt. Tu mit mir, was dir gefällt. (Den Dolch ſchwingend.) Das Ende iſt gekommen! Bei deinen geheiligten Wunden, gekreuzigte Mutter Freiheit, ich ſchwöre, Rußland ſoll frei werden!

Vierter Akt

Das Vorzimmer zum Privatzimmer des Zaren. Im Hintergrund ein hohes Fenster mit herabgelassenen Vorhängen.

Fürst Petrowitsch, Baron Raff, Marquis de Poivrard, Graf Ruvaloff.

Fürst Petrowitsch: Der neue Zar fängt gut an.

Baron Raff (achselzuckend): Jeder junge Zar fängt gut an.

Graf Ruvaloff: Und endet schlecht.

Marquis de Poivrard: Nun, ich kann mich nicht beklagen. Mir hat er auf jeden Fall einen großen Dienst erwiesen.

Fürst Petrowitsch: Ihre Berufung nach Archangelsk aufgehoben?

Marquis de Poivrard: Jawohl — mein Kopf wäre dort nicht eine Stunde sicher gewesen.

(General Kotemkin tritt auf.)

Baron Raff: Ah, General, gibt's Neuigkeiten von unserem romantischen Herrscher?

General Kotemkin: Sie haben ganz recht, ihn romantisch zu nennen, Baron. Vor einer Woche noch hab' ich ihn in einer Dachstube im Amusement mit einer Gesellschaft herumziehender Schauspieler angetroffen. Heute hat er wieder die Laune, alle Verbannten aus Sibirien zurückzurufen und den politischen Verbrechern, wie er sie nennt, Amnestie zu erteilen.

Fürst Petrowitsch: Politische Verbrecher! Die Hälfte ist nicht besser als gewöhnliche Meuchelmörder!

Graf Ruvaloff: Und die andere Hälfte noch ärger.

Baron Raff: Oho, Graf, da machen Sie sie zu schlecht. Engroshandel hat immer mehr gegolten als Detailgeschäft.

Graf Ruvaloff: Er ist wirklich zu romantisch. Gestern hat er sich tadelnd über mein Salzmonopol geäußert. Er meinte, das Volk habe ein Recht darauf, sein Salz billig zu kaufen.

Marquis de Poivrard: Das heißt noch gar nichts. Er ist aber auch gegen die tägliche Galatafel, weil in den südlichen Provinzen Hungersnot herrscht. (Der junge Zar tritt unbemerkt ein und hört das Übrige.)

Fürst Petrowitsch: Quelle bêtise! Je mehr es hungert, um so besser für das Volk. Es lernt dadurch Enthaltsamkeit — eine ausgezeichnete Tugend, Baron, eine ausgezeichnete Tugend.

Baron Raff: Das hab' ich schon oft gehört.

General Kotemkin: Er sprach auch von einem Parlament in Rußland und sagte, das Volk sollte Abgeordnete zu seiner Vertretung haben.

Baron Raff: Als ob nicht schon auf den Straßen Zank genug wäre, daß man dem Volk noch ein Extrazimmer dafür geben soll! Messieurs, das Schlimmste kommt aber erst. Er droht auch mit einer durchgreifenden Reform in der öffentlichen Verwaltung, weil das Volk angeblich zu hoch versteuert wird.

Marquis de Poivrard: Das kann doch nicht sein Ernst sein. Wozu ist denn das Volk eigentlich da, als daß man ihm Geld ablockt? Übrigens Besteuerung, mein teurer Baron — Sie müssen mir morgen unbedingt vierzigtausend Rubel verschaffen. Meine Frau braucht ein neues Brillantarmband.

Graf Ruvaloff (beiseite zu Baron Raff): Vermutlich ein Pendant zu dem, das sie letzte Woche vom Fürsten Paul bekommen hat.

Fürst Petrowitsch: Und ich muß sechzigtausend Rubel haben, Baron. Mein Sohn schwimmt in Ehrenschulden und kann nicht bezahlen.

Baron Raff: Ein glänzender Sohn, der seinen Vater so getreu kopiert!

General Kotemkin: Ihr bekommt immer Geld. Ich dagegen seh nicht eine Kopeke, auf die ich nicht Anspruch habe. Unerträglich! Lächerlich! Mein Neffe will heiraten. Ich muß ihm die Ausstattung kaufen.

Fürst Petrowitsch: Mein lieber General, Ihr Neffe muß rein ein Türke sein. Er scheint regelmäßig dreimal in der Woche zu heiraten.

General Kotemkin: Ja, er möchte eine Ausstattung zu seinem Trost.

Graf Ruvaloff: Ich habe die Stadt satt. Ich möchte eine Villa auf dem Lande.

Marquis de Poivrard: Ich habe das Landleben satt. Ich möchte ein Palais in der Stadt.

Baron Raff: Mes amis, es tut mir außerordentlich leid, aber das ist ausgeschlossen.

Fürst Petrowitsch: Und mein Sohn?

General Kotemkin: Und mein Neffe?

Marquis de Poivrard: Mein Stadtpalais?

Graf Ruvaloff: Meine Villa auf dem Lande?

Marquis de Poivrard: Das Armband für meine Frau?

Baron Raff: Meine Herren, unmöglich! Das alte régime in Rußland ist tot — mit der Beerdigung wird heute begonnen.

Graf Ruvaloff: Dann warte ich bis zur Auferstehung.

Fürst Petrowitsch: Was sollen wir aber en attendant anfangen?

Baron Raff: Was haben wir Russen stets getan, wenn ein Zar Reformen plant? — Nichts! Sie vergessen, daß wir Diplomaten sind. Männer von Geist sollten nicht mit Arbeit geplagt werden. Reformen in Rußland sind voller Tragik, enden aber stets mit einer Farce.

Graf Ruvaloff: Ich wollte, Fürſt Paul wäre hier. Der junge Herr iſt wirklich undankbar gegen ihn. Wenn der alte Fuchs ihn nicht hätte ſofort zum Kaiſer proklamieren laſſen, ohne ihm Zeit zum Nachdenken zu geben, er hätte die Krone vielleicht dem erſten beſten Schuſter auf der Straße überlaſſen.

Fürſt Petrowitſch: Sind Sie wirklich davon überzeugt, Baron, daß Fürſt Paul abreiſen wird?

Baron Raff: Er iſt doch verbannt!

Fürſt Petrowitſch: Ja, aber geht er deswegen auch ſchon?

Baron Raff: Ich bin überzeugt davon — wenigſtens ſagte er mir, er hätte bereits zweimal wegen ſeines Diners nach Paris depeſchiert.

Graf Ruvaloff: Ah, dann iſt die Sache in Ordnung.

Zar (vortretend): Fürſt Paul täte gut daran, ein drittes Mal nach Paris zu depeſchieren und (ſie zählend) ſechs Extrakuverts zu beſtellen.

Baron Raff: Der Teufel!

Zar: Nein, Baron, der Zar. Verräter! Es gäbe keine ſchlechten Könige, wenn es nicht ſo ſchlechte Miniſter gäbe, wie ihr. Leute eures Schlages laſſen mächtige Reiche am Felſen ihrer eigenen Größe ſtranden. Unſre Mutter Rußland kann ungeratene Söhne nicht brauchen. Ihr könnt eure Schuld nicht mehr gut machen, zur Sühne iſt es zu ſpät. Das Grab kann eure Toten, das Schafott eure Märtyrer nicht mehr zurückgeben. Ich aber will gnädiger mit euch umgehen. Ich ſchenke euch das Leben! Das iſt der Fluch, mit dem ich euch treffe. Wenn ſich aber morgen abend noch einer von euch in Moskau blicken läßt, ſo laſſe ich euch den Kopf vor die Füße legen.

Baron Raff: Majeſtät erinnern uns ganz wunderbar an den Kaiſer, Ihren Vater.

Zar: Ich verbanne euch alle aus Rußland. Eure Güter werden zugunſten des Volkes konfisziert. Eure Titel mögt ihr behalten. Reformen enden in Rußland ſtets mit einer Farce, Baron. Ihr, Fürſt Petrowitſch, ſollt gute Gelegenheit haben, Enthaltſamkeit, jene ausgezeichnete, ganz ausgezeichnete Tugend zu üben! Und Ihr, Baron, Ihr denkt, ein Parlament in Rußland würde höchſtens der Ort für Zänkereien ſein. Nun gut, ich will darauf ſehen, daß Euch die Berichte über jede Seſſion regelmäßig zugeſendet werden.

Baron Raff: Eure Majeſtät verdoppeln die Qualen des Exils.

Zar: Dafür habt ihr um ſo mehr Zeit zur Schöngeiſterei. Ihr vergeßt ja, daß ihr Diplomaten ſeid. Männer von Geiſt ſollten doch mit Arbeit verſchont werden.

Fürſt Petrowitſch: Sire, es war ja alles nur Scherz.

Zar: Dann verbanne ich euch wegen eurer ſchlechten Witze. Bon voyage, messieurs. Wenn euch euer Leben lieb iſt, ſo nehmt den erſten Zug nach Paris. (Die Miniſter ab.) Für Rußland iſt es gut, ſolche Männer los zu ſein. Sie ſind die Schakale, die der Spur des Löwen folgen. Mut haben Sie nur, wo es Raub und Plünderung gibt. Ohne dieſe Leute, ohne den Fürſten Paul wäre mein Vater ein guter Herrſcher geweſen, hätte er nicht ſo entſetzlich geendet. Wie ſeltſam, daß einem die wichtigſten Ereigniſſe des Lebens wie ein Traum erſcheinen. Die Konferenz, der ſchreckliche Anſchlag gegen die Exiſtenz des Volkes, meine Verhaftung, der Schrei aus dem Hofe, der Schuß, meines Vaters blutige Hände — und dann die Krone! Man kann mitunter lange Jahre dahinleben, ohne wirklich zu leben, und dann mit einem Male drängt ſich alles Leben in eine kurze Stunde. Ich hatte keine Zeit zum Überlegen. Noch hatte ich den furchtbaren Todesſchrei meines Vaters im Ohr —

und ſchon fand ich die Krone auf meinem Haupte, trug ich den Purpurmantel um die Schultern, hörte ich mich König nennen. Damals hätt' ich all das hingegeben, mir ſchien es wertlos; jetzt aber — kann ich es noch aufgeben? Nun, Oberſt, was gibt's? (Der Oberſt der Garde erſcheint.)

Oberſt: Eure kaiſerliche Majeſtät befehlen als Loſungswort für heute nacht?

Zar: Loſungswort?

Oberſt: Für den Wachkordon, Sire, der Nachtdienſt im Schloſſe hat.

Zar: Ihr könnt die Leute nach Hauſe ſchicken. Ich brauche ſie nicht. (Oberſt ab. Der Zar betrachtet die Krone, die auf dem Tiſche liegt.) Welche Macht liegt in dieſem prunkenden Nichts, das Krone heißt, verborgen! Man fühlt ſich göttergleich, wenn man ſie trägt. Die kleine, flammenfarbige Welt in der Hand — mit ſeinem Arm der Erde fernſte Grenzen berühren — mit ſeiner Flotte die Meere umſpannen: das heißt die Krone tragen! Die Krone tragen! Rußlands elendeſter Sklave, der ſich geliebt weiß, trägt eine ſchönere Krone als ich. Wie Liebe doch die Wage ſinken läßt! Wie arm ſcheint mir das größte Reich dieſer Erde im Vergleich mit der Liebe! In dieſes Schloß geſperrt, umringt von Spähern, die jeden Schritt umwittern, hab' ich von Vera nichts gehört. Seit drei Tagen, ſeit jener Schreckensſtunde habe ich ſie nicht geſehen, wo ich mich plötzlich Zar der weiten Wüſte Rußlands wußte. Ach, könnte ich ſie nur einen Augenblick ſehen, könnt' ich ihr das Geheimnis meines Lebens verraten, das ich nie jemand anzuvertrauen wagte — könnt' ich ihr ſagen, warum ich die Krone trage — ich, der allen gekrönten Häuptern ewige Feindſchaft ſchwur! Heut abend war eine Zuſammenkunft. Auch ich erhielt die Botſchaft von unbekannter Hand. Wie hätte ich aber kommen ſollen, ich,

der ſeinen Schwur gebrochen hat, den Schwur gebrochen hat! (Ein Page tritt ein.)

Page: Es iſt elf Uhr vorbei, Sire. Soll ich heute nacht die erſte Wacht in Eurem Gemach halten?

Zar: Warum ſollteſt du mich bewachen, Knabe? Die Sterne ſind meine beſte Wache.

Page: Es war der Wunſch Euers kaiſerlichen Vaters, Sire, nie allein zu ſein, wenn er ſchlief.

Zar: Meinen Vater quälten böſe Träume. Geh zu Bett, Knabe. Es iſt beinahe Mitternacht, und ſo ſpäte Stunden werden nur deine roten Wangen bleichen. (Der Page will ihm die Hand küſſen.) Nicht doch! Dazu haben wir als Kinder zu oft zuſammen geſpielt. Ach, dieſelbe Luft wie Vera zu atmen und ſie nicht ſehen zu können! Das Licht ſcheint aus meinem Leben verſchwunden, die Sonne meinem Daſein geraubt.

Page: Sire — Alexis — laßt mich heute nacht in Eurer Nähe. Euch droht Gefahr, ich fühle es.

Zar: Was ſollt' ich fürchten? Alle meine Feinde habe ich aus Rußland verbannt. Stelle das Kohlenbecken näher zu mir. Mich ſchauert. Ich will noch einige Zeit beim Feuer ſitzen. Geh, mein Kind, geh; ich habe heute nacht noch über vieles nachzudenken. (Er geht zum Hintergrund der Bühne und zieht den Vorhang zur Seite. Blick auf das mondbeſchienene Moskau.) Seit Sonnenuntergang hat es ſtark geſchneit. Wie weiß und kalt meine Hauptſtadt im bleichen Mondglanz ausſieht! Und doch, wie fieberheiße Herzen gibt's im eiſigen Rußland mit ſeinem Froſt und Schnee! Ach, könnt ich Vera einen Augenblick ſehen, ihr alles ſagen, ihr ſagen, warum ich König ward! Sie zweifelt nicht an mir. Sie ſagte, ſie wolle mir vertrauen. Hab' ich auch meinen Schwur verletzt, ſie wird mir glauben. Es iſt ſehr kalt. Wo iſt mein Mantel? Für eine

Stunde will ich mich zur Ruhe legen. Dann kommt mein Schlitten her, und wär' es auch mein Tod, ich will ſie ſehen. Bat ich dich nicht zu gehen, Kind? Wie, muß ich den Tyrannen ſchon ſo bald ſpielen? Geh, geh! Ich kann nicht leben, ohne ſie zu ſehen. In einer Stunde ſind die Pferde hier. Nur eine Stunde zwiſchen mir und der Liebe! Wie betäubend iſt der Dunſt des Kohlenbeckens! (Page ab. Der Zar wirft ſich auf ein Sofa in der Nähe des Kohlenbeckens. Vera in einem ſchwarzen Mantel.)

Vera: Er ſchläft. Gott, du biſt gnädig! Wer kann ihn jetzt aus meiner Hand erretten? Das iſt er! Der Demokrat, der ſelber König werden wollte, der Republikaner mit der Krone auf dem Haupt, der Verräter, der uns betrogen hat. Michael hatte recht. Er hat das Volk nicht geliebt. Er hat mich nicht geliebt. (Beugt ſich über ihn.) Warum muß auch ſo tödliches Gift auf ſo holden Lippen ruhen? Warum mußte er ſein goldenes Haar mit einer Krone beſchmutzen? Aber jetzt iſt mein Tag da — der Tag des Volks, der Tag der Freiheit! Dein Tag, mein Bruder iſt gekommen! Hab' ich auch gemordet, was noch Natur in mir iſt — ich hätte nie gedacht, es ſei ſo leicht, zu töten. Ein Stoß — es iſt vorbei, und ich kann meine Hände nachher waſchen — in Waſſer waſchen. Wohlan denn, ich will Rußland befreien. Ich hab's geſchworen. (Sie holt mit dem Dolch zum Stoß aus.)

Zar (aufſpringend, ergreift ihre beiden Hände): Vera, du hier? So war mein Traum kein Traum. Warum haſt du mich drei Tage allein gelaſſen — zu jener Zeit, wo ich dein am meiſten bedurfte? O Gott, du hältſt mich für einen Verräter, einen Lügner, weil ich Zar bin? Ich bin es — aus Liebe zu dir. Vera, deinetwegen habe ich meinen Schwur gebrochen, deinetwegen trage ich die Krone meines Vaters. Zu Füßen wollte ich dir dies mächtige Rußland

legen, das du und ich so sehr geliebt. Die weite Welt wollte ich dir als Schemel bieten, die Krone aufs Haupt setzen. Das Volk wird uns verehren. Wir wollen das Volk mit Liebe leiten, wie ein Vater seine Kinder. Gedankenfreiheit soll jedermann in Rußland haben, volle Freiheit, zu sagen, was und wie er denkt. Ich habe die Wölfe verjagt, die uns gehetzt haben. Deinen Bruder befreie ich aus Sibirien, aus dem schwarzen Rachen der Bergwerke, die ich öffnen ließ. Der Kurier ist schon unterwegs. In einer Woche wird Dimitri mit allen seinen Genossen wieder in der Heimat sein. Das Volk soll frei sein — ist schon frei —, und du und ich, als Herrscher dieses großen Reiches, wollen in Liebe unter dem Volke wandeln. Als man mir zuerst die Krone bot, hätt' ich sie ihnen vor die Füße geworfen, wär's nicht für dich geschehen, Vera. O Gott! Es ist Brauch in Rußland, die zu beschenken, die man liebt. Ich sagte mir, ich wolle dem Weib, das ich liebe, ein Volk, ein Kaiserreich, die Welt darbringen! Vera, für dich, für dich allein geschieht es, daß ich die Krone trage. Für dich allein, daß ich König bin. Du hast mir mehr gegolten als mein Eid. Warum willst du nicht mit mir sprechen? Du liebst mich nicht! Du liebst mich nicht! Bist du gekommen, mich vor einem Anschlag auf mein Leben zu warnen? Was gilt mir ohne dich das Leben? (Murmeln der Verschwörer auf der Straße.)

Vera: Umsonst, umsonst, umsonst!

Zar: Hier bist du sicher. Nur fünf Stunden sind es noch bis Tagesanbruch! Morgen will ich dich dem Volke zeigen —

Vera: Morgen —!

Zar: Will dich mit eigener Hand in der mächtigen Kathedrale, die meine Väter gebaut haben, zur Herrin krönen!

Vera (macht ihre Hände gewaltsam von ihm frei und springt auf): Ich bin Nihilistin! Ich kann keine Krone tragen!

Zar (ihr zu Füßen fallend): Und ich bin jetzt kein König. Ich bin nur ein Jüngling, der dich mehr als seine Ehre geliebt hat, mehr als seinen Eid! Aus Liebe zum Volke hätt' ich dem Vaterland treu dienen wollen. Aus Liebe zu dir bin ich zum Verräter geworden. Wir wollen zusammen fort und mitten unter dem niedrigen Volke leben. Ich bin kein König. Wie ein Bauer, wie ein Sklave will ich für dich arbeiten. Oh, schenk mir auch ein wenig Gegenliebe! (Murmeln der Verschwörer auf der Straße.)

Vera (nach dem Dolch fassend): Zu morden, was noch Natur in mir, Liebe weder dir noch mir, Mitleid weder mir noch — — Ach, ich bin nur ein Weib! Gott steh' mir bei, ich bin nur ein Weib! Alexis, auch ich hab' meinen Schwur gebrochen, bin zur Verräterin geworden. Ich liebe dich! Oh, sprich kein Wort — kein Wort — (küßt ihn auf die Lippen) — zum ersten, zum letzten Male. (Er schließt sie in die Arme; sie sitzen zusammen auf dem Ruhebett.)

Zar: Jetzt könnt' ich sterben.

Vera. Was sucht der Tod auf deinen Lippen? Dein Leben, deine Liebe ist ihm feind. Sprich nicht vom Tod — noch nicht, noch nicht!

Zar: Ich weiß nicht, warum der Gedanke an den Tod mein Herz beschlichen hat. Vielleicht ist der Becher meines Lebens zu voll von Liebeslust, als daß er's fassen könnte. Vera, wir feiern Brautnacht!

Vera: Brautnacht!

Zar: Und käm' der Tod jetzt, mich dünkt, ich könnte seine bleichen Lippen küssen und süßes Gift dort saugen.

Vera: Unsere Brautnacht! Nein, nein! Der Tod soll nicht bei unserm Feste sitzen. Es gibt keinen Tod!

Zar: Für uns soll's keinen geben. (Murmeln der Verschwörer auf der Straße.)

Vera: Was ist das? Hast du nichts gehört?

Zar: Nur deine Stimme, den Laut des Vogelſtellers, der mein Herze fängt, wie einen armen Vogel, der ſich ins Netz verirrt.

Vera: Mir iſt, als hört' ich lachen.

Zar: Es war nur der Wind und der Regen. Die Nacht iſt ſtürmiſch. (Murmeln der Verſchwörer auf der Straße.)

Vera: Oh, wär' dem ſo. Wo iſt deine Wache? Deine Wache?

Zar: Wo ſollt' ſie anders ſein als zu Hauſe? Ich will nicht leben, von Schwert und Stahl umgeben. Die Liebe des Volkes iſt des Königs beſter Schutz.

Vera: Die Liebe des Volkes!

Zar: Hier biſt du ſicher, mein Engel. Hier kann dir nichts widerfahren. O Geliebte, ich wußte, du würdeſt mir vertrauen. Du haſt mir ja geſagt, du wirſt mir glauben.

Vera: Ich habe dir vertraut, Geliebter, die Vergangenheit erſcheint mir nur als düſtrer, grauer Traum, aus dem unſre Seelen jetzt erwacht ſind. Das erſt heißt Leben.

Zar: Ja, endlich Leben.

Vera: Unſre Brautnacht! Laß mich mein volles Maß an Liebe heute nacht noch trinken. Noch nicht, Geliebter, nein — noch nicht. Wie ſtill es iſt, und doch, mich dünkt, die Luft erzittre von Muſik. Es iſt wohl eine Nachtigall, die aus dem Süden hergeflogen kam in unſern kalten Nord, um unſrer Liebe ihr Lied zu ſingen. Es iſt die Nachtigall. Hörſt du ſie nicht?

Zar: Geliebte, ach, mein Ohr iſt taub für jeden ſüßen Laut, der nicht aus deinem Munde kommt. Mein Aug' iſt blind für jedes Bild, das du nicht biſt; ich hätte ſonſt die Nachtigall gehört und hätt' geſehen, wie die Morgenſonne in ihrem goldnen Strahlenkleid ſich vor der Zeit vom düſtern Oſten ſtahl aus Eiferſucht, weil du viel ſchöner biſt als ſie.

Vera: Oh, hätteſt du die Nachtigall gehört. Mich dünkt, ſie wird uns niemals wieder ſingen.

Zar: Es war auch nicht die Nachtigall. Es iſt die Liebe — ſie ſingt im Übermaße des Entzückens, weil du zu ihrer Prieſterin geworden biſt. (Die Glocke beginnt zwölf Uhr zu ſchlagen.) Geliebte, horch! Es iſt der Liebe Stunde. Komm, laß uns draußen ſtehen und hören, wie der Mitternacht von Turm zu Turm hin Antwort ſchallt in unſrer weiten, weißen Stadt. Ja, unſre Hochzeitsnacht! Was gibt's? Was gibt's? (Laute Rufe der Verſchwörer auf der Straße.)

Vera (reißt ſich von ihm los und eilt über die Bühne): Die Hochzeitsgäſte ſind ſchon da! Ich will euch euer Zeichen geben! (Sie erſticht ſich.) Ihr ſollt euer Zeichen haben. (Eilt zum Fenſter.)

Zar (vertritt ihr den Weg, indem er ſich zwiſchen ſie und das Fenſter ſtürzt, und entwindet den Dolch ihrer Hand): Vera!

Vera (ſich an ihn klammernd): Gib mir den Dolch zurück! Gib mir den Dolch zurück! Es ſind Verſchwörer auf der Straße, die dir nach dem Leben trachten. Deine Wache hat dich betrogen. Dieſer blutige Dolch ſoll das Zeichen ſein, daß du tot biſt. (Die Verſchwörer beginnen auf der Straße zu toben.) Keinen Augenblick darfſt du verlieren! Wirf ihn hinab! Wirf ihn hinab! Nichts kann mich mehr retten. Der Dolch iſt vergiftet! Ich fühle den Tod ſchon im Herzen!

Zar (den Dolch ſo haltend, daß ſie ihn nicht erreichen kann): Auch in meinem Herzen iſt der Tod. Laß uns zuſammen ſterben!

Vera: Geliebter, Geliebter, Geliebter! Hab' Erbarmen mit mir! Die Wölfe lechzen nach deinem Leben! Für die Freiheit mußt du leben, für Rußland, für mich! Du liebſt mich nicht! Du haſt mir einſt ein Reich geboten! Gib mir jetzt den Dolch! Ach, du biſt grauſam! Mein

Leben für das deine! Was liegt daran? (Laute Rufe auf der Straße: „Vera! Vera! Auf, befreie uns! Befreie uns!“)

Zar: Der Tod hat keinen Stachel mehr für mich.

Vera: Sie dringen ein! Alexis, ſieh' den blutigen Mann dort hinter dir! (Der Zar dreht ſich einen Augenblick um.) Ah! (Vera ergreift den Dolch und wirft ihn zum Fenſter hinaus.)

Die Verſchwörer (unten): Lang lebe das Volk!

Zar: Was haſt du getan?

Vera: Rußland befreit! (Sie ſtirbt.)

Die Herzogin von Padua

Eine Tragödie aus dem 16. Jahrhundert

Übersetzt von Max Meyerfeld

Das Recht der Aufführung ist allein durch S. Fischer, Verlag,
Berlin W, Bülowstraße 91, zu erwerben

Perſonen:

Simone Geſſo, Herzog von Padua.
Beatrice, ſeine Gemahlin.
Andrea Pollajuolo, Kardinal von Padua.
Maffio Petrucci
Jeppo Vitellozzo } vom Hofſtaat des Herzogs.
Taddeo Bardi
Guido Ferranti, ein junger Mann.
Aſcanio Criſtofano, ſein Freund.
Graf Moranzone, ein alter Mann.
Bernardo Cavalcanti, Oberrichter von Padua.
Hugo, der Henker.
Lucia, eine Kammerfrau.

Diener, Bürger, Soldaten, Falkeniere, Mönche uſw.

Ort der Handlung: Padua. Zeit: die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Erſter Akt: Marktplatz in Padua (25 Minuten).
Zweiter Akt: Zimmer des Herzogs (36 Minuten).
Dritter Akt: Gang im Palaſt des Herzogs (29 Minuten).
Vierter Akt: Gerichtsſaal (31 Minuten).
Fünfter Akt: Kerker (25 Minuten).

Bauſtil: italieniſch, gotiſch und romaniſch.

Erſter Akt

Marktplatz in Padua. Mittag. Im Hintergrund der Dom in romaniſchem Stil aus ſchwarzem und weißem Marmor. Eine marmorne Freitreppe führt zum Portal des Doms. Am Fuß der Treppe zwei mächtige Steinlöwen. Die Häuſer zu beiden Seiten der Bühne haben bunte Schirmdächer vor den Fenſtern und werden von ſteinernen Arkaden eingefaßt. Rechts iſt der Springbrunnen, einen Meergott in grüner Bronze darſtellend, der auf ſeinem Ruhelager das Horn bläſt. Um den Springbrunnen eine Steinbank. Die Glocken des Doms läuten, und die Bürger, Männer, Frauen und Kinder, ſtrömen hinein.

Guido Ferranti und Ascanio Criſtofano.

Ascanio.

So wahr ich atme, Guido, ich tue keinen Schritt weiter; ſonſt geht mir der Atem aus — zum Fluchen. So ein vermaledeites Irrlichtelieren!

(Setzt ſich auf die Brunnenbank.)

Guido.

Hier muß es ſein. (Er ſpricht einen Vorübergehenden an und zieht die Mütze.) Verzeiht, Herr, iſt dies der Marktplatz und das die Kirche Santa Croce? (Bürger nickt.) Habt Dank!

Ascanio.

Nun?

Guido.

Ja, hier iſt's.

Ascanio.

Ich wünſchte, es wäre wo anders, denn ich ſehe keine Schenke.

Guido

(nimmt einen Brief aus der Taſche und lieſt).

Zeit: Mittag; Stadt: Padua; Ort: Markt; Tag: St. Philippi.

Ascanio.

Und der Mann? Woran ſollen wir den erkennen?

Guido
(fährt fort zu leſen).

„Ich werde einen violetten Mantel tragen, auf deſſen Schulter ein Silberfalke eingeſtickt iſt" — ein ſchmuckes Kleid, Ascanio.

Ascanio.

Mir iſt mein Lederwams lieber. Und du glaubſt, er wird dir von deinem Vater erzählen?

Guido.

Gewiß. Weißt du nicht mehr, es iſt kaum einen Monat her, ich war gerade im Weinberg, an der Ecke nach der Straße zu, wo die Ziegen immer hereinkommen, da ritt ein Mann des Wegs daher und fragte mich, ob ich Guido heiße. Er gab mir dieſen Brief mit der Unterſchrift: „Deines Vaters Freund". Darin ward ich auf heute hierher beſtellt, wenn ich das Geheimnis meiner Geburt erfahren wolle. Ich habe ſtets den alten Pietro für meinen Oheim gehalten, aber darin ſtand, dem ſei nicht ſo, ich ſei nur als Kind ſeiner Obhut anvertraut worden von einem, den er nie wiedergeſehen.

Ascanio.

Du weißt alſo nicht, wer dein Vater iſt?

Guido.

Nein.

Ascanio.

Haſt nicht einmal eine Erinnerung an ihn?

Guido.

Keine, Ascanio, keine.

Ascanio
(lachend).

Dann kannſt du auch nicht ſo oft einen Backenſtreich von ihm bekommen haben, wie ich von meinem Vater.

Guido
(lächelnd).

Und dabei haſt du's natürlich nie verdient.

Ascanio.

Nie, das war ja eben die Gemeinheit; nicht einmal das Bewußtſein einer Schuld hat mir die Bruſt geſchwellt. — Welche Stunde hat er feſtgeſetzt?

Guido.

Mittag.

(Domuhr ſchlägt.)

Ascanio.

So viel iſt's jetzt, und dein Mann iſt noch nicht da. Ich glaube nicht an ihn, Guido; es wird wohl ein Dirnlein ſein, das ein Aug' auf dich geworfen hat. Ich bin dir von Perugia nach Padua gefolgt — ſo wahr ich lebe, nun ſollſt du mir in den nächſten Weinſchank folgen. (Steht auf.) Bei den großen Göttern des Magens, Guido, ich bin jetzt wild aufs Eſſen wie 'ne Witwe auf 'nen Mann, müde vom Laufen, wie 'ne Jungfer der Tugendlehren müd iſt, und trocken wie 'ne Kirchenpredigt. Komm, Guido, du ſtehſt da und ſtarrſt ins Nichts, wie der Blöde, der in ſeinen Schädel gucken möchte. Dein Mann kommt doch nicht.

Guido.

Ich fürchte, du haſt recht. Ha!

(Als er ſich eben mit Ascanio zum Gehen anſchickt, erſcheint Graf Moranzone in einem violetten Mantel, auf deſſen Schulter ein Silberfalke eingeſtickt iſt. Er ſchreitet über die Bühne bis zum Dom, und als er ihn betreten will, läuft Guido die Stufen hinauf und faßt den Grafen an.)

Moranzone.

Guido Ferranti, pünktlich trafſt du ein.

Guido.

So lebt mein Vater?

Moranzone.

Ja, er lebt — in dir.
Du gleichſt ihm in den Zügen des Geſichts,
in Haltung, Gang und äußerer Erſcheinung;
ich hoff', du gleichſt ihm auch an edlem Mut.

Guido.

Von meinem Vater ſprecht! Für den Moment
hab' einzig ich gelebt.

Moranzone.

Laß uns allein ſein.

Guido.

Dies iſt mein treuſter Freund, der mir aus Liebe
bis Padua gefolgt iſt; es gibt kein
Geheimnis, das wir brüderlich nicht teilen.

Moranzone.

Du ſollſt ihm ein Geheimnis nicht vertraun.
Drum heiß ihn gehn.

Guido
(zu Ascanio).

In einer Stunde ſei
zurück. Er weiß nicht, daß auf dieſer Welt
den fehlerloſen Spiegel unſrer Liebe
nichts trüben kann. Auf eine Stunde alſo!

Ascanio.

Sprich nicht mit ihm, er hat den böſen Blick.

Guido
(lachend).

Nein, nein, ich zweifle nicht, er will mir ſagen,
daß ich ein großer Herr bin in Italien
und unſer langer Freudentage harren.
Auf eine Stunde, liebſter Freund!
(Ascanio ab.)
Erzählt
mir jetzt von meinem Vater!
(Setzt ſich auf die Steinbank.)
War er groß?
Des bin ich ſicher, er ſaß hoch zu Roß.
Sein Haar war ſchwarz? Vielleicht ein rötlich Gold,
wie Feuer glänzt? War ſeine Stimme leiſe?
Die tapfern Helden haben ja bisweilen
der Stimme leiſen Klang. Glich ſie des Kriegs
Drommete, die der Feinde Reihen ſprengt?
Ritt er allein aus oder folgten ihm
der Knappen Schar und wackre Reiſige?
Denn oft iſt mir, als ob in meinen Adern
das Blut von Kön'gen pulſt. War er ein König?

Moranzone.

Der königlichſte war er aller Männer.

Guido
(ſtolz).

So ragte, da Ihr ihn zuletzt erſchaut,
mein edler Vater hoch ob andern Menſchen?

Moranzone.

Er ragte hoch ob aller Menſchen Häuptern —
(geht zu Guido und legt ſeine Hand auf deſſen Schulter)
auf dem Schafott, wo ſeines Nackens harrte
des Henkers Beil.

Guido
(aufſpringend).

Wer biſt du, Schreckensmann,
der gleich dem Raben, dem geſpenſt'ſchen Kauz
mit dieſer Unglückspoſt vom Grabe kommt?

Moranzone.

Man kennt mich hier als Grafen Moranzone,
als Herren eines öden Felſenſchloſſes
mit ein paar Äckern unwirtbaren Lands
und karger Dienerſchaft; doch war ich einer
von Parmas Edelſten, ja mehr als das:
war deines Vaters Freund.

Guido
(ihn bei der Hand faſſend).

Von ihm erzählt mir!

Moranzone.

Du biſt Lorenzos Sohn, des großen Herzogs,

des Fahn' auf manchem heißen Schlachtfeld wehte
im Kampfe wider Sarazenenketzer.
Er war der Fürſt von Parma und der Herzog
des ganzen ſchönen Reichs der Lombardei
bis nach Florenz: ja ſelbſt Florenz war ihm
tributverpflichtet —

Guido.

Kommt auf ſeinen Tod!

Moranzone.

Du hörſt's noch früh genug. Er lag im Krieg —
o edler Kriegesleu, der in Italien
Unbilden niemals dulden wollte — er führte
der Ritterſchaft erleſ'ne Blüte gegen
den Herrn von Rimini, den Ehebrecher
Giovanni Malateſta — den Gott ſtrafe! —
und ward von ihm in ſchnöden Hinterhalt
gelockt, in Sklavenketten eingeſchnürt
und wie ein Schuft, wie ein gemeiner Knecht
auf öffentlichen Richtplatz hingeſchlachtet.

Guido
(ſeinen Dolch packend).

Und Malateſta lebt?

Moranzone.

Nein, er iſt tot.

Guido.

Ihr ſagtet tot? O allzu flinker Tod,
hätt'ſt du nur kurze Friſt auf mich gewartet,
dein Amt hätt' ich verſehn.

Moranzone
(ſein Handgelenk umſpannend).

Du kannſt es noch!
Der Mann, der ihn verkauft, iſt noch am Leben.

Guido.

Verkauft? mein Vater ward verkauft?

Moranzone.

Verſchachert
wie ein Stück Vieh, um hohen Preis verraten,
vertauſcht, verhandelt auf geheimem Markte
von dem, der ihm als Freundes Vorbild galt,
dem er vertraut, den er ins Herz geſchloſſen,
durch ſeiner Güte Band an ſich geknüpft. —
Wer Freundlichkeit auf dieſer Erde ſät,
der erntet nichts als Undank.

Guido.

Und er lebt,
der ihn verkauft?

Moranzone.

Ich will dich zu ihm führen.

Guido.

So lebſt du, Judas? Nun, ich mach' die Welt
zu deinem Töpfersacker, kauf ihn gleich,
denn hängen mußt du dort.

Moranzone.

Du ſagteſt: Judas?
Ja, Judas im Verrat, doch er war ſchlauer

als Judas war, denn dreißig Silberlinge
erſchienen ihm ein zu geringer Preis.

Guido.

Wieviel ward ihm für meines Vaters Haupt?

Moranzone.

Wieviel? Ei, Städte, Lehen, Fürſtentümer,
Weinberge, Ländereien.

Guido.

Wovon er nur
ſechs Fuß behalten ſoll, um drin zu faulen.
Wo iſt er, der verdammte Bube, wo?
Zeigt mir den Mann, und käm er ſtahlgepanzert
vom Kopf zur Zeh, geharniſcht und geſchient,
ja ſelbſt von tauſend Reiſigen beſchützt, —
durch ihrer Speere Wall will ich ihn treffen
und ſeines ſchwarzen Herzbluts letzten Tropfen
von meiner Klinge ſickern ſehn. Den Mann,
ich mach' ihn kalt.

Moranzone
(gelaſſen).

Das nennſt du Rache, Narr?
Der Tod iſt unſer aller Erdenlos,
und kommt er jählings, iſt er noch Gewinn.
Dein Vater ward verkauft — das ſei dein Stichwort:
Verkaufe den Verkäufer deinerſeits!
Du ſollſt bei Hofe dienen, ſollſt mit ihm
von einem Brot, an einer Tafel eſſen —

Guido.

O bittres Brot!

Moranzone.

Dein Gaumen iſt zu zart,
die Rache wird's dir ſüßen. Abends ſollſt du
ſein Trinkgenoſſe beim Gelage ſein,
ſein Buſenfreund, daß er ſich an dich ſchmiegt,
dich liebt und alle Ränke dir vertraut.
Heißt er dich guter Dinge ſein, ſo lache;
beliebt's ihm, ernſter Stimmung nachzuhängen,
leg Trauerflore an. Iſt reif die Zeit —

(Guido umkrallt ſein Schwert.)

Nein, nein, ich trau' dir nicht; dein heißes Blut,
dein ungezügelt Weſen, deine Jugend,
ſie warten nicht auf dieſe Rache, ſondern
zerſchellen an deinem Groll.

Guido.

Ihr kennt mich nicht.
Nennt mir den Mann, ich will in allen Stücken
dem Rate folgen.

Moranzone.

Wenn die Zeit erfüllt,
das Opfer eingelullt, die Stunde günſtig,
dann will ich heimlich dir durch raſchen Boten
ein Zeichen ſenden.

Guido.

Sprecht, wie ſoll er ſterben?

Moranzone.

Du ſollſt in jener Nacht ſein Schlafgemach
erklimmen — merk' es wohl!

Guido.

Seid unbesorgt!

Moranzone.

Zwar weiß ich nicht, ob Schuldbeladne schlafen,
doch wenn er schläft, so weck' ihn ja zuerst
und pack' ihn bei der Gurgel — siehst du, so!
Und hast du ihm gesagt, wes Bluts du bist,
wer dich erzeugt und was der Rache Sinn,
dann laß ihn, betet er, um Gnade beten.
Laß ihn dir Schätze bieten für sein Leben,
und wenn er alles Goldes sich entäußert,
sag' ihm: „ich brauch nicht Geld, ich kenn nicht Gnade"
und tue stracks, was deine Pflicht. Jetzt schwöre,
daß du ihn nicht ermordest, bis ich's heische,
sonst kehr' ich wieder heim und lasse dich
unwissend, deinen Vater ungerächt.

Guido.

Ich schwör' es Euch bei meines Vaters Banner —

Moranzone.

Der Henker hat's auf offnem Markt zerfetzt.

Guido.

Bei meines Vaters Grab —

Moranzone.

Bei welchem Grab?
Im Grabe ruht dein edler Vater nicht.
Sein Staub ward in die Luft zerstreut, vom Winde
ward seine Asche durch die Stadt gewirbelt

wie Spreu, die Bettlern in die Augen ſticht.
Sein Haupt ward vorm Gefängnis aufgeſpießt,
zum Spott mit einer Krone aus Papier
geſchmückt, damit der unverſchämte Pöbel
dran ſeine Zunge wetze.

Guido.

War es ſo?
Bei meines Vaters makelloſem Namen,
bei ſeines Todes ſchändlich-grauſer Art,
bei ſeines Freundes niederträcht'gem Frevel —
die ſind doch übrig — dabei ſchwör' ich alſo,
ich werde Hand nicht an ſein Leben legen,
bis Ihr's befehlt, dann — ſchütz' Gott ſeine Seele,
denn ſterben ſoll er, wie kein Hund verreckt.
Und jetzt das Zeichen?

Moranzone.

Dieſer Dolch, mein Sohn,
des Vaters Dolch.

Guido.

O laßt mich ihn betrachten!
Jetzt fällt mir ein, mein angeblicher Oheim,
der gute Alte, ſprach von einem Mantel —
als Säugling war ich drin verpackt — worauf
in Gold zwei ſolche Pardel eingewirkt;
in Stahl mag ich ſie lieber, ſo wie dieſe,
ſie taugen eh'r dem Zwecke. Sagt mir, Herr,
habt Ihr von meinem Vater keinen Auftrag?

Moranzone.

Du ſaheſt deinen Vater nie, mein Sohn...

Als ihn ſein falſcher Freund verraten hatte,
entkam nur ich von allen ſeinen Edeln,
der Herzogin in Parma es zu künden.

Guido.

Sprecht mir von meiner Mutter!

Moranzone.

Deine Mutter —
an Reinheit ſtand ſie keiner Heiligen nach —
verfiel bei dieſer Nachricht einer Ohnmacht,
ward vor der Zeit von Kindeswehn ergriffen —
ſie war ſeit ſieben Monden erſt vermählt —
und brachte dich verfrüht zur Welt. Alsdann
flog himmelwärts die Seele, deinen Vater
am Tor des Paradieſes zu empfahn.

Guido.

Die Mutter tot, der Vater feilgeboten!
Mir iſt, als ſtünd' ich auf umringtem Wall
und Bot' um Bote nahte ſich und brächte
mir Hiobspoſt: laßt mich zu Atem kommen,
mein Ohr iſt müd.

Moranzone.

Da deine Mutter ſtarb,
ſprengt' ich aus Furcht vor Feinden das Gerücht aus,
auch du ſeiſt tot; dann ſchafft' ich dich beiſeite
und brachte dich zu einem treuen Dienſtmann,
der bei Perugia wohnt; du kennſt den Reſt.

Guido.

Saht Ihr den Vater ſpäter noch?

Moranzone.

Ja, einmal:
in eines Winzers dürftigem Gewande
schlich ich nach Rimini.

Guido
(seine Hand ergreifend).

O hehres Herz!

Moranzone.

Für Geld ist alles feil in Rimini —
Ich kaufte seine Wärter! Als dein Vater
vernahm, daß ihm ein Sohn geboren war,
da strahlte hell sein Antlitz unterm Helme
wie ferner Feuerschein auf hoher See.
Er faßte meine Hände und beschwor mich,
dich seiner würdig zu erziehn — ich tat's.
Nun ahnde seinen Tod am falschen Freund!

Guido.

Statt meines Vaters dank ich Euch dafür...
Den Namen jetzt?

Moranzone.

Wie du mich an ihn mahnst,
in jeglicher Gebärde gleichst du ihm.

Guido.

Des Schurken Nam'!

Moranzone.

Du sollst ihn gleich erfahren:
der Herzog ist schon auf dem Weg hierher
samt seinem Hof.

Guido.

Was ſoll das? Seinen Namen!

Moranzone.

Dünkt dich nicht, daß ſie eine wackre Schar
von ehrenwerten, wohlgeſtalten Herren?

Guido.

Den Namen, Graf!

(Der Herzog von Padua erſcheint mit Graf Bardi, Maffio Petrucci und anderen Herren ſeines Hofes.)

Moranzone
(ſchnell).

Der Mann, vor dem ich kniee,
iſt deines Vaters Mörder. Nun merk' auf!

Guido
(nach dem Dolche fahrend).

Der Herzog!

Moranzone.

Laß die Finger von dem Stahl!
Vergiſſeſt du ſo bald? —
(Kniet vor dem Herzog.)
Mein hoher Herr!

Herzog.

Graf Moranzone, ſeid gegrüßt; 's iſt lange,
daß wir Euch nicht in Padua geſehn.
Wir jagten geſtern unweit Eurem Schloß —
Ihr nennt's doch Schloß? dies froſt'ge Haus, in dem
Ihr überm Roſenkranze murmelnd ſitzt

und beichtet, wie ein guter alter Mann.
Ich werd' wohl nie ein guter alter Mann,
Gott würde müd bei meiner Sünden Beichte.
(Erblickt Guido und fährt zurück.)
Wer ist das?

Moranzone.

Meiner Schwester Sohn, Eu'r Gnaden.
Zum waffenfäh'gen Alter jetzt gereift,
möcht' er für ein'ge Zeit bei Hofe weilen.

Herzog
(noch immer Guido anschauend).

Wie nennt er sich?

Moranzone.

Guido Ferranti, Herr.

Herzog.

Aus welcher Stadt?

Moranzone.

Er stammt aus Mantua.

Herzog
(auf Guido zukommend).

Du hast die Augen eines, den ich kannte,
doch er starb kinderlos... Du willst mir dienen:
Soldaten braucht es — bist du ehrbar, Fant?
Dann treib mit deiner Ehrbarkeit nicht Wucher,
behalte sie für dich; in Padua
gilt Ehrbarkeit für Prahlerei, drum ist
sie aus der Mode. Sieh nur diese Herr'n,
nach Ambra duften sie und Wohlgerüchen...

Bardi
(beiſeite).

Der gift'ge Pfeil zielt offenbar auf uns.

Herzog.

Jeder, den du da ſiehſt, hat ſeinen Preis,
wenn — um gerecht zu ſein — etwelche auch
von ihnen teuer ſind.

Bardi
(beiſeite).

Ich ahnt' es ja.

Herzog.

Drum ſei nicht ehrbar. Ungewöhnlichkeit
iſt keine förderns*werte* Eigenſchaft,
wiewohl in unſrer ſchalen, faden Zeit
das Ungewöhnliche, was einer tun kann,
Verſtand zu haben iſt, weil ihn der Pöbel
dann höhnt. Verachte dieſen ſo wie ich!
Sein Lob iſt Schaum, und ſeine wind'ge Gunſt
ſchätz' ſo ich ein: Beliebtheit bei dem Volke
iſt *die* Beleid'gung, die ich nie erfuhr.

Maffio
(beiſeite).

Ihm fehlt es nicht an Haß, bedarf er des.

Herzog.

Sei klug: in deinen Händeln mit der Welt
bezähme deinen Eifer! Denke zweimal!
Die erſte Eingebung iſt meiſtens gut.

Guido
(beiſeite).

Auf ſeinem Mund ſitzt eine Kröte, die
ihr Gift von dort verſpritzt.

Herzog.

Sorg' dir für Feinde,
ſonſt denkt die Welt nicht ſonderlich von dir,
das iſt ihr ein Beweis von Macht. Doch zeige
der Freundſchaft Larve lächelnd jedermann,
bis du ihn ſicher mit der Hand umſpannſt.
Zermalm' ihn dann!

Guido
(beiſeite).

O kluger Philoſoph!
Du gräbſt dir ſelber eine tiefe Grube.

Moranzone
(zu Guido).

Merkſt du auf ſeine Worte?

Guido.

Nur zu gut!

Herzog.

Auch ſei nicht zu gewiſſenhaft; die Hand,
die rein, doch leer iſt, beut ein kläglich Schauſpiel.
Willſt du des Lebens Löwenanteil haben,
trag eine Fuchshaut: paſſen wird ſie dir,
es iſt ein Rock, der jedem Manne paßt,
dem Fetten wie dem Magern, Groß wie Klein;

wer ſolchen Rock dir macht, der iſt ein Schneider,
dem's nie an Kunden mangeln wird.

Guido.

Eu'r Gnaden,
ich will's gedenken.

Herzog.

Schön, mein Junge, ſchön!
Ich mag nicht ſeichte Narren um mich haben,
die Lebensgold mit filz'gen Skrupeln wägen
und wankend, ſchwankend ſcheitern: Mißerfolg
iſt mir von allen Laſtern einzig fremd.
Laß Männer um mich ſein. Und das Gewiſſen
iſt nur ein Name, den die Feigheit ſich,
die fahnenflücht'ge, auf den Schild gekritzelt.
Haſt du verſtanden, Fant?

Guido.

Ja, Euer Gnaden,
in allem will ich Eurem Kanon folgen.

Maffio.

Ich fand Eu'r Gnaden nie zum Pred'gen ſo
geſtimmt: auf ſeinen Lorbeer hab' ein Auge
der Kardinal.

Herzog.

Mein Evangelium
wird von der Welt befolgt, ſeins wird beſchwatzt.
Ich halte wenig von dem Kardinal,
mag er ein frommer Kirchenmann auch ſein,
und leugne ſeine Langweil nicht. Wohlan,
wir zählen dich von heut zu unſerm Hofſtaat.

(Er hält Guido die Hand zum Kuſſe hin. Guido fährt entſetzt zurück, kniet aber auf eine Bewegung des Grafen Moranzone nieder und küßt die Hand.)

Du ſollſt fortan ſo ausgerüſtet ſein,
wie's unſerm Hofe, deiner Ehre ziemt.

Guido.

Ich dank Eu'r Gnaden herzlich.

Herzog.

Noch einmal:
wie war dein Nam'?

Guido.

Guido Ferranti, Herr.

Herzog.

Aus Mantua? Habt acht auf eure Weiber,
kommt ſo ein ſchmucker Held nach Padua.
Ihr lacht mit Fug, Graf Bardi, denn ich weiß,
wie aufgeräumt ein Mann iſt, dem am Herd
ein reizlos Weib ſitzt.

Maffio.

Mit Verlaub, Eu'r Gnaden,
die Fraun von Padua ſind verdachtgefeit.

Herzog.

Sind alle häßlich!? Kommt! Der Kardinal
hält lange unſre fromme Gattin auf;
man ſollte Predigt ihm und Bart beſchneiden.
Wollt Ihr uns folgen, Graf? Hört einen Text
aus Hieronymus mit an!

Moranzone
(mit Verbeugung).

Herr, leider —

Herzog
(ihn unterbrechend).

Die Ausflucht ſpart, wollt Ihr die Meſſe miſſen.
Nun kommt.
(Mit ſeinem Gefolge ab in den Dom.)

Guido
(nach einer Pauſe).

Mein Vater war des Herzogs Opfer,
und ich küßt' ihm die Hand.

Moranzone.

Tu's oft in Zukunft!

Guido.

Muß ich?

Moranzone.

Ja! du haſt einen Eid geſchworen.

Guido.

Der Eid verſteinert mich.

Moranzone.

Lebewohl, mein Sohn,
du ſiehſt mich nicht, bevor die Zeit erfüllt.

Guido.

Ich fleh' Euch an, kommt bald.

Moranzone.

Ich bin zur Stelle,
wenn's Zeit iſt: ſei gerüſtet.

Guido.

Fürchtet nichts.

Moranzone.

Da kommt dein Freund. Verbanne ihn aus Padua und deinem Herzen.

Guido.

Ja, aus Padua;
aus meinem Herzen: nein.

Moranzone.

Doch, ebenſo.
Ich weiche nicht von dir, bis du's getan.

Guido.

Ihr gönnt mir keinen Freund?

Moranzone.

Die Rache ſei's!
Kein anderer tut dir not.

Guido.

Wohlan, es ſei!

(Ascanio Criſtofano tritt auf.)

Ascanio.

Guido, ich bin dir in allem zuvorgekommen: ich hab' eine Flaſche Wein getrunken, eine Paſtete gegeſſen und die

Kellnerin geküßt. Du ſiehſt ja ſchwermütig aus, wie ein Schulbube, der ſich keine Äpfel kaufen, oder wie ein Kannegießer, der ſeine Stimme nicht verkaufen kann. Was gibt es Neues, Guido?

Guido.

Aſcanio, wir beide müſſen Abſchied nehmen.

Aſcanio.

Das wäre freilich neu, doch iſt's nicht wahr.

Guido.

Zu wahr, Aſcanio, du mußt jetzt ſcheiden
und darfſt mein Angeſicht nie wiederſehn.

Aſcanio.

Nein, nein; du kennſt mich wirklich nicht, mein Guido:
Bin ich auch eines niedern Pächters Sohn,
im Brauch der höf'ſchen Sitte ſchlecht bewandert,
ſo kann ich doch, biſt du von edler Herkunft,
dein Dienſtmann ſein. Ich will dich treuer hegen,
als es ein Mietling tut.

Guido
(ſeine Hand ergreifend).

Aſcanio!

(Sieht Moranzones dräuenden Blick und läßt Aſcanios Hand ſinken.)

Es kann nicht ſein.

Aſcanio.

Wie, ſteht es ſo mit dir?
Ich dachte, Freundestreu der alten Welt
ſei noch nicht tot, noch fände röm'ſches Vorbild

ſogar in unſrer flach-gemeinen Zeit
ihr würdig Seitenſtück: bei dieſer Liebe,
die ruhig rauſcht, der See im Sommer gleich,
welch Schickſal dir auch zugefallen ſei:
darf ich's nicht teilen?

Guido.

Teilen?

Ascanio.

Ja!

Guido.

Nein, nein.

Ascanio.

Iſt eine Erbſchaft dir anheimgefallen,
ein Schloß mit Türmen oder Gold zuhauf?

Guido
(bitter).

Ja, meine Erbſchaft hab' ich angetreten.
O blutiges Vermächtnis, grauſes Los!
Ich muß es wie ein Geizhals ängſtlich hüten
und wahren für mich ſelbſt. Drum bitt' ich dich,
verlaß mich jetzt.

Ascanio.

Was, ſollen wir nie mehr
beiſammen ſitzen Hand in Hand wie einſt,
ſo in ein altes Ritterbuch vertieft,
daß Lock' an Locke lehnte, ſollen wir
uns nie mehr aus der Schule ſtehlen und
im Herbſt dem Jäger durch die Wälder folgen,
die Falken ſehn, wie ſie den Fußriem' löſen,
wenn Lampe aus dem Dickicht bricht?

Guido.

Nie mehr!

Ascanio.

Muß ich dich laſſen ohn' ein liebes Wort?

Guido.

Verlaß mich, möge dir die Liebe folgen.

Ascanio.

Unritterlich, unedel handelſt du.

Guido.

Unritterlich, unedel — wenn du willſt...
Wozu unnötig Worte noch vergeuden!
Fahr wohl!

Ascanio.

Haſt du kein Wort des Grußes, Guido?

Guido.

Nein. Wie ein Traum liegt alles hinter mir.
Heut hebt mein Daſein an. Leb wohl!

Ascanio.

Leb wohl!

(Langſam ab.)

Guido.

Nun, ſ id Ihr jetzt zufrieden? Saht Ihr nicht,
wie meinen Freund, den trauteſten Gefährten,
ich von mir ſtieß gleich einem Küchenjungen?
Oh, daß ich's tat! — Seid Ihr jetzt nicht zufrieden?

Moranzone.

Ich bin es. Nun führt mich mein Weg zurück
auf meine öde Feſte im Gebirg.
Denk an das Zeichen: deines Vaters Dolch,
und, ſchick' ich ihn dir zu, vollführ' die Tat!

Guido.

Des ſeid verſichert!

(Graf Moranzone ab.)

O du ew'ger Himmel,
blieb noch ein Reſt Natur in meiner Seele,
holdſelig Mitleid, ſüße Freundlichkeit, —
laß ihn verblühn, verbrennen und zernicht' ihn,
denn, tuſt du's nicht, muß ich das Mitleid ſelbſt
mit ſcharfem Stahl aus meinem Herzen ſchneiden,
muß ich Erbarmen nachts im Schlaf erdroſſeln,
daß es nicht ſpreche. Rache heißt die Loſung!
Sei du mein Schlafgenoß, mein Kamerad,
ſetz' dich zu mir, reit auf die Jagd mit mir,
wenn ich ermattet, ſing mir ſchöne Lieder,
bin frohgelaunt ich, treibe Scherz mit mir,
und wenn ich träume, raune mir ins Ohr
die Grauenskunde von des Vaters Mord —
Ich ſagte Mord?

(Zieht ſeinen Dolch.)

So hör' mich, Schreckensgott!
O Gott, der jeden Meineid du beſtrafſt,
laß Engel dieſen Schwur in Flammen buchen,
daß fortan, bis ich meines Vaters Mord
mit Blut geſühnt, ich feierlich entſage
den edeln Banden ehrenvoller Freundſchaft,
den edlen Freunden der Geſelligkeit,
dem Seelenbund und treuer Dankbarkeit,

ja mehr! von dieſer Stunde an entſag' ich
der Frauen Minne wie dem hohlen Tand,
der Schönheit heißt —

(Die Orgel erbrauſt im Dom. Unter ſilbergewebtem Baldachin, die vier ſcharlachgekleidete Pagen tragen, kommt die Herzogin von Padua die Stufen herab; als ſie vorüberſchreitet, begegnen ſich ihre Blicke einen Moment, und als ſie die Bühne verläßt, ſieht ſie ſich nach Guido um; ihm fällt der Dolch aus der Hand.)

Sagt, wer iſt das?

Ein Bürger.

Die Herzogin von Padua!

Zweiter Akt

Prunkgemach im Schlosse des Herzogs. Die Wandteppiche stellen den Festzug der Venus dar. Eine breite Tür in der Mitte führt auf einen Gang mit roten Marmorsäulen, durch den man eine Aussicht auf Padua hat. Rechts ein großer Baldachin mit drei Thronsesseln, von denen einer etwas tiefer steht als die beiden andern. Die Decke wird von langen vergoldeten Strahlen gebildet. Ausstattung im Stil der Zeit: die Stühle sind mit vergoldetem Leder bezogen, die Büfette mit Gold- und Silbergeschirr vollgestellt und die Truhen mit Szenen aus der Mythologie bemalt. Eine Anzahl Höflinge steht draußen auf dem Gang und blickt auf die Straße hinunter. Von dort dringt das Gebrüll eines Pöbelhaufens herauf und Rufe: „Nieder mit dem Herzog"; nach einer kleinen Pause tritt der Herzog auf, sehr ruhig; er stützt sich auf den Arm Guido Ferrantis. Mit ihm tritt auch der Kardinal herein. Das Geschrei dauert zunächst noch fort.

Herzog.

Nein, Kardinal, ich hab' sie mählich satt,
denn sie ist schlimmer noch als häßlich: — — gut.

Maffio
(erregt).

Zweitausend Leute, Hoheit, sind versammelt,
die frecher schreien jeden Augenblick.

Herzog.

Pah, sie vergeuden ihre Lungenkraft!
Wer so laut brüllt, ihr Herren, tut uns nichts;
die einz'gen, die ich fürchte, sind die Stillen.
(Geheul des Volkes.)
Da seht, wie mich mein Volk liebt, Kardinal,
sie bringen mir ein Ständchen, ich hör's lieber
als schwärmerisch Gesäusel auf der Laute.

Iſt's Wonne nicht, dem zuzuhören?

(Erneutes Geſchrei.)

Schade,
ſie ſind ein wenig aus dem Takt geraten,
drum ſollen meine Leute auf ſie ſchießen.
Katzenmuſik vertrag' ich nicht. Petrucci,
dem Hauptmann unſrer Garde, ſag', er ſoll
den Platz jetzt räumen. Haſt du ſchlechte Ohren?
Tu, was ich wünſch.

(Petrucci ab.)

Kardinal.

Ich fleh Eu'r Gnaden an,
ſchenkt ihrer Not Gehör!

Herzog
(auf dem Thron Platz nehmend).

Jawohl, die Birnen
ſind heuer lange nicht ſo dick wie ſonſt.
Ich bitt' Euch um Verzeihung, Kardinal,
ich dacht', Ihr ſprächt von Birnen.

(Freudengeſchrei des Volkes.)

Was iſt das?

Guido
(ſtürzt zum Fenſter).

Die Herzogin iſt unten auf dem Platz, —
tritt zwiſchen die Soldaten und das Volk,
das Schießen zu verhindern.

Herzog.

Teufel auch!

Guido
(noch immer am Fenſter).

Jetzt eben — hinter ihr ein Dutzend Bürger —
betrat ſie den Palaſt.

Herzog
(aufſpringend).

Die Herzogin,
beim Himmel! nimmt ſich viel heraus.

Bardi.

Sie kommt.

Herzog.

Schließt jene Tür; die Morgenluft iſt kalt.

(Die Tür nach dem Gang wird geſchloſſen.)
(Die Herzogin tritt auf, mit ihr eine Schar ſchäbig gekleideter Bürger.)

Beatrice
(ſich auf die Knie werfend).

Ich fleh Eu'r Gnaden an: ſchenkt uns Gehör!

Herzog.

Bin ich ein Schneider, hohe Frau, daß Ihr
mit ſo zerlumptem Pack vor mir erſcheint?

Beatrice.

Die Lumpen künden, dächt' ich, ihre Not
beredter als ich ſelber es vermag.

Herzog.

Worin beſteht die Not?

Beatrice.

Ach, mein Gemahl,

Alltägliches, woran nicht Ihr, nicht ich,
noch irgendeiner dieſer edeln Herrn
jemals auch nur entfernt zu denken braucht.
Sogar das Brot, das ſie genießen, iſt
aus halb verfaulter Spreu gebacken.

Erſter Bürger.

Ja,
aus nichts als Spreu.

Herzog.

Ein trefflich Nahrungsmittel,
ich geb es meinen Gäulen.

Beatrice
(an ſich haltend).

Und das Waſſer,
das in die Stadtziſternen eingefüllt,
iſt durch den Bruch des Aquädukts verfault
zu ſumpf'gen Tümpeln und zu ſchlamm'gen Pfützen.

Herzog.

Trinkt Wein; denn Waſſer iſt gar ungeſund.

Zweiter Bürger.

Ach, Euer Gnaden, ſo hoch ſind die Zölle,
die man am Stadttor abverlangt, geworden,
daß Wein für uns nicht iſt.

Herzog.

Dann preiſt die Zölle,
durch die ihr nüchtern bleibt.

Beatrice.

Bedenkt, wir prangen
in Prunk und Pracht hier und entbehren nichts,
was Schwelgerei und Reichtum bieten kann,
ſamt Dienerheer, das jedes Winks gewärtig,
derweil durch ihre ſonnenloſen Gaſſen
die hagre Armut ſchleicht und ſcharfen Meſſers
den Kindern durch die warmen Hälschen heimlich
und lautlos ſchneidet.

Dritter Bürger.

Ja fürwahr, ſo iſt's,
mein kleiner Bub ſtarb geſtern nacht vor Hunger,
er war ſechs Jahr erſt alt; ich bin ſo arm,
ich kann ihn nicht begraben.

Herzog.

Biſt du arm,
biſt du nicht ſelig drob zu preiſen? Ei,
Armut iſt eine Chriſtenzier,
(zum Kardinal)
nicht wahr?
Ihr, Kardinal, ich weiß, habt große Güter,
habt fette Pfründen, Zehnten, Ländereien,
dafür daß Ihr freiwill'ge Armut predigt.

Beatrice.

Mein hoher Herzog, mein Gemahl, ſeid milde!
Derweil wir hier in ſtolzen Hallen ſitzen
mit Säulengängen, die der Sonne wehren,
mit Mauern, Dächern, die den Winter bannen,
gibt's viele Bürger hier in Padua,

die in so widerlichen Löchern hausen,
daß Regenschauer, Schnee und rauhe Winde
zu Gaste sind bei ihnen. Andre schlafen
im Herbst die Nächte unter dem Gewölbe
der städt'schen Brücken, bis der feuchte Nebel
die Glieder steift und Fieber kommt und dann —

Herzog.

— in Arams Schoß sie wohl geborgen sind.
Die hier so elend sind, schick ich zum Himmel.
Wo bleibt ihr Dank dafür?
(Zum Kardinal.)
Steht nicht geschrieben
an einer Stelle in der Heiligen Schrift,
ein jeder sei zufrieden mit dem Los
von Gott gesandt? Was soll ich daran ändern,
der weisen Vorsehung ins Handwerk pfuschen?
Daß ein'ge darben, während andre prassen,
sie hat's bestimmt. Die Welt ist nicht mein Werk.

Erster Bürger.

Er hat ein hartes Herz.

Zweiter Bürger.

Sei ruhig, Nachbar,
ich hoff', der Kardinal wird für uns sprechen.

Kardinal.

Armut ertragen ist zwar Christenpflicht,
[denn reichen Lohn läßt Gott der Armut werden;]
doch ist's nicht minder christlich, gütig sein,
den Hunger stillen und die Schmerzen heilen.

Es ſcheint, hier in der Stadt gibt's viele Schäden,
die Eure Klugheit reformieren ſollte.

Erſter Bürger.

Was heißt das: reformieren! Was bedeutet's?

Zweiter Bürger.

Traun, es heißt: alles ſo laſſen, wie es iſt. Das iſt nicht mein Fall.

Herzog.

Reform — Ihr, Kardinal, ſpracht von Reform?
In Deutſchland lebt ein Mann mit Namen Luther,
der eure röm'ſche Kirche reformiert.
Habt ihr den nicht als Ketzer ausgerufen
und Acht und Bannfluch über ihn verhängt?

Kardinal
(ſich erhebend).

Er hat die Herde aus dem Pferch geführt —
Wir heiſchen nur, daß Ihr die Schafe füttert.

Herzog.

Hab' ich ihr Vlies geſchor'n, ſo fütt'r ich ſie.
Doch die Rebellen —
(Die Herzogin beſchwört ihn.)

Erſter Bürger.

Horch! ein gütig Wort,
er will uns etwas ſchenken.

Zweiter Bürger.

Meinſt du das?

Herzog.

Dies Lumpenpack, das hier vor mir erſcheint —
ihr Mund ſtrotzt von Verrat —

Dritter Bürger.

Schön, hoher Herr,
ſtopft ihn mit Brot; dann halten wir den Mund.

Herzog.

Den ſollſt du halten, hungrig oder ſatt.
Ihr Herrn, die Zeit iſt ſo kommun geworden,
der Bauernlümmel zieht kaum noch den Hut,
kriegt er nicht Schläge, und der Tagelöhner
rempelt auf offner Straß' den Adel an.
Doch dieſer Rotte hat mich Gott als Geißel
beſtellt, für ihre Sünden ſie zu peitſchen.

Beatrice.

Mit welchem Recht? Biſt du ſo ſündenfrei?

Herzog.

Wenn Tugend Sünde züchtigt, das iſt nichts;
doch peitſcht die Sünde Sünde, freut ſich Gott.

Beatrice.

Wo bleibt die Scheu?

Herzog.

Hab' ich etwas zu fürchten?
Der Menſchen Feind, bin ich nicht Gottes Freund?
(Zu den Bürgern.)
Nun, meine guten, treuen Paduaner,

mit Rückſicht auf das Flehn der Herzogin —
ſo ſchönem Fürſprech ein Geſuch zu weigern,
das hieße Lieb' und Höflichkeit verletzen —
verſprech ich dies, um eure Not zu ſteuern:

Erſter Bürger.

Nun wird er die Zölle herabſetzen!

Zweiter Bürger.

Oder jedem 'nen Laib Brot geben laſſen!

Herzog.

Am nächſten Sonntag wähl' der Kardinal
für ſeine Predigt nach der heil'gen Meſſe
den Text: wie ſchön es iſt, gehorſam ſein!
(Die Bürger murren.)

Erſter Bürger.

Davon wird unſer Magen auch nicht voll.

Zweiter Bürger.

'ne Predigt iſt doch nur 'ne magre Tunke,
wenn man nichts weiter hat.

Beatrice.

Ihr armen Leute,
ihr ſeht, ich hab' nicht Einfluß auf den Herzog;
doch wollt ihr in den Schloßhof gehn, ſo ſoll
der Säckelmeiſter dort aus meiner Kaſſe,
in der das Gold nicht immer überreich,
hundert Dukaten unter euch verteilen.

Almoſenier.

[Hundert Dukaten ſind die ganze Barſchaft.

Beatrice.

Gebt, was ich hab.]

Erſter Bürger.

Gott ſchütz' die Herzogin!

Zweiter Bürger.

Gott ſchütze ſie!

Beatrice.

Und jeden Montag Morgen ſoll man Brot
an die Bedürft'gen ſpenden.

(Unter Beifallsbezeigungen gehn die Bürger ab.)

Erſter Bürger
(als er hinausgeht).

Gott ſchütz' die Herzogin zum andern Mal!

Herzog
(ihn zurückrufend).

Komm hierher, Kerl! Wie heißt du?

Erſter Bürger.

Dominick, Herr.

Herzog.

Ein ſchöner Nam'! Wieſo juſt Dominick?

Erſter Bürger
(ſich den Kopf kratzend).

Weil ich am Tag des heiligen Georg geboren bin.

Herzog.

Ein guter Grund! Da haſt du 'nen Dukaten!
Nun ſchreie aber auch: Gott ſchütz' den Herzog!

Erſter Bürger
(ſchwach).

Gott ſchütz' den Herzog!

Herzog.

Lauter, Burſche, lauter!

Erſter Bürger
(etwas lauter).

Gott ſchütz' den Herzog!

Herzog.

Vergnügter, Kerl, leg mehr Gefühl hinein!
Hier haſt du einen anderen Dukaten.

Erſter Bürger
(begeiſtert).

Gott ſchütz' den Herzog!

Herzog
(ſpottend).

Ihr Herren, die Liebe dieſes ſchlichten Manns
bewegt mich ſehr.
(Den Bürger barſch anfahrend.)
Hinaus!
(Bürger mit Verbeugung ab.)
Auf dieſe Weiſe
erkauft man ſich die Volksgunſt heutzutag.

Ja, wir ſind nichts, ſind wir nicht demokratiſch.
(Zur Herzogin.)
Nun, gnäd'ge Frau,
Ihr ſchürt den Aufruhr unter unſern Bürgern
[und habt durch Eure täglichen Almoſen
die Liebe des gemeinen Manns ergattert.
Das duld' ich nicht.

Beatrice
(mit einem Blick auf Guido).
Ihr irrt Euch, mein Gemahl,
man liebt mich nicht.

Herzog.
Ich will nicht, daß Ihr Brot
den Armen gebt, nur weil ſie hungrig ſind.]

Beatrice.
Die Armen haben Rechte unantaſtbar,
das Recht auf Mitleid und das Recht auf Gnade.

Herzog.
Du rechteſt wohl mit mir? Das alſo iſt
die Frau, um derentwillen ich auf drei
der ſchönſten Städt' Italiens verzichtet,
auf Piſa, Genua und Orvieto.

Beatrice.
Verſprochen, Herr, allein nicht ausgeführt:
Ihr bracht Eu'r Wort wie ſtets.

Herzog.
Ihr tut mir Unrecht,
Staatsgründe gab es...

Beatrice.

Was für Gründe gibt's,
um einen Staat das heil'ge Wort zu brechen?

Herzog.

In einem Wald bei Pisa hausen Eber,
dicht bei der Stadt — da Pisa ich versprach
an Euren Vater, den vertrauensvollen,
hatt' ich vergessen, daß dort gute Jagd.

Beatrice.

[Wer ehrvergessen ist, mein Gatte, der
denkt an nichts mehr.]

Herzog.

In Genua, so heißt es —
ich zweifle nicht dran — sollen rote Barben
sich vollgezählter in dem Hafen tummeln,
als sonst in diesem Lande.
(Zu einem des Gefolges.)
Ihr, mein Herr,
der Ihr im Schlemmen Euren Baal erblickt,
Ihr könnt's unsrer Herzogin bezeugen.

Beatrice.

Und Orvieto?

Herzog
(gähnend).

Mir ist jetzt entfallen,
warum ich ihm nicht Orvieto gab —
gemäß dem Wortlaut unseres Vertrags.
Vielleicht war ich dazu nicht aufgelegt.
(Geht zur Herzogin hin.)

Ja, blickt nur um Euch: hier seid Ihr allein.
Nach Frankreich ist es manche staub'ge Meile;
und da selbst unterhält an seinem Hofe
bloß hundert lump'ge Ritter Euer Vater.
Hofft du noch immer? Wer von diesen Herrn,
den edlen Kavalieren Paduas,
steht treu zu dir?

Beatrice.

Nicht einer.

(Guido fährt auf, beherrscht sich aber.)

Herzog.

Wird auch nicht,
solang ich Herzog bin in Padua.
Vernimm: dein huldreich Wesen hab' ich satt,
du bist mein Eigen, tu drum, was ich will;
wenn's mir beliebt, im Hause dich zu halten,
soll der Palast hier dein Gefängnis sein;
und wenn ich will, daß du spazieren gehst,
sollst du von früh bis spät im Freien sein.

Beatrice.

Mit welchem Recht? —

Herzog.

Die zweite Herzogin
tat einst dieselbe Frag' an mich: ihr Grabmal
siehst du in der Bartholomäuskirche
in rotem Marmor ausgehaun — bildschön!
Reich, Guido, mir den Arm! Ihr Herren, laßt
die Falken uns zur Mittagsbeize werfen.
Bedenkt, Ihr seid allein hier, hohe Frau.

(Herzog, auf Guido gelehnt, mit Gefolge ab.)

Beatrice
(ihnen nachblickend).

[Seltſam, daß jemand, ſcheinbar ohne Fehl,
den Herzog liebt, an ſeinen Lippen hängt,
die grauſam jedes Wort vergiften, und
nicht von ihm weicht, als wär er ihm verfallen!
Was tut's? Es iſt mir nichts daran gelegen.
Ich ſteh allein, der Liebe unerreichbar.]
Der Herzog ſagt mit Recht, ich ſei allein,
verlaſſen und verunehrt und verleumdet —
ſtand je ein Weib ſo ganz allein wie ich?
Der Freier nennt uns hübſche Kinder, ſagt,
wir taugen nicht, das Leben uns zu baun,
deshalb zerſtört er's uns. Was ſagt ich „Freier"?
Wir ſind ihr Hab und Gut, ſind ihre Sklaven,
ſind weniger gehätſchelt als der Hund,
der ſie beleckt, der Falk' auf ihrer Hand.
Ich ſagte „Freier"? Nein, erkauft, erhandelt,
denn unſer Körper ſelbſt iſt ihnen Ware.
Ich weiß, es iſt der Frauen üblich Los:
ihr Leben, einem ungeliebten Manne
gepaart, zerſchellt an ſeinem Eigennutz,
und daß es üblich, macht's nicht weniger bitter.
Mir iſt, als hört ich nie ein Weib noch lachen,
aus reinem Frohſinn lachen — bis auf eine,
das war zur Nacht auf öffentlicher Straße —
die arme Seel'! Sie trug gemalte Lippen,
der Freude Maske über ihrem Gram,
und lachte: ſo wie ſie möcht ich nicht lachen,
der Tod wär beſſer.

(Guido tritt unbemerkt im Hintergrunde auf; die Herzogin wirft ſich vor einem Madonnenbild nieder.)

Maria mit dem ſüßen, bleichen Antlitz,

von kleinen Engelsköpfchen eingerahmt,
die dich umschweben, weißt du mir nicht Hilfe?
O Mutter Gottes, weißt du mir nicht Hilfe?

Guido.

Nein, ich ertrag's nicht mehr.
Ich will mit ihr, mit meiner Liebe, sprechen.
Bin, Frau, ich in Eu'r Gebet geschlossen?

Beatrice
(sich erhebend).

Nur Elende bedürfen meines Flehens.

Guido.

Alsdann bedarf ich sein fürwahr!

Beatrice.

Weshalb?
Erweist der Herzog dir nicht Ehr' genug,
entbehrst du der Beförderung bei Hofe?
In meiner Macht liegt's nicht, sie dir zu geben,
mein eignes Selbst gilt hier so gut wie nichts.

Guido.

An Huld, Eu'r Gnaden, fehlt mir's nicht vom Herzog,
den meine Seele haßt wie das Verderben —
auf meinen Knien komm ich, Euch getreu-
ergebne Dienste bis zum Tod zu bieten.

Beatrice.

Weh mir! ich bin so tief im Rang gesunken,
ich kann dir nur mit kargem Danke lohnen.

Guido
(ihre Hand ergreifend).
Mit Liebe nicht?
(Die Herzogin fährt zurück, Guido fällt ihr zu Füßen.)
O teure Heilige!
Verzeih mir, ich bin allzu kühn gewesen.
Dein Liebreiz läßt mein junges Blut erglühn.
Berührt mein Mund in Demut deine Hand,
bebt jeder Nerv so wild vor Leidenschaft,
daß ich, um deine Liebe zu gewinnen,
nichts fürchte.
(Springt auf.)
Befiehl mir, auszuziehn
und aus des Löwen Rachen Ruhm zu holen;
ich ring mit dem nemeischen Ungeheuer
im Wüstensand! Wirf in den Schlund des Kriegs
ein Band, ein Blümchen, Flitter, irgend etwas,
das dich einmal gestreift, ich will es bringen
dir unversehrt im Kampf mit allen Heeren
der Christenheit zurück! Ja mehr als das,
heiß mich des mächt'gen England bleiche Klippen
erklettern, und von seinem frechen Schild
will ich die Lilien deines Frankreich tilgen,
die England, dieser Leu des Meeres, ihm
entwendet hat.
O liebe Beatrice!
Treib mich nicht fort, denn die Minuten schleichen
bleischweren Fußes ohne dich dahin;
doch schau ich deine Lieblichkeit, dann fliehn
die Stunden wie geflügelte Merkure,
und golden strahlt die Welt.
Beatrice.
Ich dachte nicht,

ich würde je geliebt. Liebſt du mich wahrhaft
ſo unermeßlich, wie du's jetzt beteuerſt?

Guido.

Die Möwe frag, ob ſie die Wellen liebt,
die Roſen frag, ob ſie den Regen lieben,
die Lerche frage, die nicht ſingen will
vor Tagesanbruch, ob den Tag ſie liebt —
und dennoch, dieſes ſind nur leere Bilder,
nur Schatten meiner Liebe, die ein Feuer,
das alle Waſſer aus dem Ozean
zu löſchen nicht genügen. — Sprich ein Wort!

Beatrice.

Ich weiß es kaum, was ich dir ſagen ſoll.

Guido.

So ſag, daß du mich liebſt!

Beatrice.

Iſt das die Vorſchrift?
Und muß es gleich geſchehn? Sie wäre gut,
wenn ich dich wirklich liebte; doch wenn nicht,
was ſag ich dir alsdann?

Guido.

Liebſt du mich nicht,
ſag' doch, du liebſt mich, denn die Lüge würd'
auf deiner Zunge ſich zur Wahrheit ſchämen.

Beatrice.

Und bleib' ich vollends ſtumm? Verliebte ſind
am glücklichſten, ſo heißt es, wenn ſie zweifeln.

Guido.

Nein, Zweifel tötet mich, und muß ich ſterben,
laß mich vor Freude, nicht vor Zweifel ſterben,
O ſag mir: darf ich bleiben? muß ich gehn?

Beatrice.

Ich möchte, daß du weder bleibſt noch gehſt.
Denn bleibſt du, ſtiehlſt du meine Liebe mir,
und gehſt du, nimmſt du ſie mit dir hinweg.
Wenn alle Morgenſterne ſingen könnten,
ſie könnten meiner Liebe Maß nicht künden.
Guido, ich liebe dich.

Guido
(mit ausgeſtreckten Armen).

O hör' nicht auf,
bei Nacht nur, wähnt ich, ſäng die Nachtigall —
doch wenn du ſchweigen mußt, laß meine Lippen
die deinen finden, die ſo ſüß erklingen.

Beatrice.

Die Lippen geben dir noch nicht mein Herz.

Guido.

Verſchließt du mir das?

Beatrice.

Ach, mein Gebieter,
ich hab's nicht mehr: am erſten Tag, da ich
dich ſah, ließ ich mein Herz von dir entwenden;
Dieb wider Willen, der du unbedacht
in mein umfriedigt Schatzgehäuſe brachſt
und mir mein Kleinod ſtahlſt! Seltſamer Raub,

der dich bereichert, ohne daß du's wußteſt,
und ärmer mich, doch freudig hinterließ.

Guido
(ſie in ſeine Arme ſchließend).

O Liebe, Liebe! Birg dein Haupt nicht ſo!
Laß mich die kleinen Scharlachtore öffnen,
die in Muſik ſich ſchloſſen, nach Korallen
mich tauchen, und ich bringe reichre Beute
als alles Gold, das in Armeniens Wildnis
der Greif bewacht.

Beatrice.

Du, Guido, biſt mein Herr,
was ich beſitze, eignet dir; was nicht,
leiht mir verſchwendriſch deine Phantaſie,
die ihre Schätze ſo für Tand vergeudet.
(Küßt ihn.)

Guido.

Wie ſcheint' ich kühn mir, blick ich ſo auf dich:
das holde Veilchen birgt ſich unterm Blatt
und bangt, die große Sonne anzuſchaun
aus Scheu für ſo viel Glanz; doch meine Augen,
verwegne Augen! ſind ſo keck geworden,
daß ſixſternhaft ſie unverwandt dich anſehn,
in Schönheit ſchwelgend.

Beatrice.

Liebſter, könnteſt du
mich immerdar betrachten! Deine Augen
ſind blanke Spiegel; wenn ich in ſie blicke,
ſo kann ich ſelber mich darin erkennen
und weiß daraus, mein Bildnis lebt in dir.

Guido
(sie in seine Arme nehmend).

Steh still da droben, flücht'ger Himmelskörper,
verew'ge diese Stunde!

(Pause.)

Beatrice.

Setze dich
ein wenig niedriger, ja, grade so,
daß meine Finger durch das Haar dir gleiten,
daß dein Gesicht sich wie ein Kelch erhebe
dem Kuß entgegen.
Hast du schon bemerkt,
wenn man ein lang gemiednes Zimmer aufschließt, —
ganz schwer von Staub und voller Schimmelflecken,
das Menschenfuß seit Jahren nicht betrat —
die rost'ge Stange von den Fenstern nimmt
und die zerbrochnen Laden weit hinausstößt,
daß Sonnenschein hereinströmt: wie die Sonne
ein jedes ruß'ge Teilchen Staub verwandelt
in eine Winzigkeit tanzenden Golds?
Mein Herz gleicht jenem lange leeren Raum,
bis ihn die Lieb' erhellt und allem Leben
ihr Gold geliehen. Dünkt dich nicht, daß Liebe
des Lebens Inbegriff?

Guido.

Ja, ohne Lieb' ist
das Leben bloß ein unbehauner Block,
der in dem Steinbruch liegt, bevor der Künstler
den Gott in ihm erwecket. Ohne Lieb'
ist stumm das Leben wie gemeines Schilf,

das in den Marſchen und an Flüſſen wächſt
und nicht Muſik umſchließt.

Beatrice.

Doch daraus wird
der Sänger Liebe eine Pfeife ſchneiden,
der er Muſik entlockt; ſo zaubert Liebe
aus jedem Leben Melodie hervor.
Iſt das nicht wahr?

Guido.

Die Frauen machen's wahr.
Mit Pinſel und mit Meißel werken Männer,
des Färbers Sohn, der Veroneſer Paolo,
ihr großer Nebenbuhler zu Venedig,
der Gottes Mägdlein lilienſchlank und weiß
empor die Tempelſtufen ſchreiten ließ,
und Raffael, der göttliche Madonnen
gemalt, weil ſie ganz Mutter ſind, — und doch,
die Fraun ſind dieſer Erde größte Künſtler:
des Mannes Alltagsleben modeln ſie,
das unſrer Zeiten Gelderwerb befleckt,
und machen es durch Liebe ſchön.

Beatrice.

Ach, Guido,
ich wünſchte, du und ich, wir wären arm —
die Armen, die ſich lieben, ſind ſo reich.

Guido.

Sag noch einmal, daß du mich liebſt, Beatrice.

Beatrice
(die Finger durch ſeinen Kragen gleiten laſſend).

Wie ſich der Kragen deinem Halſe ſchmiegt!

(Graf Moranzone blickt durch die Tür von dem äußeren Gang herein.)

Guido.

Nein, ſage mir, daß du mich liebſt.

Beatrice.

Ich weiß noch,
da ich als Kind in meinem teuren Frankreich
am Hof zu Fontainebleau, trug ſolchen Kragen
der König.

Guido.

Sag' mir doch, daß du mich liebſt!

Beatrice
(ſchäkernd).

Der König Franz war ein erlauchter Held,
doch war er nicht ſo königlich wie du.
Warum ſoll ich dir meine Lieb' geſtehn?

(Sie nimmt ſeinen Kopf in die Hände und hebt ſein Geſicht zu ſich empor.)

Du weißt, daß ich dir ewig zugehöre
mit Seel' und Leib?

(Sie küßt ihn, gewahrt plötzlich Moranzone und ſpringt auf.)

Ha, was iſt das?

(Moranzone verſchwindet.)

Guido.

Was, Liebſte?

Beatrice.

Mir war, als säh' ich Flammenaugen durch
die Türe nach uns spähn.

Guido.

Nein, es war nichts:
der Wache Schatten huschte nur vorüber.
(Die Herzogin starrt noch immer nach dem Fenster.)
's war nichts, mein Lieb.

Beatrice.

Was sicht uns jetzt noch an,
die wir im Schutz der Liebe? Mir wär's gleich,
wenn auch die Welt und ihr Lakai Geläster
mein Leben jetzt zerträten und zerstampften.
Man sagt, des Felds gemeine Blumen spenden,
wenn sie zertreten werden, süßern Duft,
als wenn für sich sie blühn, und manche Kräuter,
geruchlos sonst, verbreiten erst im Tode,
zerreibt man sie, Arabien um sich her.
So geht es jungen Leben, die der Alltag
zerdrücken will: er preßt all ihre Süße
hervor und steigert oft noch ihren Reiz.
Solang man liebt, hat man des Lebens Krone.
Ist dem nicht so?

Guido.

Komm, laß uns spielen, singen!
Mir ist, als könnt' ich jetzo singen.

Beatrice.

Schweig —
zu Zeiten scheint es, als wär' alles Dasein

zu einem einz'gen Freudenrauſch verengt,
und Inbrunſt prägt' ein Siegel auf die Lippen.

Guido.

Laß meine Lippen dieſes Siegel brechen!
Du liebſt mich, Beatrice?

Beatrice.

Iſt's nicht ſeltſam,
daß meinen Feind ich alſo liebe?

Guido.

Wen?

Beatrice.

Dich, der mit ſeinem Schaft mein Herz durchbohrt!
Das arme Herz, das einſam für ſich lebte,
bis es dein Pfeil erreicht.

Guido.

Ach, Beatrice,
mich ſelbſt hat dieſe Sehne ſo verwundet,
daß ungepflegt ich auf den Tod hier liege,
wofern nicht du, geliebter Arzt, mich heilſt.

Beatrice.

Du ſollſt mir nicht geſunden, denn ich leide
an gleicher Krankheit.

Guido.

Oh, wie ich dich liebe!
Ich muß dem Kuckuck ſeine Stimme ſtehlen
und ſing ſtets einen Ton.

Beatrice.

Sing keinen andern!
Iſt dies des Kuckucks Lied, die Nachtigall
iſt heiſer dann, und ihren Klang verlor
die ſchrille Lerche.

Guido.

Küß mich, Beatrice!

(Sie nimmt ſein Geſicht in die Hände, beugt ſich herab und küßt ihn; da wird laut an die Tür gepocht — Guido ſpringt auf. Ein Diener tritt herein.)

Diener.

Ein Päckchen, Herr, für Euch!

Guido
(leichthin).

Ah, gib es her!

(Der Diener überreicht ihm das in zinnoberrote Seide gehüllte Päckchen und geht darauf ab; als Guido im Begriff iſt, es zu öffnen, ſchleicht ſich die Herzogin hinter ihn und nimmt es ihm im Scherz ab.)

Beatrice
(lachend).

Was gilt die Wett', es kommt von einem Fräulein —
ſie möchte dich in ihren Farben ſehn;
ich gönn' ihr nicht den kleinſten Teil von dir,
nein, wie ein Filz will ich dich ganz beſitzen,
mag ich dich auch dadurch verziehn.

Guido.

's iſt nichts.

Beatrice.

Ein Mädchen ſchickt es dir.

Guido.

Du weißt, 's iſt nichts.

Beatrice

(wendet ſich ab und öffnet es).

Verräter, ſag' mir jetzt, was dies bedeutet:
ein Dolch — zwei Leoparden drauf aus Stahl.

Guido

(nimmt ihr den Dolch weg).

O Gott!

Beatrice.

Ich will doch aus dem Fenſter ſchaun,
vielleicht erkenn am Wappen ich den Boten,
der es dem Pförtner gab. Ich will nicht ruhn,
bis daß ich dein Geheimnis weiß.

(Läuft lachend auf den Gang hinaus.)

Guido.

Entſetzlich!
Hab' ich ſo ſchnell des Vaters Tod vergeſſen,
ließ ich die Liebe ſo ſchnell in mein Herz,
daß ich ſie jetzt verbannen und den Mord
einlaſſen muß, der wild am Tore rüttelt?
Ich muß! Hab' ich nicht einen Schwur getan?
Doch nicht heut nacht; nein, heute muß es ſein.
Fahr wohl denn, Lebensluſt und Lebenslicht,
fahr wohl, Erinnerung an alles Holde,
fahr wohl, Geliebte! Kann mit blut'gen Händen
ich ihre Unſchuldshände ſtreicheln, koſen?
Mit Lippen, die noch naß vom Blutbad, ſpielen
mit ihren Lippen? Können Mörderaugen

in ihre Veilchenaugen sehn, die mich
mit Blindheit schlügen, daß in ew'ger Nacht
ich fürder schmachtete? Nein, eine Schranke
hat zwischen uns der Mord gesetzt — zu hoch
zum Küssetauschen.

Beatrice.

Guido!

Guido.

Beatrice,
vergiß, vergiß den Namen, streich ihn aus
auf immerdar aus deinem Leben!

Beatrice
(sich ihm nähernd).

Liebster!

Guido
(zurückweichend).

Es türmt sich eine Schranke zwischen uns,
die wir nicht überschreiten dürfen.

Beatrice.

Alles
darf ich, bist du nur bei mir.

Guido.

Ah, das ist's,
ich kann nicht bei dir sein, kann nicht mit dir
dieselbe Luft mehr atmen noch die Schönheit
von Aug' zu Auge grüßen; sie entnervt
mein wankend Herz und läßt die schlaffe Hand

ihr Ziel verfehlen. Laß mich gehn, ich bitte;
vergiß, daß du mich je gesehen!

Beatrice.

Wie,
mit deinen heißen Küssen auf den Lippen
die Liebesschwüre, die du tatst, vergessen?

Guido.

Ich nehme sie zurück.

Beatrice.

Du kannst nicht, Guido,
sie sind ein Teil des Elements; die Luft
erbebt von ihrer Harmonie, und süßer
erklingt der Vöglein Sang durch diese Schwüre.

Guido.

Jetzt türmt sich eine Schranke zwischen uns,
vordem vergessen oder nicht gekannt.

Beatrice.

Nein, keine Schranke, Guido; ich will dir
in ärmlicher Gewandung folgen bis
ans End' der Welt.

Guido
(wild).

Sie ist nicht groß genug,
uns beide zu umfahn. Lebwohl auf ewig!

Beatrice
(ruhig, mit gebändigter Leidenschaft).

Was drängtest du dich in mein Leben ein?

Was ſäteſt du in meines Herzens Wildnis
die weiße Blume Liebe?

Guido.

Beatrice!

Beatrice.

Jetzt willſt du ſie mit Stumpf und Stiel ausroden,
doch jede Faſer hält mein Herz ſo feſt,
daß, wenn du eine brichſt, das Herz mir bricht.
Was kamſt du in mein Leben? Warum deckteſt
du die geheimen Bronnen meiner Liebe,
die längſt verſchüttet, auf? Warum?

Guido.

O Gott!

Beatrice
(die Hände ringend).

Was ließeſt du der Inbrunſt Schleuſen berſten,
bis, wie des Fluſſes Wogen überſchwellend
die Wieſen und die Wälder mit ſich fegen,
die Lieb' in jauchzender Lawinenkraft
mein Leben mit ſich riß? Muß Tropfen ich
um Tropfen jene Waſſer wieder ſammeln?
Ach! Eine Träne wird aus jedem Tropfen,
mit ihrem Salz das Leben mir verbitternd.

Guido.

Sag nichts mehr, ich beſchwör dich, denn ich muß
dein Leben laſſen, einen Weg zu ſuchen,
der dir verweigert iſt.

Beatrice.

Ich hörte ſchon,
daß Schiffer, die auf einem Floß verdurſten, —
elend geſtrandet auf dem weiten Meer —
von grünen Auen, ſanften Bächen träumen
und dann, die Kehlen durſtverſengt, erwachen
und kläglicher zugrunde gehn, weil Schlaf
ſie trog; ſo ſterben ſie, dem Schlafe fluchend,
der ſie im Traum gewiegt. Dir fluch ich nicht,
litt ich auch Schiffbruch auf dem Meere, das
die Menſchen Schwermut nennen.

Guido.

Gott, o Gott!

Beatrice.

Ach bleibe, Guido: hör', ich liebe dich.
(Kleine Pauſe.)
Hallt mir, wenn ich dir ſag', ich liebe dich,
kein Echo wider? Iſt es tot?

Guido.

Alles
iſt tot — nur eins nicht, und das ſtirbt heut nacht.

Beatrice.

Die Lippen muß ich dann zum Abſchied ſchulen,
und doch, mich dünkt, als wollten ſie's nicht lernen,
denn wenn ich ſie, Lebwohl zu ſagen, runde,
tönt's nur: ich liebe dich — muß ich ſie ſchelten?
Kann eine Lippe denn die andre ſchelten?
Ach, ſie ſind beide ſchuldig und verweigern
mir dieſes Wort.

Guido.

Für ſie muß ich's dann ſagen.
Lebwohl, wir können uns nie wiederſehn.
(Stürmt auf ſie zu.)

Beatrice.

Gehſt du, rühr' mich nicht an — geh, ſag' ich, geh!
(Guido ab.)
Nie wieder — war es ſo: nie wiederſehn? —
Ich kenne meine Pflicht. Verwandeln will ich
der Liebe Fackel zur Begräbnisfackel,
der Liebe Kranz auf meine Bahre ſenken,
der Liebe Sang zu einem Grablied machen
und ſingend ſterben wie der Schwan.
O Leid,
biſt du von meinem Leben ſo entzückt,
was wähltеſt du nicht andere Geſtalt?
Des Schmerzes Maske, nicht der Liebe Lächeln,
des Raben Stimme, nicht der Nachtigall,
des Maulwurfs blinde Augen, nicht achatne,
die, gleich dem Sommerhimmel, ſo tiefblau,
daß man in ihnen Gott zu ſehen wähnte, —
dann, Leid, dann hätt' ich dich erkannt.
Warum
in aller Welt ſprach er von einer Schranke?
Nein, keine Schranke türmt ſich zwiſchen uns,
er log, und darum ſollt ich fortan meiden,
was ich geliebt, was ich vergöttert, haſſen?
Wir Frauen lieben nicht auf ſolche Art.
Denn ſchnitt ich auch ſein Bild aus meinem Herzen,
mein Herz, gleich einem Pilgrim, folgte blutend
dem Bilde durch die Welt und rief's zurück
mit leiſem Liebesruf.

(Der Herzog tritt zur Jagd gerüſtet mit Falkenieren und Hunden auf.)

Herzog.

Ihr laßt uns warten
und unſre Hunde.

Beatrice.

Heute reit' ich nicht.

Herzog.

Wie das?

Beatrice.

Ich kann nicht gehen, mein Gemahl.

Herzog.

Was, Milchgeſicht, du wagſt es, mir zu trotzen?
Ich könnte dich auf eine Mähre binden
und durch die Gaſſen hetzen, daß der Pöbel —
du fütterſt ihn! — dich hüteſchwenkend höhnt.

Beatrice.

Haſt du denn nie ein gütig Wort für mich?

Herzog.

Mit güt'gen Worten fängt man ſeine Feinde.
Ich halte dich in meiner hohlen Hand,
was brauch ich Schmeichelworte zu verſchwenden?

Beatrice.

So komm ich mit.

Herzog
(mit der Reitpeitſche gegen ſeinen Stiefel ſchlagend).

Ich hab's jetzt anders vor.
Du bleibſt zu Hauſe, wie ein treues Weib

magſt du vom Fenſter unſrer Rückkunft harren.
Wär's nicht entſetzlich, wenn ein Mißgeſchick
zufällig deinen teuern Gatten träfe?
Ihr Herren, kommt, die Hunde werden hitzig,
ich auch — bei einem ſo geduld'gen Weib.
Wo iſt Jung-Guido?

Maffio.

Herr, ich ſah ihn nicht
ſeit einer vollen Stunde.

Herzog.

Einerlei,
noch früh genug bekomm' ich ihn zu ſehn.
Ihr, gnäd'ge Frau, bleibt ſchön daheim und ſpinnt.
Mein Wort zum Pfand: häusliche Tugenden
ſind oft ſehr rühmenswert — an anderen.
(Herzog mit Gefolge ab.)

Beatrice.

Die Sterne ſind mir feind, das iſt das Ganze.
Drum will ich heute nacht, ſchläft mein Gemahl,
mich meines Dolchs bedienen und ſo enden.
Mein Herz gleicht einem Stein, den nichts mehr ritzt,
als wie des Dolches Schneide. Dort mag er
den Namen finden, den es birgt. Heut' nacht
ſoll mich der Tod vom Herzog ſcheiden — doch
auch er, der alte Mann, kann heute ſterben.
Warum nicht? geſtern wurde ſeine Hand
von einem Schlag gerührt: ſchon öfter ſind Männer
dem Schlag erlegen. Warum nicht auch er?
Gibt's Fieber nicht und Schüttelfroſt und Schauer,
wie ſie dem Greiſenalter meiſtens eigen?

Nein, nein, er ſtirbt nicht, denn er iſt zu ſündhaft.
Die Ehrenwerten ſterben vor der Zeit.
Die Guten ſterben — neben denen er
in ſeines Lebens greulicher Befleckung
ein Ausſätziger. Fraun und Kinder ſterben,
der Herzog ſtirbt nicht, denn er iſt zu ſündhaft. —
Wär's möglich:
hat Sünde eine Art Unſterblichkeit,
der Tugend fremd? Kann der verruchte Menſch
gedeihn in dem, was andrer Menſchen Tod,
wie gift'ge Pflanzen, die von Fäulnis leben?
Nein, nein, Gott duldete das nimmermehr.
Doch mein Gemahl ſtirbt nicht, er iſt zu ſündhaft.
So werd' allein ich heute nacht noch ſterben.
Der grimme Tod wird dann mein Bräut'gam ſein,
das Grab mein heimliches Gemach der Freude.
Ein Kirchhof iſt die Welt, und wie ein Sarg
trägt jeder ein Gerippe in ſich.

(Graf Moranzone tritt ganz in Schwarz auf; er geht im Hintergrunde der Bühne vorüber und blickt ſich ängſtlich um.)

Moranzone.

Guido?
Wo iſt er? Nirgends find' ich ihn.

Beatrice
(ihn gewahrend).

O Gott!
Du warſt es, der mir meinen Liebſten nahm.

Moranzone
(ſtrahlenden Auges).

Wie, hat er Euch verlaſſen?

Beatrice.

Weißt du's doch!
Gib ihn mir wieder, o gib ihn mir wieder,
ſonſt laß ich gliedweis deinen Leib zerreißen
und deinen Schädel an den Pranger nageln,
bis daß ihn die Aasgeier abgeſchunden.
Der Löwin Weg hättſt beſſer du gekreuzt,
ſtatt zwiſchen meine Lieb' und mich zu treten.
(Mit zunehmender Leidenſchaft.)
Gib ihn zurück, du weißt nicht, wie ich liebe.
Noch eben kniete er an dieſem Stuhl,
hier ſtand er, dort hat er mich angeſchaut
und dieſe Hand geküßt und dieſe Lippen
verheert mit ſeinen und in dieſer Ohren
weit offene Portale mir geträufelt
ein Liebeslied, ſo ſehnſuchtsbang, daß rings
die Vögel ſchwiegen. Gib ihn mir zurück!

Moranzone.

Er liebt Euch nicht.

Beatrice.

Daß dir die Peſt die Zunge
verdorre, die ſo ſpricht! Gib ihn mir wieder!

Moranzone.

Ihr werdet, gnäd'ge Frau, ihn nicht mehr ſehn,
nicht heute nacht, nicht irgendeine Nacht.

Beatrice.

Wie heißt Ihr?

Moranzone.

Wie ich heiße? — Rache!
(Ab.)

Beatrice.

Rache!

Ich habe nie ein kleines Kind gekränkt,
was ſucht die Rache da vor meiner Tür?
Gleichviel, ſchon ſteht der Tod und lauert dort,
mit ſeiner trüben Fackel mir zu leuchten.
Zwar haſſen dich die Menſchen, Tod, indes
wirſt du mir holder ſein als mein Geliebter.
Entſende deine Boten drum ſogleich,
treib an des ſäum'gen Tages träge Roſſe
und laß die Nacht heraufziehn, deine Schweſter.
Hüll' ein die Welt in Schwarz und deinen Pfarrer,
den Uhu, laß von ſeinem Turme krächzen,
die Kröte heulen und die Fledermaus,
der düſteren Perſephoneia Sklavin,
auf ſchwanken Schwingen durch das Dunkel ſchwirren.
Wühl' auf die kreiſchenden Alraunen, daß
ſie uns zum Tanze ſpielen, und den Maulwurf
heiß tief dein kaltes, enges Bette graben.
Denn heute nacht lieg' ich in deinem Arm.

Dritter Akt

Ein breiter Gang im Palaſt des Herzogs. Links ein Fenſter mit dem Ausblick auf Padua im Mondſchein. Rechts führt eine Treppe zu einer Tür, davor eine Portiere von karmeſinrotem Samt, auf der das herzogliche Wappen in Gold eingeſtickt iſt. Auf der unterſten Treppenſtufe ſitzt eine ſchwarz gekleidete Geſtalt. Die Halle wird von einer Eiſenpfanne, auf der Werg brennt, erhellt. Blitz und Donner. Nacht.

(Guido ſteigt durch das Fenſter herein.)

Guido.

Der Sturm ſchwillt an: wie meine Leiter bebte!
Bei jedem Stoß, dacht' ich, die Stricke riſſen!

(Blickt nach der Stadt zurück.)

Allmächtiger, welch eine Nacht!
Am Himmel Donnerlärm und wilde Blitze,
die durch die Stadt von Zinn' zu Zinne ſprühn,
ſo daß die fahlen Häuſer ſchüttern und
zu ſchaudern ſcheinen, wenn aufs neu ein Strahl
entlang die Straßen fährt.

(Er geht über die Bühne bis zum Fuß der Treppe.)

Ha! wer biſt du,
der auf den Stufen lauert wie der Tod
auf eine ſchuld'ge Seele?

(Pauſe.)

Biſt du ſtumm?
Hat dieſer Sturm die Zunge dir gelähmt
und deine Red' erſtarrt? Heb' dich hinweg,
denn dort im Zimmer hab' ich etwas vor,
was keiner für mich tut.

(Die Geſtalt erhebt ſich und nimmt die Maske ab.)

Moranzone.

Guido Ferranti!
Dein toter Vater jauchzt vor Luſt heut' nacht.

Guido
(verwirrt).

Was, Ihr ſeid hier?

Moranzone.

Ich harrte deiner Ankunft.

Guido
(von ihm fortblickend).

Ich hab' Euch nicht erwartet, doch bin ich froh,
daß ich Euch ſagen kann, was meine Abſicht.

Moranzone.

Sei erſt von meinen Plänen unterrichtet!
Vernimm! die Pferde ſtehn bereit am Tor
nach Parma: haſt du deines Amts gewaltet,
ſo reiten wir von hinnen. Morgen nacht,
wofern ſich unſre Pferde wohl bewähren,
ſoll Parma uns erſchaun. Dort ſind verſtändigt
die alten Freunde deines großen Vaters,
die längſt den Bürgeraufruhr angefacht.
Durch Geld und nichtige Verſprechungen
hab' ich ſchon manchen, der jetzt noch zum Herzog,
dem Uſurpator, hält, für uns gewonnen.
Iſt erſt der Herzog tot, ſind die Soldaten
gar bald zur Meuterei gebracht, und du
beſteigſt dann deines Vaters Thron als Parmas
rechtmäß'ger Herr.

Guido.

Es kann, es kann nicht sein.

Moranzone.

Es soll!

Guido.

So hört mir zu, Graf Moranzone:
ich bin gewillt, den Herzog nicht zu töten.

Moranzone.

Sag's noch einmal! Mein Ohr hat mich genarrt,
das Alter meine Kräfte abgestumpft.
Ich bin nun bald ein Greis: was sagtest du?
Du wolltest mit dem Dolch in deinem Gurte
des Vaters blutige Ermordung ahnden.
Das sagtest du doch?

Guido.

Nein, ich sagte, Herr,
ich sei gewillt, den Herzog nicht zu töten.

Moranzone.

Unmöglich; meine Sinne trügen, oder
die mitternächtlich sturmesschwangre Luft
kehrt deine Zeitung noch im Sprechen um.

Guido.

Ihr hörtet recht: ich will den Mann nicht töten.

Moranzone.

Und wie, Verräter, steht's um deinen Eid?

Guido.

Ich bin entſchloſſen, dieſen Eid zu brechen!

Moranzone.

Und wie um deines Vaters Mord?

Guido.

Denkt Ihr,
mein Vater freute ſich, an meinen Händen
des alten Mannes dampfend Blut zu ſehn?

Moranzone.

Ja, lachen würde er vor Luſt.

Guido.

Nicht doch —
die andre Welt beut beſſere Erkenntnis:
denn Gottes iſt die Rache, laß ſie Gott.

Moranzone.

Du biſt das Rachewerkzeug Gottes.

Guido.

Nein!
Gott hat kein Werkzeug außer ſeiner Hand.
Ich will den Mann nicht töten.

Moranzone.

Willſt du nicht,
warum biſt du dann hier?

Guido.

Graf Moranzone,
ich will ins Schlafgemach des Herzogs dringen,

dem Schlummernden den Dolch hier auf die Bruſt
zu legen und dies Blatt; wenn er erwacht,
wird er erfahr'n, in weſſen Hand er war,
wer ihn geſchont: das iſt die ſchönſte Rache
für mich.

Moranzone.

Du willſt ihn nicht erſchlagen?

Guido.

Nein!

Moranzone.

Unedler Sproß des edelſten der Väter,
der du noch eine Stunde gönnſt dem Mann,
der ihn verkauft.

Guido.

Ihr habt mich dran gehindert.
Sonſt hätt' ich ihn auf offnem Markt getötet,
am Tag, als ich ihn ſah.

Moranzone.

Da war's nicht Zeit;
jetzt iſt es Zeit, und wie ein Jüngferchen
ſchwatzt du von Gnade.

Guido.

Nein, von rechter Rache,
wie meines Vaters Sohne ſie geziemt.

Moranzone.

Unſel'ger Vater, abermals verraten,
dazu vom eignen Sohn! Du biſt ein Feigling,

ſonſt zieh den Stahl, bring in des Herzogs Zimmer
und bring mir auf dem Schwert ſein Herz zurück.
Iſt er erſt tot, dann magſt du mit mir reden
von edler Rache.

Guido.

Hört! bei Eurer Ehr',
bei Eurer Lieb' zu meines Vaters Namen,
glaubt Ihr, mein Vater, dieſer große Herr,
der tapfre Held, der ritterliche Krieger,
wär' wie ein Dieb zur Nachtzeit eingeſchlichen
und hätt' im Bette einen Greis erdolcht,
wär's auch ſein ärgſter Feind geweſen? Sprecht?

Moranzone
(nach einigem Zaudern).

Du tateſt einen Schwur, du ſollſt ihn halten!
Meinſt du, ich kenne dein Geheimnis nicht,
den Handel mit der Herzogin?

Guido.

Halt ein,
du Lügner! Selbſt der Mond iſt nicht ſo keuſch,
die Sterne nicht ſo rein.

Moranzone.

Und doch, du liebſt ſie.
Du ſchwacher Narr, der anders Liebe nützt
denn als ein Spielzeug!

Guido.

Ja, du haſt gut reden:
in deinen Adern, Greis, wallt Jugend nicht

mit Ungeſtüm. Dein triefend Auge hat
der Schönheit ſein umflortes Tor geſperrt,
dein Ohr, verſtopft und ſeiner einſt'gen Schärfe
beraubt, iſt dieſer Welt Muſik verſchloſſen.
Du ſprichſt von Lieb' und weißt nicht, was ſie iſt.

Moranzone.

Auch ich, mein Junge, bin im Mond gewandelt,
ſchwur, ſehnſuchtskrank zu ſterben, und ſtarb nicht,
auch ich hab' Liebe keck gereimt auf Triebe
in ſchlechten Verſen zur verſtimmten Zither,
wie's die Verliebten tun: die Kniffe kenn' ich,
des Mahles und des Lagers tolle Luſt...
Im Grunde ſind wir alle Tiere — Liebe
iſt bloße Sinnenglut mit heil'gem Namen.

Guido.

Nun weiß ich, daß Ihr nichts von Liebe wißt.
Die Liebe iſt des Lebens Sakrament;
ſie zaubert Tugend aus dem Nichts und reinigt
von all dem ekeln Unrat dieſer Welt.
Sie iſt das Feu'r, das Gold von Schlacken läutert,
die Schaufel, welche Spreu und Weizen ſichtet,
der Lenz, der auf der hart gefrornen Erde
die Unſchuld Roſenknoſpen treiben läßt.
Gott wandelt fürder mit den Menſchen nicht —
Sein Abbild, Liebe, geht an Seiner Statt.
Dem Manne, der ein Weib liebt, iſt bekannt
ſowohl des Schöpfers wie der Welt Geheimnis.
Es gibt kein noch ſo niedrig, elend Haus,
das, ſind die Herzen der Bewohner rein,
die Liebe meidet; doch klopft blut'ger Mord
an des Palaſtes Tor und findet Einlaß,

dann kriecht verwundet Liebe fort und stirbt.
Das ist die Strafe Gottes für die Sünde.
Der Böse kann nicht lieben.

(Man hört Stöhnen aus dem Schlafgemach des Herzogs.)

Was ist das?
Hört Ihr es nicht?

Moranzone.

's war nichts.

Guido.

Ich halte dies
für Weibes Sendung: durch der Liebe Macht
des Mannes Seele zu erretten; Liebe
zu meiner Beatrice lehrte mich,
die Rache hehrer, heiliger zu sehn,
darin, daß ich den Herzog schone, als
in blut'ger Tat bei Nacht, in finsterm Mord,
wenn junge Fäuste einen Greis erdrosseln.
War's um der Liebe willen nicht, daß Christus,
der selbst die Fleisch gewordne Liebe war,
dem Feinde zu verzeihn, die Menschen mahnte?

Moranzone
(höhnend).

In Palästina war es, nicht in Padua —
auf Heilige gemünzt — ich halt's mit Menschen.

Guido.

Für alle Zeiten gilt's.

Moranzone.

Worin besteht
der Dank der Herzogin? Wird ihre Wange

ſie an die deine ſchmiegen und dich hätſcheln,
weil ſie ihr Gatte weiter quälen kann?

Guido.

Weh mir, ich will ihr Antlitz nie mehr ſchaun.
Kaum vor zwölf Stunden nahm ich von ihr Abſchied
ſo jäh, mit ſolch unbänd'ger Leidenſchaft,
daß ſie ihr Herz mir nun verſchloſſen hat.
Nein, nie ſeh' ich ſie mehr.

Moranzone.

Was willſt du tun?

Guido.

Hab' ich den Dolch an ſeinen Platz gelegt,
verlaß ich Padua heut' nacht.

Moranzone.

Und dann?

Guido.

— meld' ich mich bei dem Dogen in Venedig,
daß er mich ſchleunigſt in den Krieg entſende
wider die Heiden in das heil'ge Land;
dort will ich, da das Leben mir zur Laſt,
mich tollkühn einem Speer entgegenwerfen.
(Erneutes Stöhnen aus dem Schlafgemach des Herzogs.)
Hört Ihr nicht jemand ſchrein?

Moranzone.

Ich höre ſtets
aus eines Grabes dämmrigem Bereich

nach Rache ſchreien. Wir verſchwenden Zeit,
der Morgen ſteigt herauf; biſt du gewillt,
den Herzog nicht zu töten?

Guido.

So beſchloß ich.

Moranzone.

Guido Ferranti, dort im Zimmer liegt
der Mann, der deinen Vater einſt verkauft
und ihn des Henkers Händen ausgeliefert.
Dort ſchläft er: du haſt deines Vaters Dolch;
willſt du ihn nicht ermorden?

Guido.

Ich will nicht.

Moranzone.

Unſel'ger Vater, du bleibſt ungerochen.

Guido.

Unſel'ger wäre noch dein Sohn als Mörder.

Moranzone.

Pah, was iſt Leben?

Guido.

Herr, ich weiß es nicht,
ich gab es nicht, ich wag' es nicht zu nehmen.

Moranzone.

Ich habe Gott nicht oft gedankt wie jetzt,
dafür, daß er mir keinen Sohn beſchert!

Welch Baſtardblut fließt doch in deinen Adern,
daß, haſt du deinen Feind in der Gewalt,
du ihn entwiſchen läßt! Ich wünſcht', du wärſt
geblieben, wo du warſt.

Guido.

Vielleicht wär's beſſer,
das wär' geſchehn. Vielleicht am allerbeſten,
ich hätte nie die Jammerwelt erblickt.

Moranzone.

Lebwohl!

Guido.

Lebt wohl, Graf Moranzone! Einſt
wird meiner Rache Sinn Euch klar ſein.

Moranzone.

Nie.

(Ab durch das Fenſter die Strickleiter hinunter.)

Guido.

Du, Vater, weißt um meinen Vorſatz und
beſcheideſt dich mit dieſer edlern Rache.
Indem ich dieſem Mann das Leben ſchenke,
denk' ich zu tun, wie du gehandelt hätteſt.
Ich weiß es nicht, ob Menſchenſtimme, Vater,
der Toten eiſernes Gehege ſprengt,
ob nicht die Toten ohne Kunde bleiben,
was wir um ihretwillen tun und laſſen.
Und doch, ich fühl' ein Weſen gegenwärtig,
wie wenn ein Schatten neben mir, und ſcheinbar
berühren Geiſterküſſe meine Lippen
und laſſen ſie geweiht zurück.

(Kniet nieder.)

O Vater,
kannſt du des Todes Satzungen nicht brechen
und dich in körperlichem Abbild zeigen,
daß deine Hand ich faſſe?
Nein, 's iſt nichts.
(Steht auf.)
Es ſind der Nacht Geſpenſte, die uns hänſeln,
ſie täuſcht uns wie ein Puppenſpieler vor,
daß weſenhaft, was nicht iſt. Schon wird's ſpät.
Ich muß jetzt an mein Werk.
(Zieht einen Brief aus ſeinem Wams und lieſt darin.)
Wenn er erwacht
und dieſen Brief ſieht und den Dolch dabei,
wird ihn ob ſeines Lebens Ekel packen?
Wird er vielleicht bereun und in ſich gehn?
Oder wird er ſpotten, weil ein junger Wicht
ihn, ſeinen Feind, geſchont? Mir gilt es gleich.
Dein Auftrag, Vater, iſt's, den ich erfülle,
dein Auftrag und der Auftrag meiner Liebe,
die mich dich kennen lehrt, ſo wie du biſt.
(Schleicht die Stufen hinan; als er eben die Hand ausſtreckt, um den Vorhang zurückzuziehen, tritt ihm die Herzogin ganz in Weiß entgegen. Guido prallt zurück.)
Beatrice?

Beatrice.
Guido, du biſt's — noch ſo ſpät?

Guido.
Du makelloſer Engel meines Lebens,
du kommſt gewiß von Gott mit einer Botſchaft,
daß Gnade üben edler iſt als Rache.

Beatrice.

Um Gnade fleh' ich dich inbrünſtig an.

Guido.

O Vater, jetzt erkenn' ich deinen Auftrag,
denn mit der Gnade Hand in Hand erſchien
die Liebe, wie ein Gott, auf meinem Pfad.

Beatrice.

Ich ahnte, daß du wiederkommen würdeſt,
wenn du mich grauſam auch verlaſſen haſt.
Warum haſt du's getan? Ich hadre nicht,
denn jetzt kann ich dich halten, fühl' dein Herz
mit zagem Liebespuls an meinem ſchlagen.
Wir ſind ein Vogelpaar im Käfig, das ſich
durch ſeine Stäbe küßt. — Die Zeit verſtreicht,
in einer Stunde iſt der Morgen da;
ſchaff Pferde her zur Reiſe nach Venedig,
denn dort werd' ich von ihnen nicht vermutet.

Guido.

Ich folge dir, Liebſte, bis ans Weltende.

Beatrice.

Doch liebſt du mich auch wirklich?

Guido.

Liebt die Lerche
das Morgengraun, das ihre Kehle weckt?

Beatrice.

Kann nichts dich wandeln?

Guido.

Nichts auf dieſer Welt.
So ſicher weiſt des Schiffers Nadel nicht,
wie ich nach dem Magnetberg deiner Liebe.

Beatrice.

Ragt keine Schranke jetzt mehr zwiſchen uns?

Guido.

Nicht jetzt, in Zukunft nicht.

Beatrice.

Mein Werk iſt das.

Guido.

Hier harre meiner.

Beatrice.

Willſt du von mir gehn?
Mich wiederum verlaſſen wie zuvor?

Guido.

In einem Augenblick kehr ich dir wieder.
Erſt muß ich in des Herzogs Zimmer eilen
und dieſen Brief nebſt dieſem Dolch dort laſſen,
daß, wenn er aufwacht —

Beatrice.

Wer wacht auf?

Guido.

Der Herzog.

Beatrice.

Er wird nicht mehr erwachen.

Guido.

Iſt er tot?

Beatrice.

Ja, er iſt tot.

Guido.

O Gott, wie wunderbar
ſind deine Wege! Hätt' ich je gedacht,
du könnteſt noch heut' nacht, da ich die Rache,
die dein iſt, deinen Händen anvertraut,
mit deinem Finger dieſen Mann berühren
und ihn vor deinen Richterſtuhl befehlen?

Beatrice.

Erdolcht hab' ich ihn eben —

Guido
(entſetzt).

Oh!

Beatrice.

— im Schlaf.
Komm näher, Liebſter, daß ich's dir erzähle.
Eh' ich beginne, küß mich auf den Mund.
Du willſt mich jetzt nicht küſſen? Nun, du wirſt,
wenn du erfahren, wie ich ihn gemordet.
Mir war, nachdem du mich im Groll verlaſſen,
das Leben ohne deine Liebe ſchal.
Entſchloſſen war ich, mich heut' nacht zu töten,

Etwa vor einer Stunde wacht' ich auf,
holt unterm Kissen meinen Dolch hervor,
wo ich mit dieser Absicht ihn verborgen,
entblößt ihn und erprobte seine Schärfe,
und dacht' an dich, wie sehr ich dich geliebt.
Auf mich war er gezückt schon, da gewahrt' ich
den Greis, an Jahren wie an Sünden reich,
da lag er, noch im Schlafe Flüche brummend.
Beim Anblick des abscheulichen Gesichts
durchzuckte mich ein Blitz mit einem Mal:
dies ist die Schranke, von der Guido sprach —
wen konnt er sonst mit dieser Schranke meinen,
als ihn? —
Was dann geschah, ich weiß es kaum.
Das eine nur, daß zwischen ihm und mir
ein dampfend blut'ger Nebel aufstieg.

Guido.

Gräßlich!

Beatrice.

So hättest du den Anblick nennen können;
es regnete dann Blut, er stöhnte dann,
und dann verstummte das Gestöhn. Ich hörte
nur noch das Blut herab zum Estrich träufeln.

Guido.

Genug, genug.

Beatrice.

Willst du mich jetzt nicht küssen?
Fällt dir dein Wort nicht ein: der Frauen Liebe
macht Engel aus euch Männern — nun, die Liebe

des Mannes macht aus Frauen Dulderinnen,
die ſeinetwillen alles tragen.

Guido.
Gott!

Beatrice.
Du ſagſt kein Wort?

Guido.
Das Wort erſtirbt im Munde.

Beatrice.
Der Herzog ward mit dieſem Stahl getötet,
ich dachte nicht, er würde ſo ſehr bluten.
In Waſſer laſſen ſich die Hände waſchen,
die Hände, iſt's nicht ſo? Doch meine Seele?
Genug davon! Laß uns von hinnen gehn!
Iſt nicht die Schranke zwiſchen uns gefallen?
Was willſt du mehr? Komm jetzt, der Morgen naht.
(Legt ihre Hand auf Guidos.)

Guido
(vor ihr zurückweichend).
Verdammte Heil'ge! Engel aus der Hölle!
Welch blut'ger Teufel hat dich angeſtiftet! —
Daß du den Gatten mordeteſt, iſt nichts:
die Hölle klaffte ſchon für ſeine Seele —
allein die Liebe haſt du mitgemordet,
und wo ſie war, iſt nun ein blut'ger Fleck,
des Brodem Peſtilenz und Seuche dünſtet
und Liebe würgt.

Beatrice
(vor Staunen wie benommen).

Ich tat es ja für dich.
Hättst du's gewollt, ich hätt' es nicht gelitten.
Du solltest sonder Fleck und Makel bleiben,
unangerührt, untadlig, unbeschmutzt.
Der Mann weiß nicht, was Fraun um Liebe tun.
Hab' ich nicht meine Seel' um dich zernichtet
in alle Ewigkeit?
Sei gut zu mir,
ich tat es ja für dich.

Guido.

Rühr mich nicht an,
hier fließt ein dünner Blutstrom zwischen uns,
unüberbrückbar. Da du deinen Gatten
erstachst, trafst du die Liebe mit ins Herz.
Wir sehen uns nie mehr.

Beatrice
(die Hände ringend).

Für dich! Für dich!
Ich tat es ja für dich: vergißt du das?
Du sprachst von einer Schranke zwischen uns,
die Schranke liegt jetzt oben in dem Zimmer
gestürzt, zerstört, zertrümmert und zerschmettert —
sie trennt uns fürder nicht.

Guido.

Du mißverstandst mich,
die Sünde war die Schranke, und du hast
sie aufgepflanzt, Verbrechen war die Schranke,
die Schranke war der Mord, und deine Hand

hat sie so hoch gebaut, daß sie den Himmel
und Gott ausschließt.

Beatrice.

Ich tat es ja für dich,
du darfst mich nicht verlassen. Guido, höre!
Für Pferde sorge, laß uns fliehn heut' nacht.
Was war, ist wie ein böser Traum — vergessen,
die Zukunft winkt uns: gehn wir nicht entgegen
der Liebe süßen Tagen auf den Matten? —
Wir wollen lachen, nein, doch wenn wir weinen,
so weinen wir selbander; dienen will ich
dir wie ein armes Weib, wie eine Magd.
Bescheiden will ich sein und voller Demut,
du kennst mich nicht.

Guido.

Doch, doch, jetzt kenn' ich dich.
Geh, sag ich, geh mir aus den Augen!

Beatrice
(auf und ab schreitend).

Gott,
wie hab' ich diesen Mann geliebt!

Guido.

Niemals!
Die Liebe hätte deinem Arme sonst
gewehrt, da du ihr Heiligtum besudelt,
das nur der Unschuld zu betreten ziemt.

Beatrice.

Dies sind bloß Worte, Worte, Worte.

Guido.

Geh!
Wie könnten wir das Mahl der Liebe teilen?
Du goſſeſt Gift in den geweihten Wein,
der Mord taucht ſeinen Finger in die Schüſſel.
Ich hätte tauſend Tode eh'r erlitten.

Beatrice.

Da ich's getan, erlitt ich tauſend Tode.

Guido.

Das Leben, nicht den Tod haſt du zu fürchten.

Beatrice
(ſich auf die Knie werfend).

Dann ſchlag mich tot! Ich habe Blut vergoſſen,
vergieße mehr, und Himmel oder Hölle
wird uns vereinigt grüßen. Zieh dein Schwert
und mache raſch die Rechnung mit dem Tod,
der ſchon die Lefzen leckt nach dieſer Speiſe.
Schnell, laß dein Schwert in meinem Herzen raſten,
es findet dort nur ſeines Herren Bild.
Doch willſt du mich mit deinem Schwert nicht töten,
ſo heiß mich in dies rauchend Meſſer ſtürzen,
ich will es tun.

Guido
(ihr das Meſſer entwindend).

Mir gib es her, gib's her!
O Gott, ſelbſt deine Hand iſt naß von Blut,
die Höll' iſt hier, ich kann nicht länger weilen.

Beatrice.

Willſt du mich nicht emporziehn oder muß
ich wie ein Bettler auf den Knien rutſchen?

Guido.

Laß mich dein Angeſicht nie wiederſehn!

Beatrice.

Wie wohl wär mir, hätt' ich dich nie geſehn!
Bedenke doch, für dich hab' ich's getan.

(Guido weicht zurück; kniend ergreift ſie ſeine Hände.)

Nein, Guido, ſchenk mir kurze Friſt Gehör!
Bis du nach Padua kamſt, lebt ich dahin
beklagenswert, doch ohne Mordgedanken,
der Grauſamkeit des Gatten untertan,
gehorſam ſeinen ungerechten Wünſchen,
ſo rein als irgendeine Maid von Adel,
die jetzt ſich ſchaudernd von mir wenden würde.
Da kamſt du, Guido, und von deinen Lippen
hört' ich, ſeitdem mein Frankreich ich verlaſſen,
die erſten güt'gen Worte. Was verſchlägt's?
Du kamſt, in deiner Augen Inbrunſt las ich
den Sinn der Liebe, jedes Wort von dir
klang meiner dumpfen Seele wie Muſik.
Du ſtrahlteſt wie der heil'ge Michael
in Santa Croce, wo ich beten gehe.
Werd' ich je wieder dorthin beten gehn?
In deinem jugendlichen Antlitz blinkte
der Morgen hell — ſo hab' ich dich geliebt
und meine Liebe dennoch dir verhehlt.
Du warbſt um mich, du knieteſt vor mir nieder,
wie ich zu deinen Füßen jetzo kniee.

Mit süßem Schwur — noch tönt er mir im Ohr —
gelobtest du mir Lieb', ich traute dir.
Ich dächte, viele Frauen auf der Welt,
wär'n diesem Unhold sie vermählt gewesen,
an ihn gefesselt, wie Galeerensklaven
an einen Aussatzkranken, — viele Fraun
wär'n als Versucherinnen dir genaht.
Ich tat es nicht. Ich weiß, hätt' ich's getan,
so hätt' ich nicht im Staub vor dir gelegen,
du hättest mich unwandelbar geliebt.

(Nähert sich ihm zaghaft nach einer Pause.)

Ob du mich jetzt verstehst — ich weiß nicht, Guido;
für dich hab' ich die Freveltat begangen,
die mir das junge Blut zu Eis erstarrt,
für dich allein.

(Die Arme ausstreckend.)

Willst du nicht mit mir sprechen?
Ein wenig liebe mich: ach! meine Jugend
hat so der Lieb' entbehrt und Freundlichkeit
ersehnt.

Guido.

Ich wage nicht, dich anzuschaun:
was du begehrst, ist allzu offenkundig.
Scher dich zu deinen Kammerfrau'n!

Beatrice.

Haha!
So spricht ein Mann! — Wärst du zu mir gekommen
mit schuldbeladner Seele, einem Mord,
den du um Liebe, nicht um Lohn begangen,
ich hätt' an deinem Bett gesessen und
die ganze Nacht gewacht, damit die Reue

dir nicht ihr Gift ins Ohr geträufelt hätt'
und dir den Schlaf verwehrt. Gewiß, der Schuld'ge
verdient in seiner Qual am meisten Liebe.

Guido.

Wo Schuld ist, hat die Liebe nichts zu suchen.

Beatrice.

Wo Schuld ist, soll nicht Liebe sein? O Gott!
Wie anders lieben wir doch als der Mann.
Gar manches Weib lebt hier in Padua,
das sich in harter Arbeit plagt und plackt —
der Mann vertut den kargen Wochenlohn
bei wüstem Zechgelag', im Lärm der Schenke,
dann wankt er spät nach Hause Samstag nacht
und find't sein Weib am feuerlosen Herde,
wie sie in Schlaf ihr greinend Kindchen lullt.
Da hebt er an, sein Weib zu schlagen, weil
das Kind vor Hunger schreit und schwarz das Feuer.
Die Frau liebt ihn, steht auf am nächsten Morgen,
von Gram und Beulen ihr Gesicht verschwollen,
und fegt das Haus, verrichtet ihre Arbeit,
zwingt sich zum Lächeln und ist nur zu froh,
wenn er sie nicht vor ihrem Kinde schlägt
ein andermal! — Das ist der Frauen Liebe.
(Pause.)
Du schweigest? Oh, sei gütig gegen mich,
solang noch meines Lebens Sommer leuchtet.
Du kannst mich nicht von deiner Seite stoßen:
wohin soll ich, weist du mich von dir, gehn?
Für dich hat Leben diese Hand gemordet,
für dich hat meine Seele sich zerschellt
unwiderruflich.

Guido.

Geh mir aus den Augen!
Der Tote iſt ein Geiſt, und unſre Liebe
umſchwirrt gleich einem Geiſt ihr ödes Grab
und wandert durch dies Leichenhaus und weint,
daß ſie gemordet ward beim Gattenmord.
Siehſt du das nicht?

Beatrice.

Ich ſeh, wenn Männer lieben,
ſo geben ſie den Frauen winzig wenig,
doch Frauen geben alles, wenn ſie lieben.
Das, Guido, ſeh ich jetzt.

Guido.

Hinweg! Hinweg!
Weck deine Toten, eh du wiederkommſt.

Beatrice.

Ach, wollt' Gott, ich könnte Tote wecken,
dem glaſ'gen Auge ſeine Sehkraft leihn,
der Zunge ihren alten Redefluß,
dem Herzen ſeinen Schlag — es kann nicht ſein.
Geſchehnes iſt geſchehn; wer einmal tot,
iſt allzeit tot: ihn wärmt nicht mehr das Feuer,
ihm tut der Winter nichts mit ſeinem Schnee;
ein Etwas iſt entwichen — rufſt du ihn,
ſchallt keine Antwort wider — ſpotteſt du,
er lacht nicht mehr — und wenn du nach ihm ſtichſt,
er blutet nimmer.
Könnt' ich ihn doch wecken!
O Gott, dreh' deine Sonne kurze Friſt

zurück, ſtreich dieſe Nacht im Buch der Zeiten
und löſch ſie aus. Stell' um die Sonn' und laß
mich ſein, was ich vor einer Stunde war.
Nein, nein, die Zeit ſteht nicht um alles ſtill,
die Sonne hemmt nicht ihren Lauf, mag Reue
ſich noch heiſer ſchrein. Doch du, Geliebter,
haſt du kein Wort des Mitleids mehr für mich?
O Guido, Guido, küß mich noch einmal!
Treib mich nicht zu verzweifeltem Entſchluß!
Ein Weib wird toll, wenn man es ſo behandelt.
Willſt du mich nicht noch einmal küſſen?

Guido
(das Meſſer hochhaltend).

Nein,
nicht bis das Blut an dieſem Stahl getrocknet,
nicht einmal dann.

Beatrice.

Wie wenig Mitleid, Heiland,
wird doch uns Frauen in dieſer rauhen Welt!
Der Mann verlockt uns zum Abgrund und verläßt
uns, wenn wir fallen.

Guido
(wild).

Geh zu deinem Toten!

Beatrice
(die Stufen hinaufſchreitend).

Wohlan, ich gehe! Werde dir einſt mehr
Erbarmen, als du mir heut' nacht gewährt.

Guido.

Laß mich Erbarmen finden, wenn bei Nacht
ich ekeln Mord begeh'.

Beatrice
(einige Stufen herabkommend).

Du sagtest Mord?
Der Mord ist hungrig und verlangt nach mehr —
der Tod, sein Bruder, gibt sich nicht zufrieden,
er schreitet durch das Haus und will nicht weichen,
bis ihm Begleitung wird. Verweile, Tod,
ich will dir einen treuen Diener geben,
der mit dir reist. Hör' auf zu schreien, Mord,
du sollst genießen, bis du satt.
Ein Sturm
wird noch vor Morgen dieses Haus bedräun,
so furchtbar, daß der weiße Mond bereits
vor Angst sich grau verfärbt; ein leiser Wind
fährt ächzend um das Haus, die hohen Sterne
durcheilen rasend ihre Himmelsbahn,
als ob die Nacht in Feuerzähren schmälze
um das, was sich dem Tage beut. O weine,
bejammernswerter Himmel! Wein' dich aus!
Ob Leid wie Sintflut auch das All ertränke,
daß es ein See von bittern Tränen werde:
es wär' dir nicht genug.
(Ein Donnerschlag.)
Vernimmst du's nicht,
der Himmel hat Haubitzen aufgefahren.
Die Rache ist erwacht, und ihre Hunde
sind auf die Welt gehetzt. Wer von uns beiden
den Donner auf sein Haupt beschwört, der hüte

ſich vor dem Unheil, das der zack'ge Blitz
in ſeiner Flamme birgt.

(Ein Blitzſtrahl, von einem Donnerſchlag gefolgt.)

Guido.

Hinweg! hinweg!

(Herzogin ab. Als ſie den Purpurvorhang aufhebt, ſieht ſie ſich noch einen Augenblick nach Guido um, ohne daß dieſer ein Zeichen von ſich gäbe. Es donnert weiter.)

In Aſche liegt das Leben mir zu Füßen,
die Liebe ſelbſt entleibt. An ihren Platz
ſchlich ſich der Mord auf leiſen, blut'gen Sohlen.
Und ſie, die ihn vollführt — ſie liebte mich
gleichwohl und tat den Frevel meinetwegen.
Wie war ich grauſam gegen ſie! Beatrice,
Beatrice, komm zurück!

(Als er eben die Treppe hinaufſteigt, hört man den Lärm von Soldaten.)

Ha, was iſt das?
Der Fackeln Glanz und eil'ger Füße Schritt.
Gott geb, daß man ſie nicht ergreift.

(Der Lärm wird lauter.)

Beatrice!
Noch iſt es Zeit zur Flucht. Komm, komm herab!

(Man hört draußen die Stimme der Herzogin.)

Beatrice.

Dorthin entfloh der Mörder meines Gatten.

(Die Treppe herab haſtet ein Haufe Soldaten. Sie ſehen Guido zuerſt nicht, bis die Herzogin, von ihrer fackeltragenden Dienerſchaft umgeben, oben auf der Treppe erſcheint und auf Guido deutet. Er wird ſofort verhaftet. Einer der Soldaten reißt ihm das Meſſer aus der Hand und zeigt es dem Hauptmann der Wache.)

Vierter Akt

Gerichtssaal. Die Wände sind unten mit gepreßtem grauen Samt ausgeschlagen. Oben ist die Wand rot. Vergoldete symbolische Figuren stützen das Dach, das von roten Strahlen gebildet wird; der Fries und das Deckgetäfel sind grau. Ein Baldachin aus weißem Atlas mit goldnen Blumen ist für die Herzogin errichtet. Darunter eine lange, mit rotem Tuch behängte Bank für die Richter. Darunter ein Tisch für den Gerichtsschreiber. Zwei Soldaten stehen zu beiden Seiten des Baldachins, und zwei Soldaten bewachen die Tür. Die Bürger haben sich teils schon eingefunden, teils kommen sie noch und begrüßen sich untereinander. Zwei Gerichtsdiener in violetter Tracht halten mit langen weißen Stäben Ordnung.

Erster Bürger.

Guten Morgen, Nachbar Anton.

Zweiter Bürger.

Guten Morgen, Nachbar Dominick.

Erster Bürger.

Das ist ein merkwürdiger Tag für Padua, was? — der Herzog tot.

Zweiter Bürger.

Ich kann dir sagen, Nachbar Dominick, so 'nen Tag hab' ich nicht erlebt, seit der letzte Herzog gestorben ist — so wahr ich 'n ehrlicher Mann bin.

Erster Bürger.

Zuerst wird man ihn verhören und danach aburteilen, nicht wahr, Nachbar Anton?

Zweiter Bürger.

O nein, sonst könnt' er ja der Strafe entgehn. Erst wird er verurteilt, damit er sein Teil kriegt, dann findet das Verhör statt, damit keine Ungerechtigkeit möglich ist.

Erſter Bürger.

Na, na, es wird ihm ſchon an den Kragen gehn, daran iſt kein Zweifel.

Zweiter Bürger.

Es iſt aber auch was gar Arges, das Blut eines Herzogs zu vergießen.

Erſter Bürger.

Ein Herzog ſoll doch blaues Blut haben.

Zweiter Bürger.

Meiner Anſicht nach war unſerm Herzog ſein Blut ſchwarz, wie ſeine Seele.

Erſter Bürger.

Sei auf der Hut, Nachbar Anton, der Gerichtsdiener mit den blauen Augen hat dich aufs Korn genommen.

Zweiter Bürger.

Was ich mir daraus mache, ob er mich mit ſeinen blauen Augen angafft, er kann mich nicht damit verbläuen.

Dritter Bürger.

Was haltet ihr eigentlich von dem jungen Mann, der den Herzog das Meſſer hineingeſtochen hat?

Zweiter Bürger.

Es iſt ein gut erzogener, gutmütiger, gut ausſehender Burſch und doch ein Böſewicht, weil er den Herzog umgebracht hat.

Dritter Bürger.

Er hat's zum erſtenmal getan. Vielleicht bewilligt ihm das Geſetz mildernde Umſtände, weil er's nicht im Wiederholungsfall getan hat.

Zweiter Bürger.

Ja wahrhaftig, daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Aber das Gesetz ist streng gegen jedermann.

Gerichtsdiener.

Halt's Maul, du Schuft!

Zweiter Bürger.

Bin ich dein Spiegel, Herr Gerichtsdiener, daß du mich Schuft schimpfst?

Erster Bürger.

Hier kommt eine vom Hofstaat. Nun, Dame Lucia, was Neues bei Hofe? Wie geht's deiner armen Frau, der Herzogin mit dem süßen Gesicht?

Lucia.

Schön guten Tag! Ein schöner Unglückstag! Was für ein Tag! Was für ein Unglück! Letzten Juni zu Michaelis sind's grade neunzehn Jahr her, daß ich meinen Mann geheiratet hab'. Jetzt schreiben wir August, und der Herzog ist ermordet: da habt ihr eine merkwürdige Übereinstimmung.

Zweiter Bürger.

Wenn das 'ne merkwürdige Übereinstimmung ist, wird der junge Mann vielleicht nicht umgebracht. Gegen Übereinstimmungen gibt's noch kein Gesetz, weil's keins gegen Stimmungen gibt.

Erster Bürger.

Aber was macht denn die Herzogin?

Lucia.

Ich wußte, daß dem Haus ein Unglück bevorſteht: vor ſechs Wochen waren die Kuchen alle auf einer Seite angebrannt, und letzten Martiniabend flog eine dicke Motte ins Licht, die hatte Flügel, daß ich vor Schreck beinah — —

Zweiter Bürger.

Aber erzählt doch von der Herzogin, wackre Gevatterin; wie ſteht's mit ihr?

Lucia.

Traun, es iſt Zeit, daß ihr euch nach ihr erkundigt, die arme Frau iſt faſt von Sinnen. Die ganze Nacht hat ſie kein Auge zugetan, ſondern iſt im Zimmer auf und ab gegangen. Ich bat ſie, doch was einzunehmen, Molken oder Aquavit, zu Bett zu gehn und ihrer angegriffenen Geſundheit ein wenig Schlaf zu gönnen; nein, antwortete ſie mir, ich hab' Angſt vorm Träumen. Was meint ihr zu der Antwort — ſonderbar, nicht?

Zweiter Bürger.

Die großen Herrſchaften ſind mit dem Verſtand etwas zu kurz gekommen; das gleicht die Vorſehung bei ihnen durch ſchöne Kleider aus.

Lucia.

Na, ſo viel weiß ich: Gott bewahre uns vor Mord, ſolang wir leben.

(Moranzone tritt eilig auf.)

Moranzone.

Iſt der Herzog tot?

Zweiter Bürger.

In ſeinem Herzen ſteckt ein Meſſer, und das ſoll ja für keinen Menſchen geſund ſein.

Moranzone.

Wer wird des Mords beſchuldigt?

Zweiter Bürger.

Der Gefangene, Herr.

Moranzone.

Wer iſt der Gefangene?

Zweiter Bürger.

Na der, den man beſchuldigt, den Herzog ermordet zu haben.

Moranzone.

Ich meine, wie er heißt.

Zweiter Bürger.

Grade ſo, wie ihn ſeine Paten getauft haben. Wie denn ſonſt?

Gerichtsdiener.

Guido Ferranti heißt er, gnäd'ger Herr.

Moranzone.

Ich wußt' es faſt, bevor du's noch geſagt.
(Beiſeite.)
Daß er den Herzog umgebracht, iſt ſeltſam,
da er ſo andrer Stimmung mich verließ.
Ich denke mir, als er den Mann erblickte,

den teufliſchen Verräter ſeines Vaters,
da warf die Leidenſchaft aus ſeinem Herzen
all ſeine knabenhaften Liebeslehren
und pflanzte Rache dort. Mich wundert, daß
er nicht entkam.

(Sich wieder unter die Menge miſchend.)

Sagt, wie ward er gefaßt?

Dritter Bürger.

Gewiß beim Schopfe, Herr.

Moranzone.

Ich meine, wer hat ihn gefaßt?

Dritter Bürger.

Na, die ihn verhafteten.

Moranzone.

Wer hat Lärm geſchlagen?

Dritter Bürger.

Das kann ich nicht ſagen, Herr.

Lucia.

Die Herzogin ſelbſt hat ihn bezeichnet.

Moranzone
(beiſeite).

Die Herzogin! Da ſtimmt nicht alles recht.

Lucia.

Jawohl! Der Dolch war noch in ſeiner Hand — der Dolch der Herzogin.

Moranzone.

Was ſagtet Ihr?

Lucia.

Mit dem Dolch der Herzogin wurde der Herzog getötet.

Moranzone
(beiſeite).

Dahinter birgt ſich ein Geheimnis; ich kann es nicht begreifen.

Zweiter Bürger.

Sie brauchen ſehr lange, bis ſie kommen.

Erſter Bürger.

Meiner Treu, für den Gefangenen kommen ſie noch zu früh.

Gerichtsdiener.

Ruhe vor Gericht!

Erſter Bürger.

Du ſtörſt die Ruhe, Herr Gerichtsdiener, indem du uns befiehlſt, uns ruhig zu verhalten.

(Der Vorſitzende des Gerichtshofs und die Richter treten auf.)

Zweiter Bürger.

Wer iſt der in Scharlach? Iſt das der Henker?

Dritter Bürger.

Nein, das iſt der Oberrichter.

(Guido wird unter Bewachung hereingeführt.)

Zweiter Bürger.

Da kommt gewiß der Gefangene.

Dritter Bürger.

Er ſieht anſtändig aus.

Erſter Bürger.

Das iſt ja ſeine Spitzbüberei: Schurken ſehen heutzutage ſo anſtändig aus, daß die anſtändigen Leute, wenn ſie ſich von ihnen unterſcheiden wollen, wie Schurken ausſehen müſſen.

(Der Henker tritt auf und ſtellt ſich hinter Guido.)

Zweiter Bürger.

Da kommt der Henker! Herrje! Iſt das Beil ſcharf, was meint ihr?

Erſter Bürger.

Ja, ſchärfer als dein Witz; aber die Schneide iſt nicht auf ihn gerichtet, merkt ihr's?

Zweiter Bürger

(ſich den Hals kratzend).

Meiner Treu, ſo nahe lieb' ich's nicht.

Erſter Bürger.

I, du brauchſt keine Angſt zu haben: den niederen Leuten ſchneiden ſie nicht den Hals ab, uns läßt man einfach baumeln.

(Trompetenſtoß außen.)

Dritter Bürger.

Was bedeutet der Trompetenſtoß? Iſt die Verhandlung ſchon vorbei?

Erſter Bürger.

Nein, er gilt der Herzogin.

(Die Herzogin tritt in ſchwarzem Samtkleid auf; ihre Schleppe aus geblümtem ſchwarzen Samt wird von zwei Pagen in violettem Gewand getragen. Mit ihr kommen der Kardinal in Scharlachrot und die Herren des Hofſtaats in Schwarz. Sie nimmt ihren Platz auf dem Throne über den Richtern ein; dieſe erheben ſich und ziehen bei ihrem Erſcheinen die Mütze. Der Kardinal ſitzt, ein wenig niedriger, neben der Herzogin. Die Höflinge ſcharen ſich um den Thron.)

Zweiter Bürger.

Die arme Herzogin, wie blaß ſie ausſieht! Wird ſie ſich auf den Thron ſetzen?

Erſter Bürger.

Ja, ſie nimmt jetzt des Herzogs Platz ein.

Zweiter Bürger.

Das iſt gut für Padua: die Herzogin iſt eine freundliche, barmherzige Frau — ſie hat mein Kind einmal vom Fieber geheilt.

Dritter Bürger.

Ja und noch mehr: ſie hat uns Brot gegeben. Das ſoll ihr nicht vergeſſen ſein.

Ein Soldat.

Tretet zurück, ihr guten Leute!

Zweiter Bürger.

Wozu brauchen wir zurückzutreten, wenn wir gut ſind?

Gerichtsdiener.

Silentium!

Oberrichter.

Mit Eu'r Gnaden Einvernehmen,
ſo's Euch beliebt, verhandeln wir den Mord
des Herzogs.

(Die Herzogin verbeugt ſich.)

Der Gefangne trete vor!
Wie heißt du?

Guido.

Was iſt dran gelegen, Herr.

Oberrichter.

Guido Ferranti nennt man dich in Padua.

Guido.

Ein Mann ſtirbt unter dem Namen ebenſogut wie unter jedem beliebigen.

Oberrichter.

Es iſt dir wohl bekannt,
welch fürchterlicher Schuld man hier dich zeiht:
verräteriſchen Mords an unſerm Herzog,
Simone Geſſo, Herrn von Padua.
Was haſt du darauf zu erwidern?

Guido.

Nichts.

Oberrichter.

Du legſt demnach ein Schuldbekenntnis ab?

Guido.

Nein, ich bekenne nichts und leugne nichts.
Ich bitte, gnäd'ger Herr, verfahrt ſo ſchnell,

wie's Rechtsbrauch und Geſetz nur irgend zuläßt.
Ich will nicht Rede ſtehn.

Oberrichter.

Dann kannſt du nicht
an dieſem Morde ſchuldlos ſein, vielmehr
hat dein verſteinert, widerſpenſtig Herz
dem Rechte ſeine Pforten abgeſchloſſen.
Glaub' nicht, daß deine Schweigſamkeit dir fromme;
ſie mehrt im Gegenteil noch deine Schuld,
von der fürwahr wir durchaus überzeugt.
Noch einmal: rede drum!

Guido.

Ich ſage nichts.

Oberrichter.

So bleibt mir nichts zu tun, als über dich
das Urteil ſchnellen Todes auszuſprechen.

Guido.

Ich bitt' Euch, ſaget Eure Zeitung raſch,
Ihr könnt mir nichts Erwünſchteres gewähren.

Oberrichter
(ſich erhebend).

Guido Ferranti —

Moranzone
(aus der Menge vortretend).

Haltet ein, Herr Richter!

Oberrichter.

Wer biſt du, daß dem Recht du Halt gebieteſt?

Moranzone.

Wenn es das Recht iſt, nehm' es ſeinen Lauf;
doch wenn es nicht das Recht iſt —

Oberrichter.

Wer iſt dies?

Bardi

Ein Edelmann und unſerm weiland Herzog
bekannt.

Oberrichter.

So ſeid Ihr eben recht gekommen,
um unſers Herzogs Mord geſühnt zu ſehn.
Da ſteht er, der ſo Scheußliches getan.

Moranzone.

Hat ſich Verdacht nur blind an ihn geheftet,
oder habt Ihr Beweiſe, daß er's war?

Oberrichter.

Dreimal hieß der Gerichtshof ihn ſich äußern,
allein die Schuld liegt ſchwer auf ſeiner Zunge,
denn gar nichts bringt er zur Verteid'gung vor,
noch ſucht er von dem Vorwurf ſich zu rein'gen,
was doch die Unſchuld täte.

Moranzone.

Noch einmal
frag' ich: habt Ihr Beweiſe?

Oberrichter
(den Dolch zeigend).

Dieſen Dolch,
den, blutig, ſeinen blutbefleckten Händen

die Krieger gestern nacht entwanden: brauchen
wir mehr Beweis?

Moranzone
(nimmt den Dolch und nähert sich der Herzogin).

Sah' ich nicht einen Dolch
wie den an Eurer Gnaden Gürtel hängen?
(Die Herzogin erschauert, ohne indes zu antworten.)
Verstattet mir mit diesem jungen Manne,
der so gefährdet, ein'ge Augenblicke.

Oberrichter.

Mit Freuden, Herr! Mögt Ihr ihn dahin bringen,
daß er sich seine Schuld vom Herzen wälze.
(Moranzone geht rechts zu Guido hinüber und umfaßt seine Hand.)

Moranzone
(im Flüsterton).

Sie tat's! Ich sah ihr's an den Augen an!
Glaubst du, ich ließe deines Vaters Sohn
von diesem Weibe auf die Richtstatt schleifen?
Wie deinen Vater ihr Gemahl verkauft,
will sie's mit dir jetzt tun.

Guido.

Graf Moranzone,
ich tat's allein. Ihr dürft zufrieden sein,
mein Vater ist gerächt.

Moranzone.

Genug, genug,
ich weiß, du hast es nicht getan, sonst hätte

des Vaters Dolch, nicht dieſes Weibes Spielzeug
das Werk vollführt. Sieh, wie ſie nach uns ſtarrt!
Bei Gott, die Marmormaske ſoll herunter,
vor aller Welt zeih' ich ſie dieſes Mords.

Guido.

Ihr ſollt es nicht.

Moranzone.

Des ſei gewiß, ich werde.

Guido.

Ihr dürft nicht ſprechen, gnäd'ger Herr.

Moranzone.

Warum nicht?
Iſt ſchuldlos ſie, ſo kann ſie's auch beweiſen;
falls ſchuldig, ſterbe ſie.

Guido.

Was ſoll ich tun?

Moranzone.

Du oder ich — die Wahrheit ſagt hier einer.

Guido.

Die Wahrheit iſt: ich *tat's*.

Moranzone.

Wir wollen ſehn,
was unſre gute Herzogin erwidert.

Guido.

Nein, ich ſag' alles aus.

Moranzone.

Das lob' ich, Guido.
Auf ihr Haupt fall' ihr Frevel, nicht auf deines!
Gab sie dich nicht der Wache preis?

Guido.

Ja, sie.

Moranzone.

So räche deines Vaters Tod an ihr!
Sie war das Weib des Judas.

Guido.

Ja, sie war's!

Moranzone.

Ich denk', es braucht jetzt keines Stachels mehr,
warst du auch gestern knabenhaft verzagt.

Guido.

War gestern ich noch knabenhaft verzagt,
so werd' ich's heute sicher nicht mehr sein.

Oberrichter.

Bekennt er?

Guido.

Gnäd'ger Herr, ich will bekennen,
daß hier ein grauser Mord begangen ward.

Erster Bürger.

Nun seh' einer das an: er hat ein weiches Herz und will nichts von Mord wissen; dafür werden sie ihn freilassen.

Oberrichter.

Und das iſt alles?

Guido.

Nein, ich ſag' noch mehr:
Todſünde tut, wer Menſchenblut vergießt.

Zweiter Bürger.

Das ſollte er zum Henker ſagen; 's iſt ein guter Spruch.

Guido.

Als letztes fleh' ich den Gerichtshof an,
mir zu geſtatten, daß ich frank erkläre
des Mordes Rätſel, dieſes Dunkel lichte
und Euch den Schuld'gen nenne, der den Herzog
mit dieſem Dolche geſtern nacht getötet.

Oberrichter.

Dir ſei's vergönnt.

Beatrice
(ſich erhebend).

Nein, nein, er ſoll nicht ſprechen;
bedürfen wir noch weiterer Beweiſe?
Hat man ihn nicht bei Nacht im Haus ergriffen
im blutigen Gewand der Schuld?

Oberrichter
(ihr das Geſetzbuch zeigend).

Eu'r Gnaden
mag das Geſetz einſehn.

Beatrice
(das Buch beiſeite ſchiebend).

Bedenkt, Herr Richter,

ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß ein Mensch
wie er in Gegenwart von allem Volke
hier meinen Gatten lästert und beschimpft,
die Stadt, die Ehre dieser Stadt, vielleicht
sogar mich selbst?

Oberrichter.

Doch das Gesetz, Eu'r Gnaden!

Beatrice.

Er soll nicht sprechen, soll mit einem Knebel
die Leiter zu des Henkers Block ersteigen.

Oberrichter.

Doch das Gesetz!

Beatrice.

Uns bindet nicht Gesetz,
wir binden andre damit.

Moranzone.

Herr Richter,
Ihr werdet solches Unrecht hier nicht dulden.

Oberrichter.

Spart Euch den Widerspruch, Graf Moranzone.
Es wäre schlechtes Beispiel, hohe Frau,
vom graden Wege das Gesetz zu lenken:
mit dieser Vollmacht könnte Anarchie
an unsre goldne Wage rühren, könnte
das Unrecht ungerechten Sieg erringen.

Bardi.

Eu'r Gnaden kann dem Recht nicht Einhalt tun.

Beatrice.

Ihr predigt Recht und prahlt mit dem Geſetz!
Mich dünkt, ihr ſtolzen Herrn von Padua,
wer eure Güter oder Taſche ſchädigt,
wer eure Rieſeneinkünft' um den Wert
von einer Fähre Zoll bloß ſchmälern wollte,
dem gönnt ihr nicht des ſäum'gen Rechtes Aufſchub
mit ſüßer Langmut, die ihr mir empfehlt.

Bardi.

Eu'r Gnaden fügt den Edlen Unrecht zu.

Beatrice.

Mir ſcheint, ich tu' es nicht. Wer von euch allen,
fänd' er zur Nachtzeit einen Dieb im Hauſe,
der wertlos Zeug in ſeine Lumpen ſackte,
ließ' auf Verhandlungen ſich ein und riefe
nicht einen Büttel flugs herbei, daß er
ihn ſtracks zum Kerker ſchleppe?
So auch hättet
ihr Männer, wenn den Burſchen ihr gefunden
mit meines Gatten Blut an ſeinen Händen,
vor ſeinen Richter ihn geſchleift, damit
das Haupt ihm abgeſchlagen werde.

Guido.

Gott!

Beatrice.

Herr Richter, ſprecht!

Oberrichter.

Es darf nicht ſein, Eu'r Gnaden.
Darin ſind Paduas Geſetze ſtreng:

selbſt der gemeine Mörder darf danach
mit eignem Munde ſich verteidigen.

Moranzone.

Gerechter Richter! O gerecht Geſetz!

Beatrice.

Noch jubelt Ihr zu früh mit Eurem Recht!
Dies iſt kein niedrer Mörder, Oberrichter,
vielmehr ein Vogelfreier, ein Verräter
am Staat, in offnem Kriege feſtgenommen.
Denn wer den Herrſcher eines Staats ermordet,
ermordet auch den Staat, macht alle Frauen
zu Witwen und zu Waiſen alle Kinder,
gilt ebenſo darum als Feind des Staats,
wie wenn mit dräuendem Geſchütz er käm,
im Bunde mit Venedigs Heeresbann,
und rüttelte an unſrer Feſte Toren.
Nein, noch gefährlicher iſt er dem Staat
als Speereſtarren und Geſchützedonner;
denn Mauern, Tore, Zinnen, Forts, dergleichen,
was weſentlich aus Holz und Stein gefügt,
das läßt man neu erſtehen, doch wer kann
den Leib des toten Gatten auferſtehn,
ihn leben, lachen heißen?

Maffio.

Bei Sankt Paul,
nun, dächt' ich, wird man ihm das Wort verſagen.

Jeppo.

Ja, das hat Hand und Fuß. Hört weiter!

Beatrice.

Deshalb
beſtreut mit Aſche jetzo Paduas Haupt,
hängt Trauerfahnen aus in allen Straßen,
ein jeder kleide ſich in ernſtes Schwarz —
doch eh' wir uns zur Totenfeier rüſten,
laßt der verruchten Mörderhand uns denken,
die über unſern Staat Verderben brachte.
Schafft ihn ſogleich in jenes enge Haus,
aus dem kein Laut dringt, wo mit wenig Staub
der Tod den Lügenmund der Menſchen füllt.

Guido.

Laßt los, ihr Schergen! Hör' mich, Oberrichter!
Du kannſt den feſſelloſen Ozean,
den Winterwirbelwind, den Alpenſturm
ſo wenig hemmen, wie du mich beruhigſt.
Und ſtießt ihr in den Hals mir eure Schwerter,
ſollt jeder Wunde Spalt mit grimmer Zunge
zum Himmel ſchrein.

Oberrichter.

Gewalt von ſolcher Art
taugt nicht; wofern dir nicht das Tribunal
rechtmäßig Vollmacht leiht zu freier Rede,
ſind deine Worte in den Wind geſprochen.
(Die Herzogin lächelt, Guido fällt mit verzweiflungsvoller Gebärde rückwärts.)
Eu'r Gnaden, ich und dieſe weiſen Richter
gedenken uns mit Euerm Einvernehmen
jetzt in ein andres Zimmer zu begeben,
um dieſen ſchwier'gen Rechtsfall zu beraten
und Satzungen und Formeln durchzuprüfen.

Beatrice.

Geht, werter Richter, prüft die Satzung wohl
und ſeid dem Läſterbuben nicht zu Willen.

Moranzone.

Geht, werter Richter, prüfet Eu'r Gewiſſen
und ſchickt zum Tode niemand ungehört.

(Oberrichter und Richter ab.)

Beatrice.

Schweig ſtill, du meines Lebens böſer Geiſt,
zum zweiten Male trittſt du zwiſchen uns;
diesmal iſt, dächt' ich, Herr, an mir die Reihe.

Guido.

Ich will nicht ſterben, bis ich ausgeſagt.

Beatrice.

Stirb und nimm dein Geheimnis mit ins Grab!

Guido.

Biſt du noch jene Herzogin von Padua?

Beatrice.

Ich bin, wozu du mich gemacht; ſieh her,
ſieh, ich bin dein Geſchöpf.

Maffio.

Schaut, gleicht ſie nicht
der weißen Tig'rin zu Venedig, die
ein ind'ſcher Sultan einſt dem Dogen ſandte?

Jeppo.

Pſt, ſie hört dein Geſchwätz.

Henker.

Mein junger Burſch,
ich weiß nicht, was dein Sprechen wirken ſoll,
da meine Art ſo nahe deinem Halſe;
durch Worte wird die Schneide doch nicht ſtumpf.
Allein iſt dir ſo viel daran gelegen,
ſo wende dich dort an den Mann der Kirche;
die niedern Leute rufen ihn hierher,
fürwahr, ich weiß, er hat ein freundlich Herz.

Guido.

Der, des Geſchäft der Tod, iſt höflicher
als all die anderen.

Henker.

Gott gnade dir,
ich tue dir den letzten Dienſt auf Erden.

Guido.

Herr Kardinal, in einem Chriſtenland,
wo des Erlöſers gnadenreiches Antlitz
vom hohen Stuhle des Gerichtes blickt,
ſoll ohne Beicht' ein Mann da ſterben? Sonſt
laßt meiner Sünde Schreckensmär mich künden,
wofern auf meiner Seele Sünde laſtet.

Beatrice.

Unnütze Zeitverſchwendung!

Kardinal.

Ach, mein Sohn,
ich habe keinen Einfluß auf den Richter.
Mein Amt beginnt erſt, wenn das Recht geſprochen,
zur Reu' den ſchwanken Sünder zu ermahnen,
daß er ins Ohr der heil'gen Kirche raune
des ſchuldbeladnen Herzens Heimlichkeiten.

Beatrice.

So viel du willſt, magſt du zum Beichtſtuhl ſprechen,
bis deine Lippen überdrüſſig werden,
doch hier ſollſt du es nicht.

Guido.

Ehrwürd'ger Vater,
Ihr bringt mir ſchwachen Troſt nur.

Kardinal.

Nein, mein Sohn,
die große Macht der Kirche endet nicht
mit dieſer armen Seifenblaſe Welt,
von der wir, ſagt Hieronymus, nur Staub ſind —
denn wenn der Sünder reuig ſtirbt, vermögen
Gebet und unſre heil'gen Meſſen viel,
dem Fegefeu'r die Seele zu entreißen.

Beatrice.

Triffſt du im Fegefeuer meinen Gatten
mit einem Stern blutrot auf ſeinem Herzen
ſag' ihm, daß ich dich hingeſchickt.

Guido.

O Gott!

Moranzone.

Dies iſt das Weib, das du geliebt — nicht wahr?

Kardinal.

Wie grauſam iſt Eu'r Gnaden dieſem Manne!

Beatrice.

Nicht halb ſo grauſam, wie er Ihrer Gnaden.

Kardinal.

Ja, er hat Euern Mann ermordet.

Beatrice.

Freilich!

Kardinal.

Doch Gnade iſt der Fürſten ſchönſtes Recht.

Beatrice.

Mir ward nicht Gnade, und ich ſpende nicht...
Er hat mein Herz in einen Stein verwandelt,
auf blühndem Felde Neſſelbrut geſät,
des Mitleids Born in meiner Bruſt vergiftet
und Güte mit der Wurzel ausgejätet;
mein Leben iſt wie ein verhungert Land,
aus dem das Gute völlig ausgerodet.
Ich bin, wozu er mich gemacht hat.

(Die Herzogin weint.)

Jeppo.

Seltſam,
daß ſie den böſen Herzog ſo geliebt.

Maffio.

's iſt ſeltſam, lieben Frauen ihre Männer,
und ſeltſam iſt es, lieben ſie ſie nicht.

Jeppo.

Was für ein Philoſoph du biſt, Petrucci?

Maffio.

Das Unglück anderer kann ich ertragen —
das iſt Philoſophie.

Beatrice.

Sie bleiben lang,
die grauen Bärt' im Rate; heißt ſie kommen,
heißt ſchnell ſie kommen, ſonſt zerſpringt mein Herz,
ſo heftig klopft es: nicht als ob zu leben
ich ängſtlich wäre, denn Gott weiß, mein Leben
iſt nicht ſo freudenvoll — trotz alledem
möcht' ich nicht ohn' Gefährten ſterben oder
allein zur Hölle fahren.
Kardinal,
kannſt du nicht hier auf meiner Stirn ein Wort
in Scharlachlettern leſen? — Rache heißt's ...
Holt Waſſer her, damit ich ab es waſche,
es ward mir geſtern abend aufgebrannt —
muß ich's bei Tage tragen, Kardinal?
Oh, wie es ſengt und mein Gehirn verbrennt!
Gebt mir ein Meſſer, nein, nicht dies, ein andres,
ich ſchneid's heraus.

Kardinal.

Es iſt naturgemäß,
zu wüten gegen des Verbrechers Mordhand,
die Euch im Schlafe den Gemahl erſchlug.

Beatrice.

Ach, könnt' ich, Kardinal, die Hand verbrennen —
sie wird im Jenseits brennen.

Kardinal.

Unsre Kirche
gebietet, unsern Feinden zu verzeihn.

Beatrice.

Verzeihn? was ist das? mir ward nie verziehen.
Sie kommen endlich. Nun, Herr Richter, nun?
(Der Oberrichter tritt auf.)

Oberrichter.

Erhabne Frau und höchste Lehensherrin,
wir haben lang den strittgen Punkt geprüft
und Eurer Gnaden Weisheit wohl erwogen —
von schönern Lippen sprach die Weisheit nie.

Beatrice.

Fahrt fort, Herr, ohne Kompliment!

Oberrichter.

Wir finden,
wie Euer Gnaden richtig dargetan,
jedweder, der gewaltsam oder listig
sich gegen die Person des Herrn verschwört,
ist ipso facto vogelfrei und bar
der Rechte, die den andern zugehören,
ist ein Verräter und ein Feind des Volks,
den jedes Schwert beliebig töten mag,

ohne daß sein Besitzer dafür hafte;
bringt man ihn aber vor das Tribunal,
so muß er stummen Munds und demutsvoll
sich seinem wohlverdienten Schicksal fügen,
da er der freien Rede Recht verwirkt hat.

Beatrice.

Ich danke dir von Herzen, eu'r Gesetz
gefällt mir. Und nun, bitt' ich, fertigt ab
den Meuchelmörder, so wie's ihm gebührt,
denn ich bin müd, und müd ist auch der Henker.
Was gibt's noch mehr?

Oberrichter.

Ja, Euer Gnaden, mehr.
Ein Fremdling ist der Mann, kein Paduaner,
und unserm Herzog nicht mehr Treue schuldig,
als die Natur von jedem Menschen heischt.
Mag man ihn vielfachen Verrats auch zeihn,
worauf der sichre Tod als Strafe steht,
so hat er doch das Recht der freien Rede
in öffentlicher Sitzung vor dem Volke;
ja, der Gerichtshof wird ihn dringend bitten,
der Form gemäß sein Leben zu verteid'gen,
damit nicht seine Stadt, mit Fug erbost,
zu Unrecht unsern Staat bezichtige,
woraus ein Krieg für uns erwachsen könnte.
So gnadenreich sind Paduas Gesetze
dem Fremden, der in seinen Mauern wohnt!

Beatrice.

Ist er als Mitglied unsres Hofstaats fremd hier?

Oberrichter.

Erſt wenn er ſieben Jahre hier gedient,
vermag er Bürger Paduas zu werden.

Guido.

Ich danke dir von Herzen, eu'r Geſetz
gefällt mir.

Zweiter Bürger.

Die Geſetze lieb' ich nicht;
gäb's kein Geſetz, gäb's auch nicht Übertreter,
und alle wären tugendhaft.

Erſter Bürger.

Ja freilich,
das iſt ein kluges Wort. 's bringt einen weit.

Gerichtsdiener.

Ja, an den Galgen, Schuft!

Beatrice.

Iſt dies Geſetz?

Oberrichter.

Gewiß iſt dies Geſetz hier, gnäd'ge Frau.

Beatrice.

Zeigt mir das Buch: — — da ſteht es blutig rot.

Jeppo.

Seht unſre Herzogin!

Beatrice.

Verflucht Geſetz,
ach! könnt' ich dich doch aus dem Staate reißen,
wie ich dich jetzt aus dieſem Buche reiße.

(Reißt die Seite heraus.)

Graf Bardi, auf ein Wort! Seid Ihr verläßlich?
Schafft mir ein Pferd, es wart' an meiner Tür,
denn ich muß baldigſt nach Venedig reiten.

Bardi.

Ihr nach Venedig, Herrin?

Beatrice.

Schweigt davon!
Geht, geht ſogleich!

(Bardi ab.)

Ein Wort noch, Oberrichter.
Wenn, wie du ſagſt, in Padua dies Geſetz iſt —
und an der Richtigkeit heg' ich nicht Zweifel,
wiewohl das Recht in ſolchem Fall ein Unrecht —
kann ich nicht dies Gericht kraft meines Amtes
an einem ſpätern Tage anberaumen?

Oberrichter.

Ein Blutprozeß läßt niemals ſich vertagen.

Beatrice.

Ich bleibe nicht, um dieſen Mann zu hören,
wenn er mit roher Zunge mich begeifert.
Auch harren meiner unabweislich Pflichten
zu Hauſe. Kommt, ihr Herren!

Oberrichter.

Gnäd'ge Frau,
Ihr dürft nicht fortgehn, bis der Angeklagte
verurteilt oder freigesprochen ist.

Beatrice.

Darf nicht, Herr Richter! Ei, mit welchem Recht
legst du mir Hindernisse in den Weg?
Bin ich nicht Herrin hier in Padua
des Staates Herrscherin?

Oberrichter.

Aus diesem Grunde:
da Ihr des Lebens wie des Todes Urquell,
aus dem das Recht gleich mächt'gem Strome fließt,
versiegt das Recht, wofern Ihr nicht zugegen,
verfehlt des Zweckes; deshalb müßt Ihr bleiben.

Beatrice.

Du willst mich gegen meinen Willen halten?

Oberrichter.

Eu'r Wille sei nicht dem Gesetz entgegen.

Beatrice.

Und wenn ich meinen Weg hinaus erzwinge?

Oberrichter.

Ihr zwingt die Richter nicht, den Weg zu räumen.

Beatrice.

Ich will nicht bleiben.

(Erhebt sich von ihrem Sitze.)

Oberrichter.

Iſt der Pförtner da?

Er trete vor.

(Der Pförtner kommt nach vorne.)

Du weißt, was deines Amts!

(Der Pförtner ſchließt die Türen des Gerichtsſaals, die ſich links befinden, und kniet nieder, als die Herzogin und ihr Gefolge nahen.)

Pförtner.

In aller Demut bitt' ich Euer Gnaden,
laßt meine Pflicht Unhöflichkeit nicht werden,
die unwillkommne Würde nicht zur Bürde.
Kraft gleichen Rechts, das Euch zur Fürſtin macht,
ſteh' ich hier; bräch' ich das Geſetz, Eu'r Gnaden,
ſo bräch' ich Eure Stellung und nicht meine.

Beatrice.

Iſt niemand unter euch, hochwerte Herren,
der dieſen Prahlhans aus dem Wege prellt?

Maffio
(ſein Schwert ziehend).

Ich tu's!

Oberrichter.

Graf Maffio, ſeid auf Eurer Hut,
(zu Jeppo)
auch Ihr, mein Herr — der erſte, der ſein Schwert,
ſei's auch nur gegen einen Büttel, zieht,
ſtirbt noch vor Nacht.

Beatrice.

Steckt eure Schwerter ein,
ihr Herrn; mir ziemt es, dieſen Mann zu hören.
(Geht zum Throne zurück.)

Moranzone.

Nun haſt du deinen Feind in deiner Hand.

Oberrichter
(das Stundenglas ergreifend).

Guido Ferranti, während hier der Sand
in dieſem Stundenglaſe rinnt, ſteht dir
zu ſprechen frei, nicht länger.

Guido.

Es genügt.

Oberrichter.

Du ſtehſt zu äußerſt an dem Saum des Todes;
bei deinem Heil, ſprich nur die lautre Wahrheit,
nichts andres wird dir frommen.

Guido.

Sprech' ich unwahr,
ſo liefert meinen Leib dem Henker aus.

Oberrichter
(das Stundenglas umdrehend).

Man ſchweige, während der Gefangne ſpricht.

Gerichtsdiener.

Silentium in dem Saal!

Guido.

Herr Oberrichter,
ehrwürd'ge Richter dieſes hohen Hofs,
kaum weiß ich meine Rede zu beginnen,

ſo ſeltſam ſchrecklich ſcheint mir die Geſchichte.
Zuerſt laßt meine Herkunft mich erzählen.
Ich bin des wackeren Lorenzo Sohn,
des Herzogs, der durch ſchmählichen Verrat
von einem Schuft verkauft ward, weiland Herzog
in dieſer Stadt, in Padua.

Oberrichter.

Sieh dich vor,
es hilft dir nichts, den Fürſten zu verhöhnen,
der jetzt im Sarge ruht.

Maffio.

Bei Sankt Jakobus,
dann iſt er Parmas angeſtammter Herr.

Jeppo.

Ich hielt ihn ſtets für adlig.

Guido.

Ich bekenne,
daß mit der Abſicht der gerechten Rache,
der höchſt gerechten Rach' an einem Mörder
ich Dienſte nahm am Hof des Herzogs, mit ihm
am Tiſche ſaß, von ſeinem Weine trank
und ſein Kumpane war: ſo viel bekenn' ich —
dazu noch dies, daß ich gelauert, bis er
mir ſeines Lebens teuerſte Geheimniſſ'
in Obhut gab, bis er ſich an mich ſchmiegte
und mir in allen Stücken ſo vertraute,
wie einſt mein edler Vater ihm vertraut.
Ich lauerte darauf.
(Zum Henker.)

Du Mann von Blut,
richte dein Beil nicht auf mich vor der Zeit;
wer weiß, ob meine Sterbeſtunde da!
Iſt außer meinem Hals kein andrer hier?

Oberrichter.

Der Sand im Stundenglaſe rinnt geſchwind,
komm auf den Mord des Herzogs ſchnell zu ſprechen.

Guido.

Kurz: geſtern nacht um zwölf Uhr war's, als ich
an ſtarkem Tau die Mauer des Palaſts
erſtieg, um meines Vaters Mord zu rächen;
mit dieſem Vorſatz, ich geſteh' es, Herr.
So viel will ich bekennen und auch dies:
als ich die Treppe ſacht erklommen hatte,
die zu dem Schlafgemach des Herzogs führt,
und mit der Hand den Scharlachvorhang faßte,
der, von dem Sturm geſchüttelt, ſchauerte,
da übergoß der weiße Mond am Himmel
den dunklen Raum mit einer Silberflut,
die Nacht brannt' ihre Kerzen für mich an,
im Schlafe fluchte der Verhaßte noch,
und beim Gedanken an den Mord des Vaters,
den er dem Block verſchachert, dem Schafott
verkauft, durchbohrt' ich des Verräters Herz
mit dieſem ſelben Dolch, den ich zufällig
im Zimmer fand.

Beatrice
(aufſtehend).

Oh!

Guido.

(die Worte hervorſprudelnd).

Ich erſtach den Herzog.
Darf ich jetzt, Richter, eine Gnad' erflehn,
laßt mich die Sonne nicht mehr ſchaun, wenn ſie
das Elend dieſer leid'gen Welt beſtrahlt.

Oberrichter.

Dein Wunſch ſei dir gewährt. Stirb heute nacht!
Führt ihn hinweg! Kommt, Herrin!

(Guido wird abgeführt; als er geht, breitet die Herzogin die Arme nach ihm aus und ſtürzt über die Bühne.)

Beatrice.

Guido! Guido!

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Fünfter Akt

Ein Kerker im Staatsgefängnis zu Padua. Guido liegt (links) auf einer Pritsche; darauf ein Tisch mit einem Becher. Fünf Soldaten trinken und spielen Würfel auf einem Steintisch in der Ecke; einer von ihnen hat eine Laterne an seiner Hellebarde hängen. Eine Fackel steckt in der Mauer, Guido zu Häupten. Im Hintergrund zwei Gitterfenster, dazwischen (in der Mitte) die Tür, sie führen auf einen Gang. Die Bühne ist ziemlich dunkel.

Erster Soldat
(würfelnd).

Sechs, schon wieder, lieber Pietro!

Zweiter Soldat.

Teufel auch, Leutnant, ich spiele nicht mehr mit dir, sonst verlier' ich noch alles.

Dritter Soldat.

Bis auf deinen Verstand, da brauchst du keine Angst zu haben.

Zweiter Soldat.

Den kann er mir doch nicht nehmen.

Dritter Soldat.

Nein, du hast keinen zu verschenken.

Die Soldaten
(laut).

Ha! Ha! Ha!

Erster Soldat.

Pst, ihr weckt den Gefangenen auf, er schläft.

Zweiter Soldat.

Was tut's? Er wird noch lange genug ſchlafen, wenn er erſt beerdigt iſt. Meiner Treu, er wäre froh, könnten wir ihn aufwecken, wenn er im Grabe liegt.

Dritter Soldat.

O nein, denn wenn er dort aufwacht, iſt der Jüngſte Tag da.

Zweiter Soldat.

Und dabei hat er ſo Schlimmes angeſtellt: denn ihr müßt wiſſen, einen von uns, die wir nur Fleiſch und Blut ſind, zu ermorden, geht gegen die Gebote; aber 'nen Herzog zu töten, das geht gegen die Geſetze.

Erſter Soldat.

Er war aber ein ſehr verruchter Herr.

Zweiter Soldat.

Dann hätte er ihn nicht anfaſſen ſollen: denn wer ſich mit Verruchten abgibt, der läuft Gefahr, von ihrer Verruchtheit beſudelt zu werden.

Dritter Soldat.

Allerdings. Wie alt iſt der Gefangene?

Zweiter Soldat.

Alt genug, um Dummheiten zu machen, und noch nicht alt genug, um vernünftig zu ſein.

Erſter Soldat.

Dann kann er jedes Alter haben.

Zweiter Soldat.

Wie's heißt, wollte ihn ja die Herzogin begnadigen.

Erſter Soldat.

Wirklich?

Zweiter Soldat.

Ja, ſie ſoll ſich an den Oberrichter herangemacht haben, der aber wollte nicht.

Erſter Soldat.

Ich hätte mir gedacht, Pietro, die Herzogin kann alles.

Zweiter Soldat.

Na ja, wie ſie gebaut iſt; ich kenne keine hübſchere.

Soldaten.

Ha! Ha! Ha!

Erſter Soldat.

Ich habe gemeint, unſre Herzogin könne alles ausrichten.

Zweiter Soldat.

O nein, denn er wird jetzt ſeinen Richtern ausgeliefert, und die werden ſchon dafür ſorgen, daß er hingerichtet wird, ſie ſamt dem dicken Hugo, dem Henker. Iſt aber der Kopf erſt herunter, dann kann ihn die Herzogin begnadigen, wenn's ihr Spaß macht; dagegen gibt's kein Geſetz.

Erſter Soldat.

Ich glaube nicht daran, daß der dicke Hugo, wie du ihn nennſt, zu guter Letzt noch ſein Geſchäft an ihm ausübt:

dieſer Guido iſt aus adligem Hauſe, da kann er dem Geſetz nach zuerſt Gift nehmen, wenn's ihm Vergnügen macht.

Dritter Soldat.

Auf Ehre, Gift trinken iſt ein ſchlecht Vergnügen.

Zweiter Soldat.

Was für 'ne Sorte Gift iſt's denn?

Erſter Soldat.

Na, Gift, das tötet.

Zweiter Soldat.

Was iſt das eigentlich für ein Ding, Gift?

Erſter Soldat.

Ein Getränk wie Waſſer, nur nicht ganz ſo bekömmlich. Wenn du's mal ſchmecken willſt, da ſteht welches im Becher.

Zweiter Soldat.

Sapperlot, wenn's nicht bekömmlich iſt, rühr' ich's nicht an.

Dritter Soldat.

Wenn er's nun nicht austrinkt?

Erſter Soldat.

Dann wird man ihn umbringen.

Dritter Soldat.

Und wenn er's trinkt?

Erſter Soldat.

Dann wird er ſterben.

Zweiter Soldat.

Wahl macht Qual. Hoffentlich wählt er geſcheit.

(Es klopft an der Tür.)

Erſter Soldat.

Sieh' mal nach, wer da iſt.

(Dritter Soldat geht hin und ſieht durch das Guckloch.)

Dritter Soldat.

Ein Frauenzimmer.

Erſter Soldat.

Iſt ſie nett?

Dritter Soldat.

Ich kann's nicht ſehen, Leutnant, ſie hat 'ne Maske vor.

Erſter Soldat.

Nur ganz ſchöne oder ganz häßliche Frauenzimmer verbergen ihr Geſicht. Laßt ſie herein! (Der Soldat öffnet die Tür, die Herzogin in Maske und Mantel tritt herein.)

Beatrice

(zum dritten Soldaten).

Seid Ihr der wachthabende Offizier?

Erſter Soldat

(vortretend).

Ich, gnädige Frau.

Beatrice.

Ich habe mit dem Gefangenen allein zu ſprechen.

Erſter Soldat.

Das iſt leider unmöglich. (Die Herzogin reicht ihm einen Ring, er betrachtet ihn und gibt ihn mit einer Verbeugung zurück, worauf er den Soldaten befiehlt): Tretet ab! (Die andern Soldaten ab.)

Beatrice.

Eure Leute ſind ein wenig derb, Herr Offizier.

Erſter Soldat.

Sie meinen's nicht ſchlimm.

Beatrice.

In ein paar Minuten werde ich wieder zurückkommen; wenn ich dann über den Korridor gehe, laßt ſie nicht meine Maske lüften.

Erſter Soldat.

Ihr braucht nichts zu fürchten, gnädige Frau.

Beatrice.

Ich habe beſondere Gründe, wenn ich wünſche, daß man mein Geſicht nicht ſieht.

Erſter Soldat.

Mit dieſem Ring, gnädige Frau, könnt Ihr nach Belieben aus und ein gehen: es iſt der Ring der Herzogin.

Beatrice.

Laßt uns allein. (Der Soldat iſt im Begriff zu gehen.) Noch einen Augenblick. Für wieviel Uhr iſt die Hinrichtung anberaumt?

Erſter Soldat.

Um zwölf Uhr, gnädige Frau, ſollen wir ihn dem Befehl gemäß hinausführen, aber er wird wohl kaum auf uns warten; aller Wahrſcheinlichkeit nach wird er dort von dem Gift einen Schluck tun. Die Männer haben Furcht vorm Henker.

Beatrice.

Iſt das Gift?

Erſter Soldat.

Ja, gnädige Frau, ſehr ſtarkes Gift.

Beatrice.

Nun könnt Ihr gehen.

Erſter Soldat.

Sapperment, was für eine hübſche Hand! Wer ſie wohl ſein mag? Vielleicht eine Frau, die ihn geliebt hat. (Ab.)

Beatrice
(die Maske abnehmend).

Endlich!
Jetzt kann er fliehn in Mantel und in Maske,
wir ſind faſt gleich groß, niemand wird ihn kennen.
Mein Schickſal gilt mir wenig.
Wofern er mir nicht flucht, verläßt er mich,
iſt alles gleich — ob er mir fluchen wird?
Er hat ein Recht dazu. Jetzt iſt es elf,
ſie kommen nicht vor zwölf: was wird man ſagen,
wenn leer das Neſt ſteht?
(Tritt an den Tiſch heran.)
Das iſt alſo Gift.

Wie ſonderbar, daß hier in dieſem Saft
der Schlüſſel aller Lebensweisheit liegt!

(Hebt den Becher auf.)

Er riecht nach Mohn: wie gut ich mich erinnre,
als ich ein Kind war in Sizilien,
da pflückt' ich im Getreide Purpurmohn
und wand daraus ein Kränzchen; ſelbſt mein Oheim,
der finſtre Juan von Neapel, lachte.
Ich wußte nicht, daß Mohn des Lebens Quell
verſtopfen, ſeine Pulſe hemmen und
das Blut gefrieren kann, bis daß die Menſchen
den armen Leib mit Haken holen kommen
und in die Grube werfen: ja, den Leib,
die Seele fährt zum Himmel oder Hölle.
Wohin wird meine gehn?

(Nimmt die Fackel aus der Mauer und tritt an das Ruhelager.)

Wie ſanft er ſchläft,
gleich einem Knaben, der vom Spiel ermattet.
Ach, könnt' ich nur ſo friedlich ſchlafen, doch
ich träume.

(Sich über ihn neigend.)

Armer Knabe, küſſ' ich ihn?
Nein, meine Lippen würden ihn verbrennen,
den Liebeſatten. Doch ſein weißer Hals
entgeht dem Henker: dafür trug ich Sorge.
Noch heute nacht wird er aus Padua fliehn,
drob freu' ich mich. Ihr ſeid ſehr klug, Herr Richter,
allein Ihr ſeid nicht halb ſo klug wie ich,
drob freu' ich mich. O Gott, wie ich ihn liebte,
und welcher blut'ge Kelch iſt draus erblüht.

(Tritt wieder an den Tiſch.)

Wie, trink' ich dieſen Saft und ende ſo?

Wär's besser nicht zu warten, bis der Tod
zu mir ans Bett mit seinen Knappen käme,
mit Reue, Krankheit, Alter und mit Trübsal?
Ich weiß nicht, ob man viel zu leiden hat...
So jung noch soll ich schon zum Tode gehn,
doch muß es sein. Warum? Warum denn sterben?
Heut' nacht entflieht er, so daß auf mein Haupt
sein Blut nicht fällt. Nein, ich muß sterben, ich
bin schuldbeladen, deshalb muß ich sterben;
er liebt mich nicht, auch deshalb muß ich sterben;
ich stürbe glücklicher, wenn er mich küßte,
allein das tut er nicht. Ich kannt' ihn nicht,
dem Richter, glaubt' ich, würd' er mich verkaufen;
wir Frauen kennen unsre Liebsten nie,
bis daß sie uns verlassen.

(Die Glocke beginnt zu läuten.)

Ekle Glocke,
was schreist du wie ein Bluthund eh'rnen Mundes
nach diesem Leben, schweig! du schreist umsonst.
Er rührt sich — schnell!

(Ergreift den Becher.)

O Liebe, Liebe, Liebe,
nie dacht ich, so dir je Bescheid zu tun.

(Trinkt Gift und stellt den Becher hinter sich auf den Tisch. Das Geräusch erweckt Guido; er fährt auf, sieht aber nicht, was sie getan hat. Eine Minute lang herrscht Schweigen, sie blicken sich an.)

Ich komme nicht, um Gnade jetzt zu bitten,
ich weiß, ich stehe jenseits aller Gnade,
ein schuldbeladnes, ein verruchtes Weib.
Genug davon! Ich habe schon gebeichtet
den Richtern meiner Sünden Übermaß.
Sie schenkten mir ihr Ohr nicht. Ein'ge sagten,

zu deiner Rettung hätt' ich dies erfunden,
da du mit mir im Bunde; andre ſagten,
mit Mitleid ſpielten Frauen wie mit Männern;
noch andre, daß der Schmerz um meinen Gatten
mich des Verſtands beraubt. Sie hörten mich
nicht an, und da ich's auf die Bibel ſchwur,
ward nach dem Arzt geſchickt. Zehn gegen einen,
zehn ſind's, dein Leben iſt in ihrer Macht.
Man nennt mich Herzogin von Padua,
doch ob ich es noch bin, ich weiß es nicht.
Begnadigt hab' ich dich, und ſie verwarfen's:
es ſei Verrat, das hätt' ich ſie gelehrt —
vielleicht iſt's ſo. In einer Stunde ſind
ſie da und ſchleppen dich aus deiner Zelle
und binden dir die Hände auf den Rücken
und ſchleifen dich zum Block — ich überhol' ſie.
Hier iſt der Siegelring von Padua,
er wird dich ſicher durch die Wache bringen,
nimm Mask' und Mantel hier; ſie haben Auftrag,
nach nichts zu forſchen. Biſt du erſt durchs Tor,
bieg ein nach links, und bei der zweiten Brücke
erwarten dich die Pferde — morgen biſt
du in Venedig ſchon.

(Pauſe.)

Du willſt nicht ſprechen,
willſt mir nicht einmal fluchen, eh du gehſt?
Du haſt ein Recht dazu.

Begreifſt du nicht,
daß zwiſchen dir und dem Schafott des Henkers
kaum ſo viel Sand im Stundenglaſe rinnt,
als wie ein Kindchen rafft: hier iſt der Ring,
die Hand iſt rein, es klebt kein Blut daran.
Sei ohne Furcht! Willſt du den Ring nicht nehmen?

Guido
(nimmt ihn und küßt ihn).
Gern, hohe Frau.

Beatrice.
Und Padua verlaſſen?

Guido.
Wie, Padua verlaſſen?

Beatrice.
Noch heut' nacht.

Guido.
Noch heute nacht?

Beatrice.
Dank' deinem Gott dafür.

Guido.
So darf ich leben? Nie ſchien mir das Leben
verlockend ſo wie jetzt.

Beatrice.
Was ſäumſt du, Guido?
Hier iſt der Mantel, an der Brück' ein Pferd,
am Fährhaus unten an der zweiten Brücke.
Warum weilſt du noch hier? Vernimmt dein Ohr nicht
die Schreckensglocke, die mit jedem Schlage
dein junges Leben um Minuten kürzt?
Entflieh geſchwind!

Guido.
Er kommt noch früh genug.

Beatrice.

Wer?

Guido
(ruhig).

Nun, der Henker!

Beatrice.

Nein, nein.

Guido.

Er allein
kann mich aus Padua bringen.

Beatrice.

Wie, du wagſt,
wagſt meine überladne Seele mit
zwei Toten zu beladen: einer g'nügt.
Denn wenn vor Gott ich Aug' in Auge ſtehe,
ſollſt du mir nicht mit einem Scharlachfaden
um deinen weißen Hals von hinten kommen
und mich verklagen, daß die Teufel ſelbſt,
die in der Hölle heulen, Mitleid hätten.
Willſt du noch härter als die Teufel ſein,
die Gott verbannt?

Guido.

Ich warte, hohe Frau.

Beatrice.

Nein, nein, du kannſt nicht. Siehſt du denn nicht ein,
ich habe weniger Gewalt in Padua
als eine Dirne jetzt. Man wird dich töten.
Schon ſah ich das Schafott auf freiem Platze,

ſchon drängte ſich der Pöbel drum herum
mit grauſen Witzen, mit Entſetzensluſt,
als wär' es einer Mummenſchanz Gerüſt
und nicht des Todes Trauerthron. O Guido,
du mußt entfliehn.

Guido.

Ja, durch des Todes Hand,
durch deine nicht.

Beatrice.

Oh, du biſt unbarmherzig,
ſo unbarmherzig jetzt wie ſtets. Nein, Guido,
du mußt hinweg.

Guido.

Ich bleibe, gnäd'ge Frau.

Beatrice.

Du darfſt nicht, Guido; denn ſo ſchrecklich wär's,
daß ſelbſt die Sterne, ſtaunend vor Beſtürzung,
vom Himmel fielen, daß der Mond, gelähmt,
in ſeiner Bahn verfinſtert und die Sonne
ſich weigern würd', die Erde zu beſcheinen,
die deinen Tod erblickt.

Guido.

Ich weiche nicht.

Beatrice
(die Hände ringend).

Du weißt ja nicht: ſind erſt die Richter da,
dann bin ich machtlos, dich vorm Beil zu ſchützen.
Als hätt' ich nicht genug bereits gefrevelt!
Iſt eine Sünde nicht genug? Muß ſie

noch eine zweite, ſchlimmre Sünde ſäugen
als das urſprüngliche Verbrechen? Gott,
verſchließ der Sünde Mutterſchoß, verdorr' ihn,
noch mehr Blut ſoll an meiner Hand nicht haften,
als jetzt ſchon.

Guido
(ihre Hand ergreifend).

Wie, bin ich ſo tief geſunken:
für dich zu ſterben, wäre mir mißgönnt?

Beatrice
(ihm die Hand entziehend).

Für mich? Mein Leben iſt ein wertlos Ding,
das in den Straßenſchlamm der Welt geworfen.
Du ſollſt für mich nicht ſterben, ſollſt nicht, Guido,
ich bin ein ſchuldig Weib.

Guido.

Laß jene, die
nicht wiſſen, was Verſuchung heißt, laß die,
ſo nicht im Glutenfeu'r der Leidenſchaft
gleich uns gewandelt ſind, und deren Leben
gelangweilt, farblos iſt, kurzum laß alle,
ſofern es ſolche gibt, die nicht geliebt,
mit Steinen nach uns werfen.

Beatrice.

Weh' mir, wehe!

Guido
(ihr zu Füßen ſtürzend).

Du biſt mein Lieb, biſt meine höchſte Wonne!
O gülden Haar, o Purpurmund, o Wangen,

geſchaffen, Mannes Liebe anzulocken!
Verkörpert Bildnis der Holdſeligkeit!
Dir huldigend, vergeſſ' ich, was geweſen,
dir huldigend, ſtreift meine Seele deine,
dir huldigend, fühl' ich mich einen Gott —
ob auch mein Leib zum Block des Henkers wandre,
ſo währt doch ewig meine Lieb'.

(Die Herzogin hält die Hände über das Geſicht, Guido zieht ſie herab.)

Erhebe
die ſchleifenden Vorhänge deiner Augen,
daß ich hinein dir blicken kann und ſagen:
ich liebe dich, nie mehr als da der Tod
die kalten Lippen zwiſchen uns gedrängt.
Ich liebe dich, Beatrice — deine Antwort?
Weh' mir, ich kann den Henker wohl ertragen,
doch nicht das Schweigen; ſag', daß du mich liebſt.
Dies Wort, und keinen Stachel hat der Tod mehr;
doch ſagſt du's nicht, ſind fünfzigtauſend Tode
dagegen eine Gnade. Du biſt grauſam,
du liebſt mich nicht.

Beatrice.

Dazu hab' ich kein Recht.
Der Liebe Unſchuldshände ſind befleckt
mit ſchnöd' vergoßnem Blut — hier auf dem Boden
iſt Blut, von mir verſpritzt.

Guido.

Nicht, Lieb, von dir,
ein Teufel hat dich nur verſucht.

Beatrice
(plötzlich aufſtehend).

Nein, nein,

ein jeder iſt ſein eigner Teufel und
macht ſelbſt die Welt zur Hölle.

Guido.

Dann verſinke
zum Tartarus das Paradies! Denn jetzt
mach' ich zum Himmel dieſe Welt ein Weilchen.
Ich liebe dich, Beatrice.

Beatrice.

Sündverpeſtet,
bin ich nicht würdig deiner.

Guido.

Beim Erlöſer,
mein war die Sünde, wenn es Sünde war.
Ich hab' in meinem Herzen Mord genährt,
das Mahl damit verſüßt, den Wein gewürzt,
im Geiſt erſchlug ich den verfluchten Herzog
wohl hundertmal am Tag. Wär' dieſer Mann
nur halb ſo oft geſtorben, wie ich's wünſchte,
der Tod wär' immerdar durchs Haus geſtapft,
der Mord hätt' nicht geruht.
Doch, du, Geliebte,
die den gepeitſchten Hund voll Rührung anſah,
bei deren Anblick ſich die Kindlein freuten,
weil Sonnenſchein, wo du vorbeigingſt, mitging,
du holder Engel göttlich-weißer Reinheit,
was war es, was man deine Sünde nennt?

Beatrice.

Was war es? Manchmal ſcheint es mir ein Traum
ein böſer Traum, geſandt von böſem Gotte;

doch dann seh' ich den Leichnam in dem Sarg
und weiß, es ist kein Traum, weiß, meine Hand
ist rot von Blut, und meine arme Seele
hat auf der Fahrt nach einem Liebeshafen
für dieser tollen Erde wildes Tosen
am Fels der Sünde ihren Kahn zerschellt.
Was war es? fragst du — nur ein Mord, nichts sonst
als Mord, furchtbarer Mord.

Guido.

Nein, nein, nein, nein,
es war nur deiner Liebe Leidensblume,
sie brach im Augenblick zum Leben auf,
im Augenblick gebar sie blut'ge Frucht,
wie ich sie tausendmal im Geist gepflückt.
Mein Geist war voll von Mord, mein Arm war schwach;
dein Arm verübte Mord, dein Geist war rein.
Ich liebe dich deswegen, Beatrice;
wer Mitleid deiner Not versagt, der finde
im Himmel kein Erbarmen. Küsse mich, Süße!

(Versucht, sie zu küssen.)

Beatrice.

Nein, nein, dein Mund ist rein, befleckt der meine —
mein Buhle war der Mord, und Sünde schlief
in meinem Bette. Guido, liebst du mich,
entflieh, denn jeder Augenblick zernagt
dein Leben wie ein Wurm. Geliebter, flieh,
und wenn in spätrer Zeit du mein gedenkst,
so denke mein als einer, die dich mehr
geliebt denn alles auf der Welt; gedenk
als eines Weibes, Guido, meiner nur,
die ihrer Lieb' ihr Leben opfern wollte,

wobei ſich ihre Lieb' erſchlug. — Was iſt's?
Der Glocke Läuten iſt verſtummt, die Treppe
herauf hör' ich Bewaffnete ſich nahn.

Guido
(beiſeite).

Das Zeichen für die Wache, mich zu holen.

Beatrice.

Warum hat's ausgeläutet?

Guido.

Mußt du's wiſſen?
Diesſeit des Grabes endet hier mein Leben —
im Jenſeits werden wir uns wiederſehn.

Beatrice.

Noch iſt es nicht zu ſpät: entflieh von hinnen,
das Pferd ſteht an der Brücke, noch iſt's Zeit.
Hinweg, hinweg, du darfſt nicht länger ſäumen.
(Lärm der Soldaten auf dem Gang.)

Eine Stimme von außen.

Macht Platz dem Oberrichter Paduas!
(Durch das Gitterfenſter ſieht man den Oberrichter auf dem Gang vorübergehn, Fackelträger vor ihm her.)

Beatrice.

Es iſt zu ſpät.

Eine Stimme von außen.

Macht Platz dem Henker!

Beatrice
(niederſtürzend).

Oh!

(Der Henker mit dem Beil auf der Schulter, erſcheint auf dem Gang, Lichter tragende Mönche hinter ihm.)

Guido.

Lebwohl, mein Lieb, ich trinke dieſes Gift;
den Henker fürcht ich nicht, doch einſam will ich
nicht auf dem Blocke ſterben.

Beatrice.

Oh!

Guido.

Nein, hier,
in deinen Armen hier, im Kuß — lebwohl!
(Geht zum Tiſch und ergreift die Trinkſchale.)
Wie, biſt du leer?
(Wirft ſie auf die Erde.)
O geiz'ger Kerkermeiſter,
du knauſerſt noch mit Gift.

Beatrice
(ſchwach).

Ihn trifft kein Vorwurf.

Guido.

O Gott, haſt du's getrunken, Beatrice,
ſag' mir, du tatſt es nicht!

Beatrice.

Wollt ich's auch leugnen,

an meinem Herzen zehrt ein Feuer, das
bald sprechen wird.

Guido.

Verräterische Liebe,
was ließest du mir keinen Tropfen übrig?

Beatrice.

Nein, nein, es war nur Tod für mich darin.

Guido.

Laß mich das Gift von deinen Lippen naschen,
das dort vielleicht noch hängt.

Beatrice.

Du sollst nicht sterben,
du hast kein Blut vergossen, sollst nicht sterben,
ich habe Blut vergossen, ich muß sterben.
Steht nicht das Wort geschrieben: Blut um Blut?
Wer sagte das? ich weiß nicht.

Guido.

Wart' auf mich,
die Seelen woll'n selbander gehn.

Beatrice.

Nein, lebe!
Es gibt noch viele Frauen auf der Welt,
zur Liebe, nicht zum Mord für dich bereit.

Guido.

Dich lieb' ich nur.

Beatrice.

Das iſt kein Grund zum Sterben.

Guido.

Wenn wir gemeinſam ſterben, warum können
wir nicht in einer Gruft gemeinſam ruhn?

Beatrice.

Das Grab iſt nur ein enges Hochzeitsbett.

Guido.

Für uns genügt's.

Beatrice.

Sie werden es bedecken
mit ſtarrem Leichentuch und bittern Kräutern,
denn Roſen ſprießen, dünkt mich, nicht im Grabe,
und gibt es deren, ſind ſie alle welk,
ſeitdem der Herzog ſtarb.

Guido.

Ach, Beatrice,
dein Mund trägt Roſen, die dem Tode trotzen.

Beatrice.

Wird nicht mein Mund, wenn wir im Grabe liegen,
zu Staub zerfallen, deiner Augen Glanz
zu blinden Höhlen ſchrumpfen und Gewürm,
der Hochzeit Gäſt', an deinem Herzen zehren?

Guido.

Was tut's? Der Tod prallt an der Liebe ab —
und durch der Liebe ew'ge Majeſtät
ſterb' ich mit dir.

Beatrice.

Allein das Grab iſt ſchwarz,
die Grube ſchwarz, drum muß vorauf ich gehn,
die Kerzen anzuzünden, eh du kommſt.
Nein, nein, ich will nicht ſterben, will nicht ſterben —
Geliebter, du biſt ſtark, biſt jung und tapfer!
Tritt vor mich, wenn der Todesengel naht,
und ring' mit ihm um mich!

(Stößt Guido vor ſich her.)

Ich will dich küſſen,
ſobald du ihn beſiegt. Haſt du kein Mittel,
dem Gift, das in mir wühlt, Einhalt zu tun?
Gibt's in Italien keine Flüſſe mehr?
Hol' einen Becher Waſſer mir und löſche
dies Feu'r!

Guido.

O Gott!

Beatrice.

Warum verſchwiegſt du mir,
daß in Italien Dürre, daß kein Waſſer,
nur Feuer iſt?

Guido.

Geliebte!

Beatrice.

Schick' zum Arzt,
doch nicht zu dem, der meines Gatten Blut
geſtillt. Hol' unverzüglich einen Arzt!
Es gibt für jedes Gift ein Gegengift,
er wird es uns um hohen Preis verkaufen.
Sag' ihm, für eine kurze Stunde Leben

ſei Padua ſein Lohn. Ich will nicht ſterben.
Zu Tode bin ich krank. Berühr' mich nicht,
am Herzen nagt mir Gift. Ich wußte nicht,
daß Sterben ſolche Pein. Das Leben dacht' ich,
hätt' alles Herzeleid für ſich genommen.
Es ſcheint, dem iſt nicht ſo.

Guido.

Verdammte Sterne,
löſcht eure Funzeln aus in Zähren und
heißt euern Herrn, den Mond, heut' nacht verbleichen.

Beatrice.

Was tun wir hier, Geliebter? Dieſer Raum
iſt ärmlich ausgeſchmückt als Brautgemach.
Komm, laß uns ſchleunigſt gehn. Wo ſind die Pferde?
Wir ſollten jetzt halbwegs Venedig ſein.
Wie kalt die Nacht iſt! Laß uns ſchneller reiten!
Sind dies nicht unſre Hochzeitsglocken, Guido?
(Die Mönche beginnen draußen ihre Geſänge.)
Muſik! Sie könnte heitrer ſein; doch Leid
iſt jetzt die Mode — weshalb, weiß ich nicht.
Was weinſt du? Lieben wir einander nicht?
Es braucht nichts weiter. Tod, was ſuchſt du hier?
Zu dieſer Tafel wardſt du nicht geladen,
hinweg, du biſt zu viel. Ich ſage dir,
mit Wein trank ich dein Wohl und nicht mit Gift.
Man log dich an, dein Gift hätt' ich getrunken,
es ward wie meines Gatten Blut vergoſſen —
du kamſt zu ſpät.

Guido.

Es iſt nichts hier, mein Herz,
dies ſind unweſenhafte Schemen.

Beatrice.

Tod,
was zauderſt du — geh' in die obre Kammer,
das kalte Fleiſch vom Leichenſchmaus des Gatten
ſteht dort für dich, hier iſt ein Hochzeitsfeſt.
Du biſt am falſchen Platz — es iſt auch Sommer,
wir brauchen jetzt ſo ſtarkes Feuer nicht,
du ſeng'ſt uns. Guido, laß den Totengräber
das Schaufeln dieſes leeren Grabes enden.
Ich will da nicht beerdigt ſein. Ich brenne,
verbrenne, ſchmelze durch die innre Glut;
kannſt du nichts tun? Gib Waſſer, gib mir Waſſer,
ſonſt noch mehr Gift. — Der Schmerz iſt jetzt vorüber;
wie wunderſam, ich fühle keinen Schmerz.
Der Tod iſt fort, wie bin ich froh darob,
mir ſchien, er wollt' uns trennen. Sag' mir, Guido,
tut es dir leid, daß du mich je geſehn?

Guido.

Was wär' mein Leben ohne dich geweſen!
In dieſer ſtumpfen, leichten Welt ſtarb mancher,
nach ſolchem Augenblick wie dieſem ſpähend,
und fand ihn nicht.

Beatrice.

So tut es dir nicht leid?
Wie ſonderbar!

Guido.

Hab' ich mich, Beatrice,
an Schönheit nicht geweidet? Das genügt
für eines Mannes Leben. Scherzen könnt ich;
bei manchem Feſte war ich trauriger —

doch wer kann traurig sein bei solchem Feste,
wo Tod und Minne unsre Schenken sind?
Wir sind vereint in Lieb' und Tod.

Beatrice.

Ich ward
vor allen Frauen schuldig und dafür
vor allen Fraun bestraft. Was denkst du wohl —
es ist nicht möglich — kann die Liebe Blut
von meinen Händen wischen, Balsam träufeln
in meine Wunden, meine Schrammen heilen
und meine Scharlachsünden schneeweiß waschen?
Gesündigt hab' ich viel.

Guido.

Der sündigt nicht,
der es um Liebe tut.

Beatrice.

Gesündigt hab' ich,
und doch wird mir vielleicht verziehen werden.
Ich habe viel geliebt.

(Sie geben sich jetzt in diesem Akt den ersten Kuß. Plötzlich springt die Herzogin in fürchterlichem Todeskrampfe auf, reißt in der Agonie an ihrem Kleid und sinkt schließlich mit schmerzentstelltem, verzerrtem Gesicht tot in den Stuhl zurück. Guido nimmt den Dolch aus ihrem Gürtel, tötet sich damit, zieht, da er über ihre Knie fällt, an dem Mantel, der über der Lehne des Stuhles hängt, und bedeckt sie damit völlig. Kleine Pause. Dann hört man das Getrampel der Soldaten auf dem Gang, die Tür wird geöffnet, der Oberrichter, der Henker und die Wache treten herein und erblicken die schwarz verhüllte Gestalt und Guido, der quer über ihr liegt. Der Oberrichter stürzt nach vorn und zieht den Mantel von der Herzogin, deren Gesicht jetzt das marmorne Abbild des Friedens ist — ein Zeichen, daß ihr Gott verziehen hat.)

Salome

Tragödie in einem Akt

Überſetzt von Frieda Uhl

Die Aufführung dieſer Überſetzung iſt nur mit Erlaubnis des Verlages geſtattet

Perſonen des Schauſpiels:

Herodes Antipas, Tetrarch von Judäa.
Jochanaan, der Prophet.
Der junge Syrier, Hauptmann der Leibwache.
Tigellinus, ein junger Römer.
Ein Kappadozier.
Ein Nubier.
Erſter Soldat.
Zweiter Soldat.
Der Page der Herodias.
Juden, Nazarener uſw.
Ein Sklave.
Naamann, der Henker.
Herodias, das Weib des Tetrarchen.
Salome, die Tochter der Herodias.
Die Sklavinnen Salomes.

Eine große Terraſſe im Palaſte des Herodes, die an den Bankettſaal ſtößt. Einige Soldaten lehnen ſich über die Bruſtwehr. Rechts eine gewaltige Treppe. Links im Hintergrunde eine alte Ziſterne von einer grünen Bronzemauer umrandet. Der Mond ſcheint ſehr hell.

Der junge Syrier: Wie ſchön iſt heute nacht die Prinzeſſin Salome!

Der Page der Herodias: Sieh die Mondſcheibe an! Wie ſeltſam ſie ausſieht. Wie ein Weib, das dem Grabe entſteigt. Sie iſt wie ein totes Weib. Schier meinte man, ſie ſpähe nach Toten.

Der junge Syrier: Sie ſieht ſeltſam aus. Sie iſt wie eine kleine Prinzeſſin, die einen gelben Schleier trägt und deren Füße ſilbern ſind. Sie iſt wie eine Prinzeſſin mit Füßen wie kleine weiße Tauben. Schier meinte man, ſie tanze.

Der Page der Herodias: Sie iſt wie ein Weib, das tot iſt. Sie gleitet ganz langſam dahin. (Lärm im Feſtſaale.)

Erſter Soldat: Welch Getöſe! Wer ſind die wilden Tiere, die da heulen?

Zweiter Soldat: Die Juden. Sie ſind immer ſo. Sie ſtreiten über ihre Religion.

Erſter Soldat: Warum ſtreiten ſie über ihre Religion?

Zweiter Soldat: Ich weiß es nicht. Das tun ſie immer. Die Phariſäer zum Beiſpiel ſagen, daß es Engel gibt, und die Sadduzäer behaupten, es gebe keine Engel.

Erſter Soldat: Ich finde es lächerlich, über ſolche Dinge zu ſtreiten.

Der junge Syrier: Wie ſchön iſt heute abend die Prinzeſſin Salome!

Der Page der Herodias: Du ſiehſt ſie immer an. Du ſiehſt ſie zu viel an. Es iſt gefährlich, Menſchen ſo anzuſehen. Furchtbares kann geſchehen.

Der junge Syrier: Sie iſt heute abend ſehr ſchön.

Erſter Soldat: Der Tetrarch blickt finſter drein.

Zweiter Soldat: Ja, er blickt finſter drein.

Erſter Soldat: Er blickt auf etwas.

Zweiter Soldat: Er blickt auf jemand.

Erſter Soldat: Auf wen blickt er?

Zweiter Soldat: Ich weiß es nicht.

Der junge Syrier: Wie bleich die Prinzeſſin iſt! Nie habe ich ſie ſo bleich geſehen. Sie iſt wie der Schatten einer weißen Roſe in einem Silberſpiegel.

Der Page der Herodias: Du ſollſt ſie nicht anſehn. Du ſiehſt ſie zu viel an.

Erſter Soldat: Herodias hat dem Tetrarchen den Becher gefüllt.

Der Kappadozier: Iſt das die Königin Herodias, jene, die einen ſchwarzen, perlbeſetzten Kopfputz trägt, und deren Haar mit blauem Staub gepudert iſt?

Erſter Soldat: Ja, das iſt Herodias, des Tetrarchen Weib.

Zweiter Soldat: Der Tetrarch liebt den Wein ſehr. Er hat dreierlei Weine. Den einen ſchafft man von der Inſel Samothrake her; purpurfarben iſt er wie der Mantel Cäſars.

Der Kappadozier: Ich habe Cäſar nie geſehen.

Zweiter Soldat: Der andere kommt von einer Stadt, Cypern genannt, und iſt gelb wie Gold.

Der Kappadozier: Ich liebe das Gold ſehr.

Zweiter Soldat: Und der dritte iſt Wein aus Sizilien. Dieſer Wein iſt rot wie Blut.

Der Nubier: Die Götter meines Landes lieben das Blut gar ſehr. Zu zweien Malen im Jahre opfern wir ihnen Jünglinge und Jungfrauen. Fünfzig Jünglinge und hundert Jungfrauen. Doch geben wir ihnen, fürchte ich, nie genug, denn ſie ſind ſehr hart gegen uns.

Der Kappadozier: In meinem Lande gibt es keine Götter mehr. Die Römer haben sie vertrieben. Wohl sagen manche, sie hätten sich in die Berge geflüchtet, aber ich glaube es nicht. Drei Nächte bin ich in den Bergen gewesen und habe sie gesucht allerorten. Ich fand sie nicht. Und endlich schrie ich ihren Namen, doch sie kamen nicht. Ich glaube, sie sind tot.

Erster Soldat: Die Juden beten zu einem Gott, den man nicht sehen kann.

Der Kappadozier: Das kann ich nicht verstehen.

Erster Soldat: Sie glauben nur an Dinge, die man nicht sehen kann.

Der Kappadozier: Ich finde das höchst lächerlich.

Die Stimme des Jochanaan: Nach mir wird einer kommen, der stärker ist als ich. Ich bin nicht würdig, auch nur seiner Schuhe Riemen zu lösen. Wenn er kommt, werden die Wüsteneien frohlocken. Sie werden Blüten tragen wie die Rosen. Die Augen der Blinden werden den Tag erschauen, und die Ohren der Tauben werden geöffnet werden. Der Säugling wird seine Hand in die Höhle des Drachen strecken, er wird die Löwen an ihrer Mähne führen.

Zweiter Soldat: Heiß' ihn schweigen! Er faselt stets Albernheiten!

Erster Soldat: Nein, nein. Er ist ein heiliger Mann. Er ist auch sehr sanft. Alltäglich, wenn ich ihm zu essen gebe, dankt er mir.

Der Kappadozier: Wer ist er?

Erster Soldat: Ein Prophet!

Der Kappadozier: Wie ist sein Name?

Erster Soldat: Jochanaan.

Der Kappadozier: Von wannen kommt er?

Erſter Soldat: Aus der Wüſte, wo er ſich von Heuſchrecken und wildem Honig nährte. Er trug ein Kleid von Kamelhaaren und um die Lenden einen ledernen Gurt. Er war furchtbar anzuſehen. Eine große Schar pflegte ihm zu folgen. Er hatte ſelbſt Jünger.

Der Kappadozier: Wovon redet er?

Erſter Soldat: Wir vermögen es nie zu deuten. Manchmal ſpricht er Dinge, die einen ängſtigen, aber es iſt unmöglich, das, was er ſagt, zu deuten.

Der Kappadozier: Kann man ihn ſehen?

Erſter Soldat: Nein. Der Tetrarch hat es verboten.

Der junge Syrier: Die Prinzeſſin hat das Antlitz hinter ihrem Fächer verſteckt! Ihre kleinen weißen Hände flattern wie Tauben, die ihrem Taubenſchlag zufliegen. Sie ſind wie weiße Schmetterlinge. Sie ſind ganz ſo wie weiße Schmetterlinge.

Der Page der Herodias: Was kümmert's dich? Warum ſiehſt du ſie an? Du darfſt ſie nicht anſehen .... Furchtbares kann geſchehen.

Der Kappadozier (auf die Ziſterne deutend): Welch ſeltſames Gefängnis!

Zweiter Soldat: Es iſt eine alte Ziſterne.

Der Kappadozier: Eine alte Ziſterne! Das muß eine ungeſunde Wohnſtatt ſein!

Zweiter Soldat: O nein! Des Tetrarchen Bruder zum Beiſpiel, ſein älterer Bruder, der erſte Gemahl der Herodias, lag zwölf Jahre darin gefangen. Es hat ihm nicht den Garaus gemacht. Nach Ablauf der zwölf Jahre mußte man ihn erdroſſeln!

Der Kappadozier: Erdroſſeln? Wer wagte das?

Zweiter Soldat (auf den Henker, einen rieſenhaften Neger, weiſend): Jener Mann dort, Naaman.

Der Kappadozier: Der fürchtete ſich nicht?

Zweiter Soldat: O nein! Der Tetrarch ſandte ihm den Ring.

Der Kappadozier: Welchen Ring?

Zweiter Soldat: Den Todesring. Drum fürchtete er ſich nicht.

Der Kappadozier: Und dennoch iſt es etwas Grauenhaftes, einen König zu erdroſſeln.

Erſter Soldat: Warum? Könige haben nur einen Hals wie andere Leute.

Der Kappadozier: Mir ſcheint es grauenhaft.

Der junge Syrier: Die Prinzeſſin ſteht auf! Sie verläßt die Tafel! Sie ſieht ſehr zornig aus. Ah! ſie kommt her. Ja, ſie kommt auf uns zu. Wie bleich ſie iſt! Nie habe ich ſie ſo bleich geſehen.

Der Page der Herodias: Ich bitte dich, ſieh ſie nicht an.

Der junge Syrier: Sie iſt wie eine Taube, die ſich verirrt ... Sie iſt wie eine Narziſſe, die im Winde zittert ... Sie iſt wie eine ſilberweiße Blume.

(Salome tritt ein.)

Salome: Ich will nicht bleiben. Ich kann nicht bleiben. Warum blickt der Tetrarch mich unaufhörlich an mit ſeinen Maulwurfsaugen unter den zitternden Lidern? Es iſt ſeltſam, daß der Ehemann meiner Mutter mich ſo anblickt. Ich weiß nicht, was es heißen ſoll. In Wahrheit: Ich weiß es nur allzu gut.

Der junge Syrier: Ihr habt das Feſt verlaſſen, Prinzeſſin?

Salome: Wie ſüß die Luft hier iſt! Hier kann ich atmen! Drinnen ſind Juden aus Jeruſalem, die einander ob ihrer albernen Gebräuche in Stücke reißen, und Barbaren, die trinken und trinken und ihren Wein über den Eſtrich ſchütten, und Griechen aus Smyrna, mit bemalten Augen und geſchminkten Backen und gekräuſel-

tem, ſpiralförmig geringeltem Haar — und ſchweigſame, argliſtige Ägypter, mit langen Nägeln wie Achat und roſtfarbigen Mänteln, und rohe, ſchwerfällige Römer mit ihrer ungeſchlachten Sprache. Oh, wie haſſe ich dieſe Römer! Sie ſind niedrig, gemein und geben ſich das Gepräge von großen Herren.

Der junge Syrier: Wollt Ihr Euch ſetzen, Prinzeſſin?

Der Page der Herodias: Warum ſprichſt du zu ihr? Oh! Es wird Furchtbares geſchehen! Warum ſiehſt du ſie an?

Salome: Wie wohlig iſt es, in die Mondhelle zu ſchaun! Sie iſt wie eine kleine Silbermünze, eine kleine Silberblume. Sie iſt kalt und keuſch. Ich fühle, daß ſie eine Jungfrau iſt. Ja, ſie iſt eine Jungfrau. Sie hat ſich nie befleckt. Sie hat ſich niemals den Männern hingegeben, wie die andern Göttinnen.

Die Stimme des Jochanaan: Sieh! Der Herr iſt gekommen. Des Menſchen Sohn iſt nahe. Die Zentauren haben ſich in die Flüſſe verkrochen, und die Nymphen haben die Flüſſe verlaſſen und liegen unter dem Laube des Waldes.

Salome: Wer war es, der da rief?

Zweiter Soldat: Der Prophet, Prinzeſſin.

Salome: Ah! Der Prophet. Der, vor dem der Tetrarch zittert?

Zweiter Soldat: Wir wiſſen nichts davon, Prinzeſſin. Es war der Prophet Jochanaan, der rief.

Der junge Syrier: Iſt es Euer Wunſch, daß ich Euere Sänfte bringen heiße, Prinzeſſin? Die Nacht iſt ſchön im Garten.

Salome: Er ſpricht Abſcheuliches über meine Mutter, nicht wahr?

Zweiter Soldat: Wir verſtehen niemals, was er ſpricht, Prinzeſſin.

Salome: Ja, er ſpricht Abſcheuliches über ſie.

(Ein Sklave tritt ein.)

Der Sklave: Prinzeſſin, der Tetrarch bittet Euch, zum Gelage zurückzukehren.

Der junge Syrier: Vergebt, Prinzeſſin, doch es könnte ein Unheil geſchehen, wenn Ihr nicht zurückkehrt.

Salome: Iſt er ein alter Mann, dieſer Prophet?

Der junge Syrier: Prinzeſſin, es wäre beſſer, Ihr ginget zurück. Erlaubt mir, Euch zu führen.

Salome: Dieſer Prophet ... iſt er ein alter Mann?

Erſter Soldat: Nein, Prinzeſſin, er iſt ganz jung.

Zweiter Soldat: Man weiß das nicht gewiß. Einige ſagen, er ſei Elias.

Salome: Wer iſt Elias?

Zweiter Soldat: Ein Prophet dieſes Landes aus lang verſchollener Zeit, Prinzeſſin.

Der Sklave: Welche Antwort darf ich dem Tetrarchen von der Prinzeſſin bringen?

Die Stimme des Jochanaan: Frohlocke nicht, du Land Paläſtina, weil der Stab deſſen, der dich ſchlug, gebrochen iſt. Denn aus dem Samen der Schlange wird ein Baſilisk erſtehen, und was er gebiert, wird die Vögel verſchlingen.

Salome: Welche ſeltſame Stimme! Ich möchte mit ihm ſprechen.

Erſter Soldat: Es iſt unmöglich, Prinzeſſin.

Salome: Ich will mit ihm ſprechen.

Der junge Syrier: Wär es nicht beſſer, Ihr kehrtet zum Mahl zurück?

Salome: Schafft dieſen Propheten herfür!

(Der Sklave geht ab.)

Erſter Soldat: Wir wagen es nicht, Prinzeſſin.

Salome (tritt an die Ziſterne heran und blickt hinab): Wie ſchwarz es da drunten iſt! Fürchterlich muß es in einem ſo ſchwarzen Loche ſein! Es iſt wie ein Grab ... (Zu den Soldaten): Habt ihr mich nicht gehört? Bringt den Propheten herfür! Ich will ihn ſehen.

Zweiter Soldat: Prinzeſſin, ich bitte Euch, verlangt das von uns nicht.

Salome: Laßt ihr mich warten, bis es euch behagt?

Erſter Soldat: Prinzeſſin, unſer Leben iſt Euer, doch was Ihr von uns begehrt, können wir nicht tun. Und wahrlich, Ihr ſolltet dies von uns nicht verlangen.

Salome (den jungen Syrier anblickend): Ah!

Der Page der Herodias: Oh, was wird geſchehen? Ich fühle, daß Furchtbares geſchehen wird.

Salome (tritt auf den jungen Syrier zu): Du wirſt das für mich tun, nicht wahr, Narraboth? Du wirſt es für mich tun. Nur anſehen möchte ich ihn mir, dieſen ſeltſamen Propheten. Die Leute haben ſo viel von ihm geredet. Ich habe den Tetrarchen oft von ihm reden gehört. Ich glaube, der Tetrarch fürchtet ſich vor ihm. Fürchteſt du dich auch vor ihm, Narraboth?

Der junge Syrier: Ich fürchte mich nicht vor ihm, Prinzeſſin, ich fürchte mich vor keinem. Doch hat der Tetrarch ausdrücklich verboten, daß irgendwer den Deckel von dieſem Brunnen rühre.

Salome: Du wirſt es für mich tun, Narraboth! Und ich will morgen, wenn ich in meiner Sänfte durch den Torweg der Götzenbildhändler komme, für dich eine kleine Blume fallen laſſen, eine kleine, grüne Blume.

Der junge Syrier: Ich kann nicht, Prinzeſſin, ich kann nicht!

Salome (lächelnd): Narraboth, du wirſt es tun für mich, du weißt, daß du es für mich tun wirſt. Und morgen

früh, wenn ich in meiner Sänfte vorbeiziehe an der Brücke der Götzenbilderkäufer, werde ich dir unter meinen Schleiern von Musſelin hervor einen Blick zuwerfen; ich werde dich anſehen, Narraboth, vielleicht lächle ich dir gar zu. Sieh mich an, Narraboth, ſieh mich an. Ach! du weißt, daß du tun wirſt, was ich von dir erbitte. Du weißt es ... Ich weiß, daß du es tun wirſt.

Der junge Syrier (winkt dem dritten Soldaten): Schaff' den Propheten herfür ... die Prinzeſſin Salome wünſcht, ihn zu ſehen.

Salome: Ah!

Der Page der Herodias: Oh! Wie ſeltſam die Mondſcheibe ausſieht. Wie die Hand eines ſterbenden Weibes, die das Totenlaken über ſich zu ziehen ſucht.

Der junge Syrier: Sie ſieht ſeltſam aus! Sie iſt wie eine kleine Prinzeſſin, deren Augen wie Bernſtein ſind. Zwiſchen den Wolken von Musſelin hervor lächelt ſie wie eine kleine Prinzeſſin.

(Der Prophet kommt aus der Ziſterne. Salome ſieht ihn an und weicht langſam zurück.)

Jochanaan: Wo iſt er, deſſen Sündenbecher ſchon voll iſt? Wo iſt er, der in einem ſilbernen Gewande eines Tages ſterben wird im Angeſichte alles Volkes? Heißet ihn kommen, auf daß er die Stimme deſſen höre, der in den Wüſten und in den Häuſern der Könige gerufen hat.

Salome: Von wem ſpricht er?

Der junge Syrier: Keiner weiß es zu ſagen, Prinzeſſin.

Jochanaan: Wo iſt ſie, deren unzüchtiger Blick die gemalten Männer an den Wänden ſuchte, ja die buntgemalten Bildniſſe der Chaldäer, und ſich der Luſt ihrer Augen hingab, und Boten ins Land der Chaldäer ſandte?

Salome: Von meiner Mutter ſpricht er.

Der junge Syrier: Nein, nein, Prinzeſſin!

Salome: Ja, er spricht von meiner Mutter.

Jochanaan: Wo ist sie, die sich den Hauptleuten Assyriens gab, die Wehrgehänge um die Lenden und buntfarbene Kronen auf den Häuptern tragen? Wo ist sie, die sich den Jünglingen der Ägypter gegeben hat, die in feinem Leinen und Hyazinthgestein prunken, Schilde von Gold, Helme von Silber und Leiber wie Riesen haben? Gehet, heißet sie sich erheben von dem Bette ihrer Greuel, erheben von dem Bette ihrer Blutschande, auf daß sie die Worte dessen vernehme, der da bereitet die Wege des Herrn, und auf daß sie ihre Missetaten bereue. Wenngleich sie nicht bereuen, sondern verstockt in ihren Sündengreueln verharren wird: Gehet, heißet sie zur Stelle kommen; denn der Herr hat die Geißel in Seiner Hand.

Salome: Ah — wie furchtbar er ist, wie furchtbar!

Der junge Syrier: Bleibt nicht, Prinzessin. Ich beschwöre Euch.

Salome: Das Furchtbarste von allem sind seine Augen. Sie gleichen schwarzen, von Fackeln in einen Tyrerteppich gebrannten Löchern. Sie sind wie die schwarzen Höhlen Ägyptens, darin die Drachen nisten. Sie sind wie schwarze Seen, vom irren Mondlicht aufgeschreckt ... glaubt ihr, daß er noch sprechen wird?

Der junge Syrier: Bleibt nicht hier, Prinzessin. Ich bitte Euch, bleibt nicht hier.

Salome: Wie entfleischt er ist! Er ist wie eine dünne Bildsäule aus Elfenbein. Er ist wie ein Bildnis aus Silber. Ich bin sicher, daß er keusch ist wie der Mond. Er ist wie ein Mondenstrahl, wie ein Schaft aus Silber. Sein Fleisch muß sehr kühl sein, kühl wie Elfenbein. Ich will ihn näher sehen.

Der junge Syrier: Nein, nein, Prinzessin!

Salome: Ich muß ihn näher sehen.

Der junge Syrier: Prinzessin! Prinzessin!

Jochanaan: Wer ist dies Weib, das mich anstarrt? Ich will nicht, daß sie mich anstarre. Warum starrt sie mich an mit ihren Goldaugen unter den gleißenden Lidern? Ich weiß nicht, wer sie ist. Ich trage kein Begehr, zu wissen, wer sie ist. Heißet sie gehen. Nicht zu ihr will ich sprechen.

Salome: Ich bin Salome, die Tochter der Herodias, Prinzessin von Judäa.

Jochanaan: Zurück, Tochter Babylons! Nahe nicht dem Erwählten des Herrn! Deine Mutter hat die Erde getränkt mit dem Weine ihrer Missetaten, und der Schrei ihrer Sünden ist zu Gottes Ohr gedrungen.

Salome: Sprich mehr, Jochanaan. Deine Stimme macht mich trunken.

Der junge Syrier! Prinzessin! Prinzessin! Prinzessin!

Salome: Sprich mehr! Sprich mehr, Jochanaan, und sag' mir, was ich tun soll.

Jochanaan: Tochter Sodoms, komme mir nicht nahe! Sondern bedecke mit einem Schleier dein Angesicht und streue Asche auf dein Haupt, und hebe dich in die Wüste und suche dort des Menschen Sohn.

Salome: Wer ist das, des Menschen Sohn? Ist er so schön wie du, Jochanaan?

Jochanaan: Weiche von mir! Ich höre im Palast die rauschenden Schwingen des Todesengels.

Der junge Syrier: Prinzessin, ich flehe: geht hinein!

Jochanaan: Engel des Herrn und Gottes, was tust du hier mit deinem Schwert? Wen suchest du in diesem Palast? Der Tag dessen, der da sterben soll im silbernen Gewande, ist noch nicht angebrochen.

Salome: Jochanaan!

Jochanaan: Wer spricht?

Salome: Ich bin verliebt in deinen Leib, Jochanaan! Dein Leib ist weiß, wie die Lilien auf dem Felde, das noch nie ein Mäher mähte. Dein Leib ist weiß wie der Schnee, der auf den Bergen von Judäa liegt und herunter in die Täler rinnt. Die Rosen im Garten der Königin von Arabien sind nicht so weiß wie dein Leib. Weder die Rosen im Garten der Königin von Arabien, noch die Füße der Dämmerung, wenn sie über die Blätter gleitet, noch Lunas Brüste, wenn sie an der Brust des Meeres ruhn ... Nichts auf Erden ist so weiß wie dein Leib. Laß mich deinen Leib anfühlen.

Jochanaan: Zurück! Tochter Babylons! Durch das Weib kam die Sünde in die Welt. Sprich nicht zu mir! Ich will dich nicht anhören. Ich höre nur auf die Stimme des Herrn, meines Gottes.

Salome: Dein Leib ist abscheulich. Er ist wie der Leib eines Aussätzigen. Er ist wie eine getünchte Wand, worauf Nattern gekrochen, wie eine getünchte Mauer, in der Skorpionen ihr Nest gemacht. Er ist wie ein übertünchtes Grab, voll Scheußlichkeiten. Er ist grauenvoll, dein Leib ist grauenvoll. Nur in dein Haar bin ich verliebt, Jochanaan. Dein Haar ist wie schwere Bündel Trauben, wie die Bündel schwarzer Trauben, die an den Weinstöcken Edoms hängen, im Lande der Edomiter. Dein Haar ist wie die Zedern des Libanon, wie die hohen Zedern des Libanon, die ihren Schatten den Löwen und den Räubern leihen, die sich tags verstecken wollen. Die langen schwarzen Nächte, wenn der Mond sein Angesicht verbirgt, wenn den Sternen banget, sind nicht so schwarz wie dein Haar. Das Schweigen, das im Walde wohnt, ist nicht so schwarz. Nichts auf dem Erdenrunde ist so schwarz wie dein Haar ... Laß mich dein Haar anfühlen!

Jochanaan: Zurück, Tochter Sodoms! Rühre mich nicht an. Entweihe nicht den Tempel Gottes, des Herrn.

Salome: Dein Haar ist abscheulich, es starrt von Schlamm und Staub. Es ist wie eine Dornenkrone, die man dir auf die Stirn gesetzt hat. Es ist wie ein Schlangenknäuel um deinen Hals geschlungen. Ich liebe nicht dein Haar ... deinen Mund begehre ich, Jochanaan. Dein Mund ist wie ein Scharlachstreif an einem Turm von Elfenbein. Er ist wie ein Granatapfel, von einem Elfenbeinmesser zerteilt. Die Granatapfelblüten, die in den Gärten von Tyrus blühen und roter als Rosen sind, sind nicht so rot. Die roten Fanfaren der Trompeten, die nahende Könige künden und den Feind erzittern machen, sind nicht so rot. Dein Mund ist röter als die Füße der Männer, die den Wein in der Kelter stampfen. Er ist röter als die Füße der Tauben, die in den Tempeln nisten und von den Priestern gefüttert werden. Er ist röter als die Füße dessen, der aus dem Walde kommt, allwo er einen Löwen erschlagen und goldfarbige Tiger gesehn hat. Dein Mund ist wie ein Korallenzweig, den Fischer im Dämmerschein der See gefunden haben, wie die Koralle, die sie für Könige bewahren! ... Er ist wie der Purpur, den die Moabiter in den Minen von Moab finden, der Purpur, den die Könige von ihnen haben. Er ist wie der Bogen des Perserkönigs, der mit Purpur bemalt und mit Korallen verziert ist. Nichts auf dem Erdenrunde ist so rot wie dein Mund ... Laß mich ihn küssen, deinen Mund.

Jochanaan: Niemals, Tochter Babylons! Tochter Sodoms! Niemals.

Salome: Ich will deinen Mund küssen, Jochanaan. Ich will deinen Mund küssen.

Der junge Syrier: Prinzeſſin! Prinzeſſin, die wie ein Garten von Myrrhen iſt, du, die Taube unter den Tauben, ſieh dieſen Mann nicht an, ſieh ihn nicht an! Sprich nicht ſolche Worte zu ihm. Ich kann es nicht ertragen ... Prinzeſſin, ſprich nicht ſo.

Salome: Ich will deinen Mund küſſen, Jochanaan.

Der junge Syrier: Ah! (Er tötet ſich und fällt zwiſchen Salome und Jochanaan.)

Der Page der Herodias: Der junge Syrier hat ſich getötet. Der junge Hauptmann hat ſich getötet! Er, der mein Freund war, hat ſich getötet! Ich gab ihm eine kleine Büchſe voll Wohlgerüchen und ſilbergeſchmiedete Ohrgehänge, und nun hat er ſich getötet! Ach! Sagte er nicht, daß ein Unheil geſchehen würde? Auch ich ſagte es, und es iſt geſchehen. Wohl wußte ich, daß die Mondſcheibe nach einem Leichnam ſpähe — aber ich wußte nicht, daß er es war, den ſie geſucht. Ah! Warum hab' ich ihn vor der Mondſcheibe nicht verborgen? Hätte ich ihn in einer Höhle verborgen, dann hätte ſie ihn nicht geſehen.

Erſter Soldat: Prinzeſſin, der junge Hauptmann hat ſich eben getötet.

Salome: Laß mich deinen Mund küſſen, Jochanaan!

Jochanaan: Bangt dir nicht, Tochter der Herodias? Sagte ich dir nicht, daß ich das Schwingenrauſchen des Todesengels im Palaſte vernommen, und iſt er nicht gekommen, der Engel des Todes?

Salome: Laß mich deinen Mund küſſen!

Jochanaan: Du, im Ehebruch Gezeugte, nur Einer iſt, der dich zu retten vermag. Er iſt es, von dem ich ſprach. Gehe hin und ſuche ihn. Er fährt in einem Nachen auf dem See von Galiläa, und er ſpricht zu ſeinen Jüngern. Knie nieder am Ufer des Sees und rufe ſeinen Namen

an. Wenn er zu dir kommt (und er kommt zu allen, ſo ihn anrufen), dann kauere dich zu ſeinen Füßen und erflehe von ihm Vergebung deiner Sünden.

Salome: Laß mich deinen Mund küſſen.

Jochanaan: Sei verflucht! Tochter einer blutſchänderiſchen Mutter, ſei verflucht!

Salome: Ich will deinen Mund küſſen, Jochanaan.

Jochanaan: Ich will dich nicht anſehen, du biſt verflucht, Salome, du biſt verflucht. (Er ſteigt in die Ziſterne hinab.)

Salome: Ich will deinen Mund küſſen, Jochanaan; küſſen will ich deinen Mund!

Erſter Soldat: Wir müſſen den Leichnam fortſchaffen. Der Tetrarch mag keine Leichen ſehen, außer den Leichen jener, die er ſelbſt gemordet hat.

Der Page der Herodias: Er war mein Bruder und mir näher als mein Bruder. Ich gab ihm eine kleine Büchſe voll Wohlgerüchen und einen Ring von Achat, den er ſtets am Finger trug. Abends wandelten wir immer den Fluß entlang und unter den Mandelbäumen, und er erzählte mir dann von ſeiner Heimat. Er ſprach immer ſehr leiſe. Der Klang ſeiner Stimme war wie der Klang der Flöte, die einer ſpielet. Er liebte es, ſich im Fluſſe zu ſpiegeln. Oft habe ich ihn darob geſcholten.

Zweiter Soldat: Ihr habt recht; wir müſſen den Leichnam verſtecken. Der Tetrarch darf ihn nicht ſehen.

Erſter Soldat: Der Tetrarch kommt nicht hierher. Er kommt nie auf die Terraſſe. Er hat zu viel Angſt vor dem Propheten.

(Herodes, Herodias und der ganze Hofſtaat treten ein.)

Herodes: Wo iſt Salome? Wo iſt die Prinzeſſin? Warum kehrt ſie nicht, wie ich befahl, zum Gelage zurück? Oh! Da iſt ſie!

Herodias: Du sollst sie nicht ansehen! Du siehst sie immer an.

Herodes: Luna sieht seltsam aus heut' nacht. Sieht sie nicht seltsam aus? Sie ist wie ein tolles Weib, ein tolles Weib, das überall nach Buhlen sucht. Und nackt ist sie. Sie ist ganz nackt. Die Wolken versuchen, ihre Nacktheit zu bedecken, aber sie läßt sie nicht. Nackend gibt sie sich am Himmelszelte preis. Sie taumelt durch die Wolken wie ein trunkenes Weib ... Ich weiß es gewiß, sie späht nach Buhlen. Taumelt sie nicht wie ein trunkenes Weib? Sie ist wie ein tolles Weib! Nicht?

Herodias: Nein. Der Mond ist wie der Mond. Das ist alles. Gehn wir hinein, du hast hier nichts zu suchen.

Herodes: Ich will hier bleiben! Manasse, breite hier Teppiche aus! Steckt Fackeln an. Bringt den Elfenbeintisch heraus und die Tische von Jaspis. Die Luft hier ist süß. Ich will noch Wein mit meinen Gästen trinken. Wir wollen den Gesandten Cäsars jedwede Ehre erweisen.

Herodias: Nicht um ihretwillen willst du bleiben.

Herodes: Doch. Die Luft hier ist sehr süß. Komm, Herodias, unsre Gäste warten. Ah! Ich bin ausgeglitten! Ich bin in Blut geglitten! Das ist ein übles Wahrzeichen. Wie kommt Blut hierher? ... Und diese Leiche, was soll diese Leiche hier? Meint ihr, ich sei wie der König der Ägypter, der seinen Gästen kein Gelage gibt, ohne ihnen einen Leichnam vorzuweisen? Wer ist es? Ich will ihn nicht sehen.

Erster Soldat: Es ist unser Hauptmann, Herr. Es ist der junge Syrier, den Ihr erst vor drei Tagen zum Hauptmanne der Leibwache ernannt habt.

Herodes: Ich erteilte nicht Befehl, daß er getötet werde.

Zweiter Soldat: Er hat sich selbst getötet, Herr.

Herodes: Aus welchem Grund? Ich hatte ihn zum Hauptmann meiner Leibwache ernannt.

Zweiter Soldat: Wir wiſſen es nicht, Herr. Doch hat er ſich mit eigener Hand getötet.

Herodes: Das dünkt mich ſeltſam. Ich hätte gedacht, nur römiſche Philoſophen töteten ſich ſelbſt. Es iſt doch wahr, Tigellinus, daß die Philoſophen in Rom ſich ſelbſt töten?

Tigellinus: Es gibt ſolche, die ſich ſelbſt den Tod geben, Herr. Es ſind die Stoiker. Die Stoiker ſind Menſchen ohne Kultur. Sie ſind alberne Toren. Ich zumindeſt finde ſie grenzenlos albern.

Herodes: Auch ich. Sich ſelbſt zu töten, iſt albern.

Tigellinus: In Rom lacht alle Welt über ſie. Der Kaiſer hat eine Satire gegen ſie geſchrieben. Man rezitiert ſie allenthalben.

Herodes: Ah! Er hat eine Satire gegen ſie geſchrieben? Cäſar iſt bewunderungswürdig. Er kann alles ... Es iſt ſeltſam, daß der junge Syrier ſich getötet hat. Es tut mir leid. Ja, es tut mir ſehr leid, denn er war ſchön. Ja, er war ſogar ſehr ſchön. Er trug Sehnſucht im Blicke. Ich erinnere mich, ich ſah ihn ſehnend auf Salome ſchaun. Wahrhaftig, ich fand, er ſchaute zu viel nach ihr.

Herodias: Es gibt noch andre, die zu viel nach ihr ſchauen.

Herodes: Sein Vater war ein König. Ich vertrieb ihn aus ſeinem Königreich. Und ſeine Mutter, die eine Königin war, machteſt du zu deiner Sklavin — Herodias. So war er hier gleichſam mein Gaſt, und darum ernannte ich ihn zu meinem Hauptmann. Es tut mir leid, daß er tot iſt. He! Warum habt ihr den Leichnam hier gelaſſen? Ich will ihn nicht ſehen — fort mit ihm. (Sie tragen den Leichnam weg.) Es iſt kalt hier. Es weht ein Wind. Weht nicht ein Wind?

Herodias: Nein; es weht kein Wind.

Herodes: Ich ſage euch, es weht ein Wind ... Und ich höre etwas in der Luft, das iſt wie Fittichſchlag, wie der Schlag gewaltiger Fittiche. Hört ihr es nicht?

Herodias: Ich höre nichts.

Herodes: Ich höre es jetzt nicht mehr. Aber ich habe es gehört. Es war das Wehen des Windes. Es iſt vorbei. Doch nein; ich hör' es wieder. Hört ihr es nicht? Wie Fittichrauſchen iſt's.

Herodias: Ich ſage dir, es iſt nichts. Du biſt krank. Gehen wir hinein.

Herodes: Ich bin nicht krank. Aber deine Tochter iſt krank zum Sterben. Nie habe ich ſie ſo bleich geſehn.

Herodias: Ich habe dir geſagt, ſieh ſie nicht an.

Herodes: Schenket mir Wein ein! (Es wird Wein gebracht.) Salome, komm, trink einen Tropfen Wein mit mir. Ich habe hier einen köſtlichen Wein. Cäſar ſelbſt hat ihn mir geſchickt. Tauch deine kleinen, roten Lippen hinein, auf daß ich den Becher leere.

Salome: Mich dürſtet nicht, Tetrarch.

Herodes: Hörſt du, wie ſie mir Rede gibt, deine Tochter?

Herodias: Sie tut recht. Warum ſchauſt du ſie immer an?

Herodes: Bringt reife Früchte. (Früchte werden gebracht.) Salome, komm, iß mit mir von dieſen Früchten. Ich ſehe ſo gern in einer Frucht den Abdruck deiner kleinen Zähne. Beiß nur ein wenig von dieſer Frucht hier ab, auf daß ich eſſe, was bleibt.

Salome: Mich hungert nicht, Tetrarch.

Herodes (zu Herodias): Du ſiehſt, wie du deine Tochter erzogen haſt.

Herodias: Meine Tochter und ich ſtammen aus königlichem Geſchlecht. Doch du — ein Treiber von Kamelen war dein Vater! Ein Dieb war er und Räuber.

Herodes: Du lügſt!

Herodias: Du weißt wohl, daß es wahr iſt.

Herodes: Salome, komm, ſetz' dich zu mir. Ich will dir den Thron deiner Mutter geben.

Salome: Ich bin nicht müde, Tetrarch.

Herodias: Du ſiehſt, welche Achtung ſie dir zollt.

Herodes: Bringt — was will ich denn nur? Ich vergeſſe... Ah! Ich entſinne mich...

Die Stimme des Jochanaan: Siehe, die Zeit hat ſich erfüllet. Geſchehen iſt, was ich euch geſagt. Der Tag, von dem ich geſprochen, iſt herangekommen.

Herodias: Heiß' ihn ſchweigen! Ich will dieſe Stimme nicht hören. Dieſer Menſch häuft unabläſſig Schimpf auf mich.

Herodes: Er hat nichts wider dich geſagt. Auch iſt er ein gewaltiger Prophet.

Herodias: Ich glaube nicht an Propheten. Kann jemand vorherſagen, was geſchehn wird? Niemand weiß das. Auch beſchimpft er mich ohne Unterlaß. Doch dünkt mich, daß du dich vor ihm fürchteſt... Ich weiß wohl, daß du dich vor ihm fürchteſt.

Herodes: Ich fürchte mich nicht vor ihm. Ich fürchte mich vor niemand.

Herodias: Ich ſage dir, du fürchteſt dich vor ihm: Wenn du dich nicht vor ihm fürchteſt, warum lieferſt du ihn dann nicht den Juden aus, die ihn ſeit vollen ſechs Monden von dir fordern?

Ein Jude: Wahrhaftig, Herr, es wäre beſſer, Ihr gäbet ihn in unſere Hand!

Herodes: Genug hiervon. Ich habe euch meine Antwort ſchon erteilt. Ich liefere ihn euch nicht aus. Er iſt ein heiliger Mann. Er iſt ein Mann, der Gott geſchaut hat.

Ein Jude: Das kann nicht sein. Kein Sterblicher seit dem Propheten Elias hat Gott geschaut. Er ist der letzte gewesen, der Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut. In unsern Tagen zeigt Gott sich nicht, Gott verbirgt sich. Darum ist große Trauer über das Land gekommen.

Ein andrer Jude: In Wahrheit weiß niemand, ob Elias, der Prophet, auch wirklich Gott geschaut hat. Vielleicht war es nur der Schatten Gottes, den er sah.

Ein dritter Jude: Gott ist zu keiner Zeit verborgen. Er offenbaret sich zu allen Zeiten und an allen Orten. Gott ist im Bösen so, wie er im Guten ist.

Ein vierter Jude: Du solltest das nicht sagen. Es ist eine sehr gefährliche Lehre. Es ist eine Lehre, die aus Alexandria stammt, wo man die Philosophie der Griechen lehrt. Und die Griechen sind Heiden. Sie sind nicht einmal beschnitten.

Ein fünfter Jude: Niemand kann das Wirken Gottes erkennen. Seine Wege sind ganz dunkel. Vielleicht sind die Dinge, die wir „böse" nennen, gut, und die Dinge, die wir „gut" nennen, böse. Man kann nichts wissen. Wir können nur unsre Häupter seinem Willen beugen, denn Gott ist sehr stark. Starke wie Schwache zerbricht er in Stücke, denn sie gelten ihm alle gleich.

Erster Jude: Es ist, wie du sagst. Wahrlich, Gott ist furchtbar; Starke wie Schwache bricht er in Stücke, gleich wie man im Mörser Körner zerstampft. Jener Mensch dort aber hat Gott nicht geschaut. Keiner seit dem Propheten Elias hat je Gott geschaut.

Herodias: Heiß' sie schweigen. Sie langweilen mich.

Herodes: Doch hab' ich sagen hören, Jochanaan sei in Wahrheit euer Prophet Elias.

Der Jude: Das kann nicht sein. Seit den Tagen des Propheten Elias sind mehr als dreihundert Jahre entschwunden.

Herodes: Es gibt Leute, die da ſagen, dieſer Mann ſei der Prophet Elias.

Ein Nazarener: Ich weiß es gewiß. Er iſt Elias, der Prophet.

Der Jude: Nicht doch, er iſt nicht der Prophet Elias.

Die Stimme des Jochanaan: Siehe, der Tag bricht heran, der Tag des Herrn, und ich höre auf den Bergen das Schreiten deſſen, der der Erlöſer der Welt ſein wird.

Herodes: Was heißt das: der Erlöſer der Welt?

Tigellinus: Es iſt ein Titel, den ſich Cäſar beilegt.

Herodes: Aber Cäſar kommt nicht nach Judäa. Ich empfing geſtern erſt Briefe aus Rom. Sie enthielten nichts davon. Und du, Tigellinus, der den Winter über in Rom geweſen, du hörteſt nichts hiervon, nicht wahr?

Tigellinus: Herr, ich habe nichts hiervon gehört. Ich habe nur den Titel erklärt, es iſt einer von Cäſars Titeln.

Herodes: Aber Cäſar kann nicht kommen, er iſt gichtbrüchig. Man erzählt, ſeine Füße ſeien wie die Füße eines Elefanten. Auch Staatsgründe ſind dawider. Wer Rom verläßt, verliert Rom. Er kommt nicht. Indeſſen, Cäſar iſt der Herr, er wird kommen, wenn es ihm beliebt. Aber ich glaube nicht, daß er kommen wird.

Erſter Nazarener: Nicht von Cäſar hat der Prophet geſprochen, Herr.

Herodes: Wie? — Nicht von Cäſar?

Erſter Nazarener: Nein, Herr.

Herodes: Von wem denn ſprach er ſonſt?

Erſter Nazarener: Vom Meſſias, der gekommen iſt.

Ein Jude: Der Meſſias iſt nicht gekommen.

Erſter Nazarener: Er iſt gekommen und wirkt allenthalben Wunder.

Herodias: Haha! Wunder! Ich glaube nicht an Wunder. Ich habe ihrer zu viel geſehen. (Zum Pagen): Meinen Fächer.

Erſter Nazarener: Dieſer Mann wirkt in Wahrheit Wunder. So hat er in einer kleinen Stadt in Galiläa, einem bekannten Städtchen, als da Hochzeit war, Waſſer in Wein verwandelt. Solche, die zugegen waren, haben es mir erzählt. Auch heilte er zwei Ausſätzige, die vor dem Tore von Kapernaum ſaßen, durch bloßes Handauflegen.

Der zweite Nazarener: Nein, Blinde waren es, die er zu Kapernaum heilte.

Erſter Nazarener: Nein; jene waren ausſätzig. Aber er hat auch Blinde geheilt, und er ward auf einem Berg geſehen, wie er mit Engeln ſprach.

Ein Sadduzäer: Es gibt keine Engel.

Ein Phariſäer: Es gibt Engel, aber ich glaube nicht, daß dieſer Mann mit ihnen geſprochen hat.

Erſter Nazarener: Er ward von einer großen Menge Volkes geſehen, wie er mit Engeln ſprach.

Herodias: Wie mich dieſe Menſchen ermüden! Sie ſind Toren. (Zum Pagen): Nun, meinen Fächer! (Der Page reicht ihr den Fächer.) Dein Blick träumt. Träume nicht, du. Nur kranke Menſchen träumen. (Sie ſchlägt den Pagen mit dem Fächer.)

Zweiter Nazarener: Dann iſt da ferner das Wunder an der Tochter des Jairus.

Erſter Nazarener: Wohl; das iſt offenkundig. Niemand kann es leugnen.

Herodias: Dieſe Menſchen ſind wahnwitzig, ſie haben alle zu lange in den Mond geſchaut. Heiß' ſie ſchweigen.

Herodes: Worin beſtand das Wunder an der Tochter des Jairus?

Erſter Nazarener: Die Tochter des Jairus war tot. Jener Mann hat ſie von den Toten erweckt.

Herodes: Wie? Erweckt er die Menſchen von den Toten?

Erſter Nazarener: Wohl, Herr. Er erweckt die Toten.

Herodes: Ich will nicht, daß er das tue. Ich verbiete ihm, das zu tun. Ich dulde nicht, daß einer die Toten erwecke. Jener Mann muß gefunden werden, und man muß ihm ſagen, daß ich es nicht dulde, daß er Tote erwecke. Wo iſt der Mann zur Stunde?

Zweiter Nazarener: Er iſt überall, Herr. Doch iſt es ſchwierig, ihn zu finden.

Erſter Nazarener: Man ſagt, er ſei jetzt in Samaria.

Ein Jude: Es iſt unſchwer, zu erkennen, daß er nicht der Meſſias iſt, wenn er in Samaria weilt. Nicht zu den Samaritern wird der Meſſias kommen. Die Samariter ſind verflucht. Sie kommen nicht mit Opfern zum Tempel.

Zweiter Nazarener: Er verließ Samaria vor etlichen Tagen. Ich glaube, er weilt zur Stunde in der Nähe Jeruſalems.

Erſter Nazarener: Nein, dort iſt er nicht. Ich komme eben aus Jeruſalem. Zwei Monde lang haben ſie nichts von ihm vernommen.

Herodes: Und wenn auch! Heißt ſie, ihn ſuchen und ihm ſagen, ſo ſpricht Herodes, der König: „Ich dulde nicht, daß du Tote erweckeſt!“ Waſſer in Wein verwandeln, Ausſätzige und Blinde heilen, ſolches mag er vollbringen, wenn er will. Ich habe nichts dagegen. Vielmehr halte ich es für eine gute Handlung, einen Ausſätzigen zu heilen. Keiner aber ſoll die Toten erwecken. Es wäre ſchrecklich, wenn die Toten wiederkämen.

Die Stimme des Jochanaan: Oh, die Verbuhlte! Die Hure! Oh! Die Tochter Babylons mit ihren Goldaugen

und ihren gleißenden Lidern! Alſo ſpricht Gott, der Herr: Eine Menge Volkes ſtehe auf wider ſie ... und das Volk nehme Steine und ſteinige ſie ...

Herodias: Heiß' ihn ſchweigen!

Die Stimme des Jochanaan: Die Kriegshauptleute ſollen ſie mit ihren Schwertern durchbohren und ſie zermalmen unter ihren Schildern.

Herodias: Halt ein, das iſt ſchändlich.

Die Stimme des Jochanaan: Alſo will ich die Verruchtheit tilgen von der Erde, auf daß alle Weiber lernen mögen, nicht ihren Sündengreueln nachzuahmen.

Herodias: Hörſt du, was er wider mich ſpricht? Duldeſt du, daß er die beſudelt, die dein Weib iſt?

Herodes: Er hat deinen Namen nicht genannt.

Herodias: Was tut's? Du weißt wohl, daß ich es bin, die er zu beſudeln ſucht. Und ich bin dein Weib, bin ich es nicht?

Herodes: Wahrhaftig, teure und vieledle Herodias, du biſt mein Weib, und vordem warſt du das Weib meines Bruders.

Herodias: Du warſt es, der mich aus ſeinen Armen riß.

Herodes: Ja, ich war ſtärker als er ... Aber wir wollen nicht über die Sache reden. Ich wünſche nicht, darüber zu reden. Sie iſt der Grund der ſchrecklichen Worte, die der Prophet geſprochen. Vielleicht wird uns deshalb ein Unglück treffen. Wir wollen nicht über die Sache reden. Edle Herodias, wir vergeſſen unſrer Gäſte. Füll' du mir den Becher, meine Geliebte. He! Füllet die großen Pokale von Silber und die großen Pokale von Glas mit Wein. Ich will trinken auf Cäſars Wohl! Es ſind Römer hier, wir müſſen auf Cäſars Wohl trinken.

Alle: Cäſar! Cäſar!

Herodes: Siehſt du deine Tochter nicht, wie bleich ſie iſt?
Herodias: Was kümmert es dich, ob ſie bleich iſt oder nicht?
Herodes: Nie habe ich ſie ſo bleich geſehen.
Herodias: Du ſollſt ſie nicht anſehen.
Die Stimme des Jochanaan: An jenem Tage wird die Sonne dunkel werden wie ein härenes Bußgewand, und der Mond wird werden wie Blut, und die Sterne des Himmels werden zur Erde niederfallen wie unreife Feigen, die vom Feigenbaume fallen, und die Könige der Erde werden erbeben.
Herodias: Haha! Den Tag möchte ich ſehen, von dem er ſpricht, an dem der Mond gleich Blut werden wird und die Sterne zur Erde niederfallen wie unreife Feigen! Er ſchwatzt wie ein Betrunkener, dieſer Prophet!... Aber ich kann den Ton ſeiner Stimme nicht ertragen. Ich haſſe ſeine Stimme. Heiß' ihn ſchweigen!
Herodes: Ich will nicht. Ich vermag nicht zu deuten, was er ſpricht. Aber vielleicht iſt es ein Wahrzeichen.
Herodias: Ich glaube nicht an Wahrzeichen. Er ſpricht wie ein Trunkener.
Herodes: Vielleicht iſt er trunken vom Weine Gottes.
Herodias: Was für ein Wein iſt das, der Wein Gottes? Auf welchen Weinbergen wird er geleſen? In welcher Kelter kann man ihn finden?
Herodes (ſieht von dieſem Augenblicke immerzu Salome an): Tigellinus, als du jüngſt in Rom warſt, ſprach da der Kaiſer mit dir über ...?
Tigellinus: Worüber? Herr!
Herodes: Über ... was? Ah! Ich fragte dich etwas, nicht? Ich habe vergeſſen, was ich fragen wollte.
Herodias: Wieder ſiehſt du meine Tochter an. Du ſollſt ſie nicht anſehen. Ich hab' es dir ſchon geſagt.

Herodes: Du ſagſt nichts anderes.

Herodias: Und nochmal ſage ich's.

Herodes: Und der Bau am Tempel, von dem ſo viel die Rede war, wird etwas daraus? Sie ſagen, der Vorhang zum Allerheiligſten ſei verſchwunden. Iſt dem ſo!

Herodias: Du ſelbſt haſt ihn geſtohlen. Du faſelſt leere Worte, ohne Sinn. Ich will hier nicht bleiben! — Gehn wir wieder hinein.

Herodes: Tanz für mich, Salome.

Herodias: Sie ſoll nicht tanzen!

Salome: Mich verlangt nicht nach Tanz, Tetrarch.

Herodes: Salome, Tochter der Herodias, tanz' für mich.

Herodias: Still! Laß ſie in Frieden.

Herodes: Ich gebiete dir, zu tanzen, Salome.

Salome: Ich will nicht tanzen, Tetrarch.

Herodias (lachend): Du ſiehſt, wie ſie dir gehorcht.

Herodes: Was gilt es mir, ob ſie tanze oder nicht. Nichts gilt es mir. Ich bin glücklich heute nacht. Ich bin maßlos glücklich. Nie bin ich ſo glücklich geweſen.

Erſter Soldat: Der Tetrarch blickt finſter drein. Blickt er nicht finſter drein?

Zweiter Soldat: Ja, er blickt finſter drein.

Herodes: Warum ſollte ich nicht glücklich ſein? Cäſar, der Herr der Welt iſt, Cäſar, der Herr über alle Dinge, liebt mich gar ſehr. Er hat mir eben ſehr koſtbare Geſchenke geſandt. Auch hat er mir verſprochen, den König von Kappadozien, der mein Feind iſt, nach Rom vorzuladen. Mag ſein, daß er ihn in Rom ans Kreuz ſchlagen läßt, denn er kann alles, was er will. In Wahrheit, Cäſar iſt Herr. Darum habe ich recht, glücklich zu ſein. Es gibt nichts auf Erden, das mein Vergnügen ſtören kann.

Die Stimme des Jochanaan: Auf seinem Throne wird er sitzen. Mit Scharlach und Purpur wird er angetan sein. In den Händen wird er einen güldenen Becher halten, der voll ist seiner Lästerungen. Und der Engel des Herrn wird ihn zerschmettern. Von Würmern wird er gefressen werden.

Herodias: Hörst du, was er von dir spricht? Er sagt, daß du von Würmern wirst gefressen werden.

Herodes: Nicht ich bin es, von dem er spricht. Er spricht nie wider mich. Er spricht vom Könige von Kappadozien, vom König von Kappadozien, der mein Feind ist. Er ist es, der von Würmern wird gefressen werden. Nicht ich. Nie hat er ein Wort wider mich gesprochen — dieser Prophet, außer, daß ich sündigte, als ich die Frau meines Bruders zum Weibe nahm. Vielleicht hat er recht. Denn in Wahrheit, du bist unfruchtbar.

Herodias: Ich bin unfruchtbar, ich? Das sagst du, der immerzu nach meiner Tochter sieht, du, der sie tanzen sehen möchte, zu deiner Lust? Du sprichst wie ein Tor. Ich habe ein Kind geboren, du hast kein Kind gezeugt. Nicht einmal mit einer deiner Sklavinnen! Du bist es, der unfruchtbar ist, nicht ich.

Herodes: Still, Weib! Ich sage, du bist unfruchtbar. Du hast mir kein Kind geboren, und der Prophet sagt, daß unsre Ehe keine wahre Ehe ist. Er sagt, daß es eine Ehe der Blutschande ist, eine Ehe, die Unheil zeugen wird ... Ich fürchte, er hat recht. Ich fühle, daß er recht hat. Aber jetzt ist nicht der Augenblick, hiervon zu sprechen. Jetzt möchte ich glücklich sein. Wahrhaftig, ich bin glücklich. Ich bin sehr glücklich. Es gibt nichts, was mir fehlt.

Herodias: Es freut mich, daß du heute abend so guter Laune bist. Das ist nicht deine Gepflogenheit. Allein

es ist spät, gehen wir hinein. Vergiß nicht, daß wir bei Sonnenaufgang jagen. Den Gesandten Cäsars muß jede Ehre erwiesen werden, nicht wahr?

Zweiter Soldat: Der Tetrarch blickt finster drein.

Erster Soldat: Ja, er blickt finster drein.

Herodes: Salome, Salome — tanze für mich! Ich bitte dich, tanze für mich. Ich bin traurig heute abend. Ich bin todestraurig heute abend. Als ich kam, glitt ich im Blute aus. Ein böses Wahrzeichen. Auch hörte ich in den Lüften Schwingenrauschen, das Rauschen riesenhafter Schwingen. Ich weiß es nicht zu deuten ... Ich bin traurig heute abend. Drum tanze für mich. Tanz' für mich. Salome, ich beschwöre dich! Wenn du für mich tanzest, magst du von mir erbitten, was du willst, und ich will es dir geben, und wäre es die Hälfte meines Königreichs.

Salome (steht auf): Willst du mir wahrhaftig alles geben, was ich von dir begehre, Tetrarch?

Herodias: Tanze nicht, meine Tochter.

Herodes: Alles, was du begehrst, und wäre es die Hälfte meines Königreichs.

Salome: Du schwörst es, Tetrarch?

Herodes: Ich schwöre es, Salome.

Herodias: Tanze nicht, meine Tochter.

Salome: Wobei willst du das beschwören, Tetrarch?

Herodes: Bei meinem Leben, bei meiner Krone, bei meinen Göttern. Was immer du begehrst, ich will es dir geben, und wäre es die Hälfte meines Reichs, so du nur für mich tanzest. Oh, Salome, Salome — tanze für mich.

Salome: Du hast einen Eid geschworen, Tetrarch.

Herodes: Ich habe einen Eid geschworen.

Herodias: Tanze nicht, meine Tochter!

Herodes: Und wäre es die Hälfte meines Königreichs! — Du wirst unbeschreiblich schön sein, als Königin, Salome, wenn es dir beliebt, die Hälfte meines Königreiches zu verlangen. Wird sie nicht schön sein als Königin? Ah! Es ist kalt hier! Ein eisiger Wind weht, und ich höre ... warum doch höre ich in der Luft dies Fittichschlagen? Oh! ist es nicht, als überschattete ein schwarzer Riesenvogel die Terrasse? Weshalb kann ich ihn nicht sehen, diesen Vogel? Das Schlagen seiner Fittiche ist furchtbar. Der Windesatem seiner Fittiche ist furchtbar. Es ist ein erstarrender Wind. Doch nein, er ist nicht kalt, heiß ist er. Ich ersticke. Gießt mir Wasser über die Hände. Gebt mir Schnee zu essen. Lockert mir den Mantel. Rasch! Rasch! 'Lockert mir den Mantel. Doch nein, laßt das. Mein Kranz ist's, was mich drückt, mein Kranz von Rosen. Die Blumen sind wie Feuer. Sie haben meine Stirn versengt. (Er reißt das Gewinde vom Haupt und schleudert es auf den Tisch.) Ach! Jetzt kann ich atmen. Wie rot diese Blütenblätter sind! Sie sind wie Blutflecken auf dem Gewande. Doch, was tut's! Es ist nicht weise, alles, was man sieht, als Symbol zu deuten. Das macht das Leben allzu voll an Schrecken. Besser wäre es, zu sagen, daß Flecken Blutes so lieblich seien wie Rosenblätter. Weit besser wär' es zu sagen, daß ...

Doch davon wollen wir nicht sprechen. Nun bin ich glücklich. Ich bin namenlos glücklich. Hab' ich nicht das Recht, glücklich zu sein? Deine Tochter wird für mich tanzen. Willst du nicht für mich tanzen, Salome? Du hast versprochen, für mich zu tanzen!

Herodias: Ich will sie nicht tanzen sehen.

Salome: Ich werde für dich tanzen, Tetrarch.

Herodes: Du hörst, was deine Tochter sagt. Sie wird für mich tanzen. Du tust wohl daran, für mich zu

tanzen, Salome. Und haſt du für mich getanzt, ſo vergiß nicht, von mir alles zu verlangen, was dich gelüſten mag. Was immer du begehrſt, ich will dir's geben, und wäre es die Hälfte meines Königreiches. Ich habe es geſchworen, nicht?

Salome: Du haſt es geſchworen, Tetrarch.

Herodes: Und ich habe nie mein Wort gebrochen. Ich zähle nicht zu jenen, die ihre Eide brechen. Ich kann nicht lügen. Ich bin der Sklave meines Worts, und mein Wort iſt das Wort eines Königs. Der König von Kappadozien lügt immer, aber er iſt kein echter König. Er iſt ein Feigling. Er ſchuldet mir auch Geld, das er nicht zurückzahlt. Er hat ſogar meine Boten beſchimpft. Er hat Worte geſprochen, die Wunden ſchlugen. Aber Cäſar wird ihn ans Kreuz ſchlagen laſſen, wenn er nach Rom kommt. Ich bin gewiß, daß ihn Cäſar kreuzigen wird. Und kreuzigt er ihn nicht, ſo wird er dennoch ſterben, und die Würmer werden ihn freſſen. Der Prophet hat es vorausgeſagt. Nun! Was zögerſt du, Salome?

Salome: Ich warte, bis meine Sklavinnen mir Wohlgerüche bringen und die ſieben Schleier, und mir die Sandalen von den Füßen löſen.

(Sklavinnen bringen Wohlgerüche und ſieben Schleier und löſen Salome die Sandalen.)

Herodes: Ah! Nackten Fußes alſo wirſt du tanzen! 's iſt gut. Deine kleinen Füße werden wie weiße Tauben ſein. Sie werden wie kleine weiße Blüten ſein, die ſich auf den Bäumen wiegen ... Nein, nein, im Blut wird ſie tanzen. Da auf dem Boden iſt Blut vergoſſen. Sie ſoll nicht im Blut tanzen. Es wäre ein übles Wahrzeichen.

Herodias: Was bedeutet es dir, ob ſie über Blut hintanze? Du haſt tief genug darin gewatet ...

Herodes: Was es mir bedeutet? Ah! Sieh den Mond an. Er hat sich rot gefärbt. Er hat sich rot wie Blut gefärbt. Ah! Der Prophet hat wahr prophezeit. Er prophezeite, daß der Mond werden würde wie Blut. Hat er das nicht prophezeit —? Ihr alle hörtet ihn es prophezeien. Und jetzt ist der Mond wie Blut geworden. Seht ihr es nicht?

Herodias: O doch, ich sehe es gar gut! Und die Sterne fallen wie unreife Feigen, nicht? Und die Sonne wird dunkel wie ein härenes Bußgewand. Und die Könige der Erde erbeben! — Das wenigstens sieht man deutlich. Darin zumindest hat der Prophet recht behalten mit seinem Worte, denn fürwahr: die Könige der Erde erbeben ... Wir wollen hineingehn. Du bist krank. Sie werden in Rom sagen, daß du wahnwitzig bist. Gehn wir hinein, sag ich!

Die Stimme des Jochanaan: Wer ist der, der von Edom kommt, wer ist der, der von Bozra kommt, dessen Mantel mit Purpur gefärbt ist, der da leuchtet in der Schönheit seiner Gewänder. Der mächtig in seiner Größe einhergeht? Warum ist dein Kleid mit Scharlach befleckt?

Herodias: Gehen wir hinein. Die Stimme dieses Menschen macht mich toll. Ich will meine Tochter nicht tanzen sehen, während er so schreit. Ich will sie nicht tanzen sehen, während du sie so anblickst. Kurzum, ich will nicht, daß sie tanzt.

Herodes: Steh nicht auf, mein Weib, meine Königin; es wird dir nichts frommen. Ich gehe nicht von hier, ehe sie getanzt hat. Tanze, Salome, tanze für mich!

Herodias: Tanze nicht, meine Tochter!

Salome: Ich bin bereit, Tetrarch.

(Salome tanzt den Tanz der sieben Schleier.)

Herodes: Ah! Wunderbar, wunderbar! Siehſt du, daß deine Tochter für mich getanzt hat? Komm näher, Salome, komm nahe, auf daß ich dir deinen Lohn gebe. Ach! Ich zahle einen köſtlichen Preis denen, die da tanzen zu meiner Luſt. Ich will dir königlich bezahlen. Ich will dir alles geben, was dein Herz begehrt. Was willſt du haben? Sprich!

Salome (kniend): Ich will, daß man mir alſogleich in einer Silberſchüſſel ...

Herodes (lachend): In einer Silberſchüſſel? Wahrhaftig ja, in einer Silberſchüſſel! Iſt ſie nicht entzückend? Was iſt es, was du in einer Silberſchüſſel haben willſt, oh, ſüße, ſchöne Salome, du, du — ſchöner als alle Töchter Judäas? Was, willſt du, ſollen ſie dir in einer Silberſchüſſel bringen? Sag' mir's. Was immer es ſei, du ſollſt es erhalten. Meine Reichtümer ſind dein. Was iſt es, was du haben möchteſt, Salome?

Salome (ſich erhebend): Den Kopf des Jochanaan.

Herodias: Ah! Das iſt wohlgeſprochen, meine Tochter.

Herodes: Nein, nein!

Herodias: Ah! Das iſt wohlgeſprochen, meine Tochter.

Herodes: Nein, nein, Salome, das iſt es nicht, was du begehrſt. Hör' nicht auf die Stimme deiner Mutter. Sie gibt dir immer ſchlimmen Rat. Achte ihrer nicht.

Salome: Ich achte nicht der Stimme meiner Mutter. Zu meiner eigenen Luſt begehre ich den Kopf des Jochanaan in einer Silberſchüſſel. Herodes, du haſt einen Eid geſchworen. Vergiß es nicht, daß du einen Eid geſchworen haſt.

Herodes: Ich weiß es. Ich habe einen Eid geſchworen, bei meinen Göttern. Ich weiß es wohl. Doch bitte ich dich, Salome, begehre anderes von mir. Begehre von mir die Hälfte meines Königreichs. Ich will ſie dir

geben. Nur begehre nicht von mir, was deine Lippen begehret haben.

Salome: Ich begehre von dir den Kopf des Jochanaan.

Herodes: Nein, nein! Ich gebe ihn dir nicht.

Salome: Du haſt einen Eid geſchworen, Herodes.

Herodias: Du haſt einen Eid geſchworen. Alle haben es gehört. Du haſt es vor allen geſchworen.

Herodes: Still, Weib! Zu dir ſprech ich nicht.

Herodias: Meine Tochter hat wohlgetan, den Kopf des Jochanaan zu fordern. Er hat mich mit Schimpf bedeckt. Unſagbar hat er über mich geſprochen. Man ſieht, wie ſehr ſie ihre Mutter liebt. Gib nicht nach, meine Tochter. Er hat einen Eid geſchworen, er hat einen Eid geſchworen.

Herodes: Still! Sprich nicht zu mir! Salome, ſei nicht ſtarrſinnig, ich bitte dich. Ich bin immer gut zu dir geweſen. Ich habe dich immer geliebt. Mag ſein, ich habe dich zu ſehr geliebt. Darum begehre dieſes nicht von mir. Furchtbar iſt es, grauenvoll, was du begehrſt. Wahrhaftig, ich glaube, du ſcherzeſt. Der Kopf eines Mannes, vom Rumpf getrennt, iſt übel anzuſehen, nicht? Es ziemt ſich nicht, daß die Augen einer Jungfrau ſolches ſchauen. Welche Luſt könnteſt du draus ſchöpfen? Du könnteſt keine Luſt draus ſchöpfen. Nein, nein, das iſt es nicht, was du begehrſt. — Höre mich. Ich habe einen Smaragd, einen großen Smaragd, drin vermagſt du zu ſehen, was in weiter Ferne geſchieht. Cäſar ſelbſt trägt einen ſolchen Smaragd, wenn er in den Zirkus geht. Doch mein Smaragd iſt größer. Ich weiß es, er iſt größer. Er iſt der größte Smaragd in der ganzen Welt. Den wirſt du nehmen, nicht wahr? Verlang ihn von mir, und ich will ihn dir geben.

Salome: Ich verlange den Kopf des Jochanaan.

Herodes: Du hörſt nicht zu! Du hörſt nicht zu. Laß mich zu dir ſprechen, Salome!

Salome: Den Kopf des Jochanaan.

Herodes: Nein, nein. Das begehrſt du nicht. Du ſagſt das nur, um mich zu quälen, weil ich dich angeſehen habe und immer wieder angeſehen, heute abend. Es iſt wahr, ich habe dich angeſehen und immer wieder angeſehen heute abend. Deine Schönheit hat mich wirr gemacht. Deine Schönheit hat mich arg wirr gemacht, und ich habe dich allzuviel angeſehen. Aber ich will dich nie mehr anſehen. Man ſollte gar nichts anſehen. Weder Dinge noch Menſchen ſollte man anſehen. Nur in die Spiegel zu ſchauen, iſt gut getan, denn die Spiegel zeigen uns bloß Masken. Heda! Bringt Wein! Mich dürſtet! ... Salome, Salome, wie zwei Freunde laß uns ſein. Erwäge ... Ah, was wollte ich ſagen? Was war es? Ah! Ich entſinne mich ... Salome, nein, du, komm näher! Ich fürchte, du hörſt meine Worte nicht. — Salome, du kennſt meine weißen Pfauen, meine ſchönen, weißen Pfauen, die im Garten zwiſchen den Myrten und den hohen Zypreſſenbäumen einherſchreiten. Ihre Schnäbel ſind vergoldet, und die Körner, die ſie eſſen, ſind mit Gold gebräunet, und ihre Füße ſind mit Purpur gefärbt. Wenn ſie ihren Schrei ausſtoßen, fällt Regen, und der Mond zeigt ſich am Himmel, wenn ſie ihr Rad ſpreiten. Zu zweien ſchreiten ſie zwiſchen den Zypreſſenbäumen und den dunkeln Myrten einher, und jedweder hat einen Sklaven, der ſeiner wartet. Zuweilen fliegen ſie über die Bäume hin, und dann wieder ruhen ſie im Graſe und rund um die Waſſerbecken. In der ganzen Welt gibt es keine herrlichern Vögel. Ich weiß, ſelbſt Cäſar hat keine Vögel, ſo ſchön wie meine Vögel ſind. Ich will dir fünfzig meiner Pfauen geben. Sie

werden dir folgen, wohin du auch geheſt, und inmitten ihrer Schar wirſt du gleich dem Monde ſein, inmitten einer großen weißen Wolke ... Alle will ich ſie dir geben. Ich habe ihrer nur hundert, und in der ganzen Welt gibt es keinen König, der Pfauen hat, den meinen gleich. Aber ſie alle will ich dir geben. Nur mußt du mich von meinem Eide löſen und mußt nicht von mir begehren, was deine Lippen von mir begehret haben. (Er leert den Becher Wein.)

Salome: Gib mir den Kopf des Jochanaan.

Herodias: Wohlgeſprochen, meine Tochter! Du aber biſt lächerlich mit deinen Pfauen.

Herodes: Still, Weib! Du ſchreiſt immer. Du ſchreiſt wie ein Raubvogel. Du ſollſt nicht ſo ſchreien. Deine Stimme peinigt mich. Still, ſag' ich dir ... Salome, bedenke, was du tuſt. Dieſer Mann iſt vielleicht von Gott geſandt. Ich bin ſicher, daß er von Gott geſandt iſt. Er iſt ein heiliger Mann. Der Finger Gottes hat ihn berührt. Gott hat ihm furchtbare Worte in den Mund gelegt. Im Palaſte, wie in der Wüſte iſt Gott immer bei ihm ... Wenigſtens iſt es möglich. Man weiß es nicht, aber es iſt möglich, daß Gott mit ihm und bei ihm iſt. Wenn er daher ſtürbe, ſo würde mir vielleicht ein Unglück zuſtoßen. Er hat doch geſagt, daß am Tage, wo er ſtürbe, jemandem ein Unglück zuſtoßen würde. Das kann ſich nur auf mich beziehen. Erinnere dich, ich bin im Blute ausgeglitten, als ich hereingekommen bin. Auch habe ich ein Rauſchen von Fittichen in der Luft gehört, ein Rauſchen von rieſigen Fittichen. Das ſind ſehr ſchlimme Wahrzeichen. Und es waren auch noch andere da. Ich bin ſicher, es waren noch andere da, wenn ich ſie auch nicht geſehen habe. Nun, Salome, du willſt doch nicht, daß mir ein Unglück zuſtößt. Das willſt du doch nicht. Höre doch auf mich.

Salome: Gib mir den Kopf des Jochanaan!

Herodes: Ah! Du hörst nicht auf mich. Sei ruhig! Bin ich nicht ruhig, ich? Ich bin ganz ruhig. Höre: Ich habe an diesem Ort Juwelen versteckt — Juwelen, die selbst deine Mutter nie gesehen hat; Juwelen, die wundervoll zu schauen sind. Ich habe ein Halsband von Perlen, die in vier Reihen gereiht sind. Sie gleichen Monden, die mit silbernen Strahlen aneinandergekettet sind. Ja, sie sind wie ein halbes Hundert, in einem güldenen Netz gefangener Monde. An den Elfenbeinbrüsten einer Königin haben sie geruht. Du wirst schön sein wie eine Königin, wenn du sie trägst. Ich habe zweierlei Arten Amethyste, eine, die schwarz ist wie reiner Wein und eine, die rot ist wie Wein, den man mit Wasser gefärbt hat. Ich habe Topase, gelb wie Tigeraugen, und Topase, die rosarot wie die Augen einer Waldtaube sind, und grüne Topase; die sind wie Katzenaugen. Ich habe Opale, die ständig lohen in einer Flamme, die kalt wie Eis ist, Opale, die den Geist der Menschen traurig stimmen, Opale, die vor dem Schatten bangen. Ich habe Onyxe gleich Augäpfeln eines toten Weibes. Ich habe Mondsteine, die leuchten, wie der Mond leuchtet, und erblassen, wenn sie die Sonne sehen. Ich habe Saphire, so groß wie ein Ei und so blau wie blaue Blumen. In ihnen wogt das Meer, und kein Mond bleicht je das Blau ihrer Wellen. Ich habe Chrysolithe und Berylle und Chrysoprase und Rubine. Ich habe Sardonyx- und Hyazinthsteine und Chalcedone, und ich will sie dir alle geben, alle; und noch viele andre Dinge will ich dazutun. Der König von Indien hat mir eben erst vier Fächer gesandt, die aus Papageienfedern gefertigt sind, und der König von Numidien ein Gewand von Straußenfedern. Ich habe einen Kristall, in den zu schauen keinem

Weibe gestattet ist, noch dürfen junge Männer ihn betrachten, ehe man sie mit Ruten gestrichen hat. In einem Perlmutterkästchen hab' ich drei wunderbare Türkise. Wer sie an seiner Stirne trägt, kann Dinge schauen, die nicht wirklich sind, und wer sie in der Hand trägt, vermag ein fruchtbar Weib in ein unfruchtbares Weib zu wandeln. Dies sind große Schätze, unbezahlbare. Aber das ist nicht alles. In einem Ebenholzkästchen habe ich zwei Bernsteinbecher, die sind wie Äpfel von reinem Golde. Wenn ein Feind Gift in diese Becher gießt, werden sie wie Äpfel von Silber. In einem bernsteineingelegten Kästchen habe ich glaseingelegte Sandalen. Ich habe Mäntel, die aus dem Lande der Serer gebracht worden sind, und Armspangen, über und über besetzt mit Karfunkeln und mit Achaten, die aus der Stadt Euphrates kommen ... Was begehrst du sonst noch, Salome? Sag' mir, was du begehrst, ich will es dir geben. Alles was du begehrst, will ich dir geben — nur eins nicht. Ich will dir alles geben, was mein ist, nur nicht das Leben dieses einen Mannes. Ich will dir den Mantel des Hohepriesters geben. Ich will dir den Vorhang zum Allerheiligsten geben.

Die Juden: Oh! Oh!

Salome: Gib mir den Kopf des Jochanaan.

Herodes (sinkt auf seinen Sitz zurück): Man gebe ihr, was sie begehrt, sie ist in Wahrheit ihrer Mutter Kind. (Der erste Soldat nähert sich. Herodias zieht von der Hand des Tetrarchen den Todesring und reicht ihn dem Soldaten, der ihn auf der Stelle dem Henker überbringt. Der Henker schaudert.) Wer hat meinen Ring genommen? Es war ein Ring an meiner rechten Hand. Wer hat meinen Wein getrunken? In meinem Becher war Wein. Einer hat ihn ausgetrunken! Oh, sicher wird jemand Unheil treffen. (Der Henker steigt in die

Ziſterne hinab.) Ah! Warum habe ich einen Eid geſchworen? Von heut' ab ſoll kein König einen Eid mehr ſchwören. Wenn er ihn nicht hält, iſt es fürchterlich, und fürchterlich iſt es auch, wenn er ihn hält.

Herodias: Meine Tochter hat wohlgetan.

Herodes: Ich fühle, daß ein Unheil geſchehen wird.

Salome (beugt ſich über den Rand der Ziſterne und horcht): Kein Laut regt ſich. Ich höre nichts. Warum ſchreit er nicht, dieſer Mann? Wenn einer mich zu töten ſuchte, ich würde ſchreien, ich würde ringen, ich würde es nicht dulden ... Triff, triff! Naaman! Triff, ſag' ich dir ... Nein, ich höre nichts. Stille herrſcht, eine fürchterliche Stille. Ah! es iſt etwas zu Boden gefallen. Ich hörte etwas fallen. Es war das Schwert des Henkers. Er hat Angſt, dieſer Sklave! Er hat ſein Schwert fallen laſſen. Er traut ſich nicht, ihn zu töten. Er iſt eine Memme, dieſer Sklave! Schickt Soldaten hin. (Sie ſieht den Pagen der Herodias und redet ihn an.) Komm zu mir. Du warſt der Freund von ihm, der tot iſt, nicht? Wohlan, ich ſage dir, es ſind der Toten noch nicht genug. Geh zu den Soldaten, heiß' ſie hinabſteigen und mir bringen, was ich verlange, was der Tetrarch mir verſprochen, was mein iſt. (Der Page weicht zurück, ſie wendet ſich zu den Soldaten.) Zu mir, ihr Kriegsvolk! Hinab mit euch in die Ziſterne, und bringt mir das Haupt dieſes Mannes. Tetrarch, Tetrarch, befiehl deinen Soldaten, daß ſie mir den Kopf des Jochanaan bringen! (Ein rieſengroßer ſchwarzer Arm, der Arm des Henkers, wächſt aus der Ziſterne heraus, auf einem Silberſchilde den Kopf des Jochanaan haltend. Salome greift danach. Herodes verhüllt ſein Geſicht mit dem Mantel. Herodias lächelt und fächelt ſich zu. Die Nazarener ſinken in die Knie und heben an zu beten.) Ah! du verwehrteſt mir, deinen Mund zu küſſen, Jochanaan! Wohlan! Jetzt werde ich ihn küſſen!

Ich will ihn mit meinen Zähnen beißen, wie man eine reife Frucht beißt. Ja, ich will deinen Mund küſſen, Jochanaan. Ich habe es dir geſagt, nicht wahr? Habe ich es dir nicht geſagt? Ich habe es dir geſagt. Ah! Jetzt will ich ihn küſſen... Aber warum ſiehſt du mich nicht an, Jochanaan? Deine Augen, die ſo ſchrecklich waren, ſo voll des Zorns und des Abſcheus, ſind jetzt geſchloſſen. Warum ſind ſie geſchloſſen? Öffne die Augen, ſchlage die Lider auf, Jochanaan! Warum ſiehſt du mich nicht an? Bangt dir vor mir, Jochanaan, daß du mich nicht anſehen willſt?... Und deine Zunge, die wie eine rote giftſpritzende Schlange war, ſie regt ſich nicht mehr, ſpricht kein Wort mehr, Jochanaan, dieſe Scharlachnatter, die ihr Gift auf mich ſpie? Seltſam iſt es, nicht wahr? Wie kommt es, daß die rote Natter nicht mehr zuckt?... Du wollteſt nichts von mir wiſſen, Jochanaan. Du ſtießeſt mich zurück! Du ſprachſt böſe Worte wider mich. Du haſt mich behandelt wie eine Hure, ein Weib, das verbuhlt iſt, mich, Salome, die Tochter der Herodias, Prinzeſſin von Judäa! Nun, Jochanaan, ich lebe noch, du aber biſt tot, und dein Kopf iſt mein. Ich kann damit beginnen, was ich will. Ich kann ihn den Hunden hinwerfen und den Vögeln der Luft. Was die Hunde übriglaſſen, ſollen die Vögel der Luft verſchlingen... Ah! Jochanaan, du warſt der Mann, den ich allein von allen Männern geliebt habe. Alle andern Männer waren mir verhaßt. Doch du warſt ſchön. Dein Leib war eine Säule von Elfenbein, getragen von Füßen aus Silber. Er war ein Garten voll von Tauben und ſilbernen Lilien. Er war ein ſilberner Turm, mit Elfenbeinſchilden gedeckt. Nichts auf Erden war ſo weiß wie dein Leib. Nichts auf Erden war ſo ſchwarz wie dein Haar. Im weiten Erdenrunde war nichts ſo rot wie dein Mund. Deine

Stimme war ein Weihrauchgefäß, das seltene Wohlgerüche verstreute, und wenn ich dich ansah, hörte ich seltsame Weisen. Oh! Warum hast du mich nicht angesehen, Jochanaan? Mit dem Mantel deiner Hände, mit dem Mantel deiner Lästerungen verbargst du dein Angesicht. Du deckteſt deine Augen mit der Binde deſſen, der ſeinen Gott erſchauen wollte. Wohl haſt du deinen Gott geſchaut, Jochanaan, doch mich, mich haſt du nie geſchaut. Hätteſt du mich geſchaut, du hätteſt mich geliebt. Ich ſah dich, und ich liebte dich. Oh, wie ſehr liebte ich dich. Ich liebe dich noch, Jochanaan! Nur dich liebe ich.... Ich dürſte nach deiner Schöne, ich hungere nach deinem Leib; und weder Wein noch Früchte können mein Verlangen ſtillen... Was ſoll ich nunmehr beginnen, Jochanaan? Die Sturmflut nicht, und nicht die tiefe See können meine Brunſt verlöſchen machen. Ich war eine Prinzeſſin, und du verſchmähteſt mich. Ich war eine Jungfrau, und du nahmſt mir meine Jungfräulichkeit. Ich war keuſch, und du goſſeſt Feuer in meine Adern... Ah! Ah! Warum blickteſt du mich nicht an? Hätteſt du mich geſchaut, du hätteſt mich geliebt. Ich weiß es wohl, du hätteſt mich geliebt, und das Geheimnis der Liebe iſt größer als das Geheimnis des Todes. Man muß allein die Liebe ſchauen.

Herodes: Sie iſt entſetzlich, deine Tochter. Ich ſage dir, ſie iſt entſetzlich. Wahrlich, was ſie getan hat, iſt ein großes Verbrechen. Ich fühle es. Ein Verbrechen gegen einen ungekannten Gott.

Herodias: Ich bin mit meiner Tochter zufrieden. Sie hat recht getan, und ich möchte jetzt hier bleiben.

Herodes (ſteht auf): Ah! Da ſpricht das blutſchänderiſche Weib! Komm! Ich will hier nicht bleiben. Komm, ſag' ich! Sicher wird ſich Furchtbares begeben! Manaſſe,

Iſſadar, Zias, verlöſcht die Fackeln! Mein Blick ſoll nichts erreichen, und kein Blick treffe mich! Verlöſcht die Fackeln! Verſteckt den Mond! Verſteckt die Sterne! Wir ſelber wollen uns im Palaſt verſtecken, Herodias ... Ich beginne zu erbeben. (Die Sklaven löſchen die Fackeln aus. Die Sterne verſchwinden. Eine Wolke zieht über den Mond und verhüllt ihn völlig. Die Bühne wird ganz dunkel. Der Tetrarch beginnt die Treppe emporzuſteigen.)

Die Stimme der Salome: Ah! Ich habe deinen Mund geküßt, Jochanaan, ich habe deinen Mund geküßt. Auf deinen Lippen war ein bitterer Geſchmack. War es der Geſchmack von Blut? ... Nein, doch vielleicht iſt es der Geſchmack der Liebe ... Sie ſagen, die Liebe habe einen bittern Geſchmack ... Doch was tut's? Ich habe deinen Mund geküßt, Jochanaan, ich habe deinen Mund geküßt.

Herodes (wendet ſich um und erblickt Salome): Tötet das Weib! (Die Soldaten ſtürzen vor und zermalmen unter ihren Schilden Salome, die Tochter der Herodias, Prinzeſſin von Judäa.)

(Vorhang.)

Das Granatapfelhaus

Überſetzt von Frieda Uhl

Der junge König

Es war die Nacht vor dem Tage seiner Krönung, und der junge König weilte einsam in seinem schönen Gemach. Seine Höflinge waren von ihm gegangen, dem zeremoniösen Gebrauch der Zeit gemäß die Häupter bis zur Erde neigend. Sie alle hatten die große Halle des Königsschlosses aufgesucht, um daselbst noch einige letzte Unterweisungen vom Hofzeremonienmeister zu empfangen. Waren ihrer doch welche, die sich nach wie vor ganz natürlich bewegten! Und daß dies bei einem Höfling ein gar arg Vergehen ist, bedarf wohl keiner Worte.

Der Knabe — denn er war noch ein Knabe mit seinen sechzehn Jahren — war nicht betrübt, daß sie fort waren. Er hatte sich mit einem leisen Seufzer der Erleichterung zurückgeworfen auf die weichen, gestickten Kissen seines Lagers und ruhte da, flammenäugig und die Lippen hauchgeöffnet gleich einem braunen Waldesfaun oder einem jungen Tier der Wildnis, das die Jäger just gefangen haben.

Die Jäger waren es ja auch gewesen, die ihn gefunden, ihn — schier durch Zufall — aufgetrieben hatten, als er nackfüßig, die Flöte in der Hand, hinter der Herde des armen Ziegenhirten herging, der ihn aufgezogen, und für dessen Sohn er sich stets gehalten hatte. Des alten Königs einziger Tochter Kind, gezeugt in geheimem Ehebund mit einem, der tief unter ihr im Range stand: einem Fremden, sagten manche, der durch den wunderbaren Zauber seines Lautenspieles die Liebe der jungen Fürstin gewonnen hatte, während andere von einem Künstler aus Rimini sprachen, dem die Prinzessin viel, vielleicht zu viele Ehre erwiesen hatte, und der plötzlich aus der Stadt verschwunden war, sein Werk im Dome unvollendet lassend — war er, als er nur eben eine Woche alt war, von der Seite

seiner Mutter weggestohlen worden, da sie schlief, und einem gemeinen Bauer und dessen Weibe zur Obhut übergeben worden, die ohne leibliche Kinder waren und in einem entlegenen Teil des Waldes lebten, mehr denn einen Tagritt von der Stadt entfernt.

Gram oder, wie der Hofarzt feststellte, die Pest, oder wie manche vermuteten, ein schnelles italienisches Gift, in einem Becher gewürzten Weines dargereicht, tötete noch in der Stunde des Erwachens das bleiche Mädchen, das ihn gebar. Und als der treue Bote, der das Kind auf seinem Sattelbogen dahintrug, von seinem müden Rosse stieg und an die grobe Pforte der Hirtenhütte pochte, wurde der Prinzessin Leib in ein offenes Grab gesenkt, das man auf einem öden Kirchhof außerhalb des Stadttores gegraben hatte. Ein Grab, worin, so sagte man, schon ein anderer Leichnam lag, der eines jungen Mannes von wunderbarer, fremdartiger Schönheit, dessen Hände mit einem knotigen Seile auf den Rücken gebunden und dem die Brust von vielen roten Wunden wund war.

So wenigstens lautete die Geschichte, die das Volk einander flüsternd anvertraute. Sicher war es, daß der alte König, da er auf dem Sterbebett lag, sei's, daß ihn seine große Sünde reute oder auch nur, weil er nicht wollte, daß das Königreich an einen falle, der nicht seines Stammes war, nach dem Knaben gesandt und ihn im Angesicht des Rates als seinen Erben anerkannt hatte.

Und es scheint, daß sich in jenem vom ersten Augenblicke seiner Anerkennung an die seltsame Leidenschaft für die Schönheit offenbarte, die späterhin so großen Einfluß auf sein Leben ausüben sollte. Die ihn durch die Flucht der Gemächer geleiteten, die man für ihn bereit gesetzt, sprachen oft von dem Schrei der Lust, der über seine Lippen brach, da er des kostbaren Geschmeides und der reichen Gewänder

ansichtig ward, die er hinfür tragen sollte, und von der schier wilden Freude, mit der er sein rauhes Lederwams und seinen groben Schafwollmantel von sich schleuderte. Manchmal freilich vermißte er die goldene Waldesfreiheit und war stets geneigt, über die mühseligen Förmlichkeiten zu schelten, die bei Hof einen so großen Teil des Tages in Anspruch nahmen. Der herrliche Palast jedoch — Joyeuse nannte man ihn —, dessen Herr er nun war, schien ihm gleich einer eigens zu seiner Wonne erschaffenen Welt. Und sobald er einer Ratsverhandlung oder dem Audienzsaale entfliehen konnte, flüchtete er im Lauf die breite Treppe mit ihren Löwen aus güldenem Erze und ihren Stufen aus hellem Porphyr hinab und schritt von Raum zu Raum, von Gang zu Gang, wie einer, der in Schönheit Linderung für Schmerz, Genesung aus Krankheit sucht.

Auf diesen Entdeckungsreisen, wie er sie gerne nannte — und es waren für ihn tatsächlich Reisen durch ein Wunderland —, begleiteten ihn oft die schlanken, blondhaarigen Pagen des Hofes in ihren weiten Mänteln mit dem lustig flatternden Bänderschmucke. Noch öfter aber blieb er allein. Denn ein blitzartiger Instinkt, einer Eingebung vergleichbar, verriet ihm, daß die Geheimnisse der Kunst sich am besten insgeheim erkennen lassen und daß die Schönheit, sowie ja die Weisheit auch, die liebt, die sie in Einsamkeit verehren.

Gar manche seltsame Geschichte von ihm ging um diese Zeit von Mund zu Mund. Man erzählte, wie ein behäbiger Bürgermeister, der gekommen war, um eine höchst geschmückte und gezierte Anrede im Namen der Bürger der Stadt zu halten, ihn tief in Anbetung versunken auf den Knien vor einem großen Bild gefunden hatte, das soeben aus Venedig angelangt war und neuer Götter Dienst zu künden schien. Bei anderer Gelegenheit hatte man ihn

während vieler Stunden vermißt und ihn erst nach langem Suchen in einem kleinen Gemach in einem der nördlichen Türme des Schlosses entdeckt, wie er gleich einem, den Verzückung hält, auf eine griechische Gemme starrte, worein die Gestalt des Adonis geschnitten war. Man hatte gesehen, dies wußte das Gerücht, wie er die heißen Lippen auf die Marmorschläfe einer alten Statue drückte, die man im Strombette gelegentlich des Baues der steinernen Brücke ausgegraben hatte, und die als Inschrift den Namen des bythinischen Sklaven des Hadrian trug. Und er hatte eine lange Nacht damit verbracht, die Wirkung des Mondlichtes auf ein Silberbildnis des Endymion zu beobachten.

Alles, was seltsam und kostbar war, übte gar großen Zauber auf ihn aus, und im Eifer, sich den Besitz zu sichern, hatte er viele Kaufleute ausgesandt; einige, um mit dem rauhen Fischervolk der Nordmeere um Bernstein zu feilschen; einige nach Ägypten, um jene grünen Wundertürkise zu suchen, die man nur in Königsgräbern findet, und die Zauberkraft besitzen sollen; wieder andere nach Persien, um seidene Teppiche zu erstehen und bemaltes Tongeschirr; und manche nach Indien, um Schleiergewebe zu kaufen und getöntes Elfenbein, Mondstein und Armgeschmeide aus Nephrit, Sandelholz und blaues Email und Tücher aus feiner Wolle.

Was ihn jedoch am meisten beschäftigt hatte, war sein Krongewand, das goldgewebte Gewand und die rubinbesetzte Krone und das Zepter mit feinen Reihen und Reifen aus Perlen. An diese dachte er auch jetzt zur Nacht, als er zurückgelehnt auf seinem reichen Lager ruhte und dem großen Tannenscheite zusah, wie es sich im offenen Feuer des Herdes selbst verzehrte. Die Zeichnungen, welche die berühmtesten Künstler der Zeit dafür entworfen hatten, waren ihm vor schon vielen Monden vorgelegt worden,

und er hatte Befehl erteilt, daß die Handwerker Tag und Nacht an ihrer Ausführung schaffen, und daß man die ganze Welt durchsuchen solle nach Juwelen, die ihrer Arbeit würdig wären. Er sah sich im Geiste bereits im strahlenden Krongewand vor dem Hochaltar im Dome stehen. Und ein Lächeln spielte um seinen jungen Knabenmund, verweilte dort und zündete hellen Glanz in seinen dunklen Waldaugen.

Nach einiger Zeit erhob er sich und stand dann gegen das geschnitzte Schirmdach des Kamins gelehnt und blickte in dem matt erleuchteten Gemach umher. Die Wände waren mit reichen Stickereien bekleidet, die den Triumph der Schönheit darstellten. Die eine Ecke füllte ein hoher Schrank aus, der mit Achat und Lapislazuli verziert war, und dem Fenster gegenüber stand ein eigentümlich gearbeitetes Kästchen mit lackierten Holzflügeln, goldbestäubt und goldgeschmückt, und darauf dünnglasige venezianische Becher und eine Schale aus dunkel geädertem Onyx.

Blasse Mohnblüten waren von geschickten Nadeln auf die Seidendecke des Bettes hingeworfen, als wären sie den müden Händen des Schlafes entfallen, und hohe Stäbe gefurchten Elfenbeins hoben den samtenen Baldachin, auf dem gleich weißem Schaume große Büschel Straußenfedern ragten, zu den bleichen Silberreliefs der Decke empor. Ein lachender Narziß aus grüner Bronze hielt einen geschliffenen Spiegel hoch. Auf dem Tisch stand eine flache Schüssel aus Amethyst.

Draußen vor dem Fenster konnte er die Riesenkuppel des Domes sehen, die wie eine dunkle Blase über den schattenumhüllten Häusern emporragte, und die müden Wachen, die auf der nebelumhüllten Terrasse am Strome auf und nieder schritten. Fern in einem Garten schlug eine Nachtigall. Leiser Jasmingeruch drang durch das offene

Fenster. Er strich die braunen Locken aus der Stirn. Dann griff er zur Laute und ließ die Finger über die Saiten gleiten. Seine schweren Lider senkten sich und seltsame Müdigkeit kam über ihn. Nie zuvor hatte er so mit allen Fibern, nie noch so voll tiefer Freude den Zauber und das Geheimnis der Schönheit empfunden.

Als die Mitternacht vom Turme schlug, berührte er eine Glocke und seine Pagen traten ein und entkleideten ihn mit vieler Förmlichkeit, gossen Rosenwasser über seine Hände und streuten Blumen über die Kissen hin. Wenige Augenblicke darauf hatten sie das Gemach verlassen, und er schlief ein.

*

Und wie er so schlief, träumte er einen Traum. Und dies war sein Traum:

Es war ihm, als stünde er in einem langen niedrigen Dachzimmer inmitten schwirrender, klappernder Webstühle. Das kümmerliche Tageslicht kroch durch das vergitterte Fenster und wies ihm die hageren Gestalten der Weber, die sich über ihre Rahmen beugten. Blasse, kränklich blickende Kinder kauerten auf den schweren Balken. Wenn die Webschiffchen durch den Einschlag schossen, hoben sie das schwere Richtscheit auf; und setzten die Schiffchen aus, so ließen sie das Richtscheit fallen und preßten die Fäden aneinander. Ihre Gesichter waren hungerverzerrt und ihre dünnen Arme und Hände schlotterten. An einem Tische saßen abgemagerte Weiber und säumten. Ein furchtbarer Geruch erfüllte den Raum. Die Luft war schwer und fäulnisschwanger und von den Wänden tropfte und rann es naß.

Der junge König trat zu einem der Weber, stellte sich neben ihn und sah ihm zu.

Und der Weber blickte ihn gehässig an und sprach: „Was siehst du mir so zu? Bist du ein Auskundschafter, den unser Herr über uns gesetzt?“

„Wer ist dein Herr?“ fragte der junge König.

„Unser Herr?“ rief der Weber bitter. „Er ist ein Mensch wie ich. Wahrlich, ein kleiner Unterschied nur ist zwischen ihm und mir: Er trägt schöne Kleider, während ich in Lumpen gehe, und er leidet nicht wenig durch Völlerei, während ich hungerschwach bin.“

„Das Land ist frei,“ sprach der junge König, „und du bist keines Menschen Knecht.“

„Im Kriege“, erwiderte der Weber, „macht sich der Starke den Schwachen zum Knecht, und im Frieden macht der Reiche den Armen zum Knecht. Wir müssen arbeiten, um zu leben. Sie aber geben so kärglichen Lohn, daß wir sterben. Wir mühen uns für sie von früh bis spät, und sie häufen Gold in ihre Truhen. Unsere Kinder aber welken vor der Zeit dahin. Und die Gesichter derer, die wir lieben, werden hart und bösartig. Unsere Füße keltern die Trauben, und ein anderer schlürft den Wein. Wir säen das Korn, aber unser Tisch ist leer. Wir tragen Ketten, wenngleich kein Auge sie sieht, und sind Knechte, wenngleich man uns Freie heißt.“

„Ist es bei allen so?“ fragte jener.

„Bei allen,“ erwiderte der Weber, „bei den Jungen und bei den Alten, bei den Frauen und bei den Männern, bei den kleinen Kindern wie bei jenen, die vom Alter gebeugt sind. Die Kaufleute zermalmen uns und wir vermögen nichts dawider; wir müssen tun, was sie uns heißen. Der Priester reitet vorüber und betet seinen Rosenkranz. Für uns aber sorgt kein Sterblicher. Durch unsere sonnenlosen Gassen schleppt sich die Armut mit stieren Hungeraugen und die Sünde mit verquollenem Angesichte folgt ihr auf

dem Fuße. Frühmorgens weckt uns das Elend auf und nachts sitzt die Schande an unserem Bett. Doch was soll dir all dies? Du bist keiner von den Unsern. Aus deinem Angesicht strahlt zu viel Glück." Und mürrisch wandte er sich ab und warf das Schiffchen durch den Webstuhl und der junge König sah, daß es mit einem Goldfaden gefädelt war.

Und ihn befiel tiefes Entsetzen und er sprach zum Weber: „Was für ein Gewand webest du da?"

„Das Krongewand des jungen Königs", erwiderte jener. „Doch was soll das dir?"

Und der junge König stieß einen lauten Schrei aus und erwachte und siehe! er war in seinem eigenen Gemach und durch das Fenster sah er den großen Mond honigfarben in den dämmerigen Lüften hängen.

*

Und wieder schlief er ein und träumte, und dies war sein Traum:

Ihm war, als läge er auf Deck einer großen Galeere. Vielhundert Sklaven ruderten. Auf einem Teppich, ihm zur Seite, saß der Herr der Galeere. Er war schwarz anzusehen wie Ebenholz, und sein Turban war aus roter Seide. Breite Silberringe zogen seine dicken Ohrlappen nieder und in den Händen hielt er zwei elfenbeinerne Wagschalen.

Die Sklaven waren nackt bis auf einen zerlumpten Lendenschurz und jeder Mann war an seinen Nachbar angekettet. Heiße Sonnengluten brannten auf sie nieder und die Neger liefen den Fallreep auf und ab und peitschten sie mit schneidend harten Riemen. Sie streckten die mageren Arme und zogen die schweren Ruder durch die Wassermassen, daß der salzige Gischt aufspritzte.

Endlich erreichten ſie eine kleine Bucht und fingen an zu loten. Ein leichter Wind wehte vom Land und hüllte Deck und Segel in eine Wolke feinen, roten Staubes. Drei Araber kamen auf wilden Mauleſeln geritten und ſchleuderten Speere nach ihnen. Der Beſitzer der Galeere griff nach einem bunten Bogen und ſchoß einen von ihnen durch die Kehle. Schwer ſtürzte der vornüber in die Brandung und ſeine Gefährten ſprengten davon. Ein in gelbe Schleier gehülltes Weib folgte langſam auf einem Kamel und blickte von Zeit zu Zeit nach dem Leichname zurück.

Sobald ſie Anker geworfen und das Segel eingezogen hatten, ſtiegen die Neger in den Kielraum und holten eine lange Strickleiter herauf, die mit Bleigewichten ſtark beſchwert war. Der Beſitzer der Galeere warf ſie über Bord und befeſtigte die beiden Enden an zwei eiſernen Haken. Dann ergriffen die Neger den jüngſten der Sklaven. Sie ſchlugen ſeine Feſſeln entzwei, füllten ihm Naſenlöcher und Ohren mit Wachs und banden einen großen Stein um ſeine Hüften. Müde kroch er die Leiter hinab und verſchwand im Meere. Einzelne Luftblaſen ſtiegen da, wo er verſunken, auf. Etliche der anderen Sklaven ſpähten neugierig über Bord. Vorne, am Bug der Galeere, ſaß ein Haifiſchbeſchwörer und rührte eintönig die Trommel.

Nach einiger Zeit ſtieg der Taucher aus den Tiefen auf und klammerte ſich keuchend an die Leiter; ſeine Rechte hielt eine Perle. Die Neger entriſſen ſie ihm und ſchleuderten ihn ins Meer zurück. Die Sklaven ſchliefen über ihren Rudern ein.

Wieder und wieder tauchte er auf. Und ſo oft er ſich zeigte, brachte er eine ſchöne Perle. Der Beſitzer der Galeere wog ſie und ſteckte ſie in einen kleinen grünen Lederſack.

Der junge König verſuchte zu ſprechen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen und ſeine Lippen verſagten den

Dienſt. Die Neger ſchwatzten miteinander und fingen an ſich um eine Schnur leuchtender Perlen zu ſtreiten. Zwei Kraniche umkreiſten unabläſſig das Schiff.

Ein letztes Mal kam der Taucher herauf und die Perle, die er brachte, war ſchöner anzuſehen, als alle Perlen des Ormuzd. Denn ſie war an Form dem Vollmond gleich und weißer als der Morgenſtern. Aber ſein Geſicht war ſonderbar bleich, und als er auf das Verdeck fiel, quoll ihm das Blut aus Naſe und Ohren. Ein Zittern rann noch durch ſeine Glieder und dann lag er ſtill. Die Neger zuckten die Schultern und warfen den Körper über Bord.

Und der Beſitzer der Galeere lachte, ſtreckte die Hand nach der Perle aus und da er ſie ſah, drückte er ſie an ſeine Stirn und neigte ſich tief. „Sie ſoll", ſprach er, „für das Zepter des jungen Königs ſein", und er gab den Negern ein Zeichen, die Anker aufzuziehen.

Und da der junge König dies vernahm, ſtieß er einen lauten Schrei aus und erwachte und durch das Fenſter ſah er die langen grauen Finger der Dämmerung nach den erbleichenden Sternen greifen

*

Und wieder ſchlief er ein und träumte, und dies war ſein Traum:

Ihm war, als wanderte er durch einen düſteren Wald, worin ſeltſame Früchte wuchſen und ſchöne, giftige Blumen. Die Nattern züngelten nach ihm, da er vorüberging, und die bunten Papageien flogen kreiſchend von Zweig zu Zweig. Rieſenſchildkröten ſchliefen im heißen Schlamme, und die Bäume waren mit Affen und Pfauen überdeckt.

Weiter und weiter ging er, bis er den Waldesſaum erreichte. Dort ward er einer ungeheuren Menſchenmenge gewahr, die im Bette eines vertrockneten Stromes ſchwer

arbeitete. Wie Ameisen schwirrten sie um die Felsblöcke herum. Sie gruben tiefe Gruben in den Boden und stiegen hinab. Einige von ihnen spalteten die Felsmassen mit großen Äxten, andere wühlten im Sande. Sie rissen den Kaktus mit der Wurzel aus und zertraten die Scharlachblüten. Sie eilten hin und wieder, schrien sich zu und keiner ging müßig.

Aus dem Dunkel einer Höhle spähten Tod und Habsucht nach ihnen und der Tod sprach: „Ich bin müde. Gib mir ein Drittel von ihnen, so will ich meines Weges ziehen."

Die Habsucht aber schüttelte das Haupt. „Es sind meine Knechte", entgegnete sie. Und der Tod sprach zu ihr: „Was hältst du da in Händen?"

„Drei Getreidekörner halte ich da in Händen," entgegnete sie, „was soll das dir?"

„Gib mir eines davon!" rief der Tod. „Ich will es in meinen Garten pflanzen. Nur eines davon, so will ich meines Weges gehen."

„Gar nichts will ich dir geben", sprach die Habsucht und verbarg die Hand in den Falten ihres Gewandes.

Und der Tod lachte und nahm eine Schale, tauchte sie in einen Wassertümpel, und aus der Schale stieg das Wechselfieber auf. Es lief durch die große Menschenmenge und ein Dritteil von ihnen lag tot. Ein kalter Nebel folgte ihm und die Wasserschlange lief ihm zur Seite.

Und da die Habsucht sah, daß ein Dritteil der Menge tot war, schlug sie sich die Brust und heulte. Sie schlug ihre trockenen Brüste und schrie laut:

„Du hast ein Dritteil meiner Knechte gemordet," schrie sie, „hebe dich von hinnen! In den Bergen der Tatarei wütet der Krieg und die Könige beider Parteien rufen dich. Die Afghanen haben den schwarzen Ochsen gefällt und

ziehen in die Schlacht. Sie haben mit ihren Speeren dröhnend auf die Schilde geschlagen und ihre Eisenhelme aufgestülpt. Was ist dir mein Tal, daß du daselbst verweilen solltest? Hebe dich von hinnen und kehre nicht wieder zurück!"

„Nicht doch," entgegnete der Tod, „ich gehe nicht, du gäbest mir denn eines deiner Getreidekörner." Aber die Habsucht schüttelte den Kopf und knirschte mit den Zähnen. „Nichts will ich dir geben", murmelte sie.

Und der Tod lachte und nahm einen schwarzen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn in den Wald, und aus dem Dickicht wilden Schierlings kam das Fieber in einem Flammenkleide. Es glitt durch die Menschenmenge und berührte sie, und jedermann, den es berührte, starb. Das Gras vertrocknete unter seinen Füßen, wo es ging.

Und die Habsucht erschauerte und streute Asche auf ihr Haupt. „Du bist grausam," rief sie, „du bist grausam. In den mauergegürteten Städten Indiens herrscht Hungersnot und die Zisternen von Samarkand sind versiegt, Hungersnot herrscht in den mauergegürteten Städten Ägyptens und die Heuschrecken sind aus der Wüste gekommen. Der Nil ist nicht über seine Ufer getreten, und die Priester haben Isis und Osiris geflucht. Hebe dich fort von hinnen zu jenen, die nach dir dürsten, und laß mir meine Knechte."

„Nicht doch," entgegnete der Tod, „ich will nicht gehen, du habest mir denn ein Getreidekorn gegeben."

„Nichts will ich dir geben", entgegnete die Habsucht.

Und wieder lachte der Tod und pfiff durch die Finger und ein Weib kam durch die Lüfte geflogen. „Pest" stand auf ihrer Stirn geschrieben und eine Schar fleischloser Geier umkreiste sie. Sie deckten das Tal mit ihren Schwingen, und kein Sterblicher blieb am Leben.

Und die Habsucht floh schreiend durch den Wald. Der Tod aber sprang auf sein rotes Roß und sprengte davon. Sein Ritt war schneller denn der Wind.

Und aus dem Schlamm im Kessel des Tales krochen Drachen und fürchterliche schuppige Tiere, und Schakale kamen über den Sand gelaufen und witterten mit gierigen Nüstern umher.

Und der junge König weinte und sprach: „Wer waren jene Männer und wonach suchten sie?"

„Sie suchten nach Rubinen für eines Königs Krone", antwortete einer, der hinter ihm stand. Und der junge König erschrak und wandte sich um. Da sah er einen Mann, der wie ein Pilger gekleidet war und einen Silberspiegel in seiner Hand trug.

Und er erbleichte und sprach: „Welches Königs?"

Da antwortete der Pilger: „Blick' in diesen Spiegel und du wirst ihn sehn."

Und er blickte in den Spiegel und sah sein eigen Angesicht. Da schrie er laut auf und erwachte. Das helle Sonnenlicht strömte in das Gemach. Und auf den Bäumen im Lustgarten sangen die Vögel.

*

Und der Kämmerer und die Würdenträger des Staates traten ein und huldigten ihm. Und die Pagen brachten ihm das Gewand aus Goldgewebe und legten Krone und Zepter vor ihn hin.

Und der junge König sah sie an: Und sie waren schön anzusehen. Schöner waren sie, als irgend etwas, was er je gesehen hatte. Aber er entsann sich seiner Träume und er sprach zu seinen Großen: „Nehmt diese Dinge fort, denn ich will sie nicht tragen."

Und die Höflinge staunten und etliche lachten, denn sie vermeinten, er scherze.

Doch er ſprach nochmals tiefernſt zu ihnen und ſagte: „Nehmt dieſe Dinge weg und verſteckt ſie vor mir. Wenn dies auch der Tag meiner Krönung iſt, ſo will ich ſie doch nicht tragen. Denn auf dem Webſtuhle der Sorge und von den bleichen Händen der Not iſt dieſes mein Gewand gewoben worden. Blut klebt im Herzen des Rubins und Tod im Herzen der Perle.“ Und er erzählte ihnen ſeine drei Träume.

Und als die Höflinge ſie hörten, blickten ſie einander an und flüſterten und ſagten: „Wahrlich, er iſt wahnſinnig geworden! Denn, was iſt ein Traum wohl anderes als ein Traum und ein Geſicht mehr als ein Geſicht? Sie ſind nicht Dinge der Wirklichkeit, daß man auf ſie achte. Und was haben wir mit dem Leben jener zu ſchaffen, die für uns arbeiten? Soll ein Menſch nicht Brot genießen, ehe er den Sämann ſah, und Wein ſchlürfen, bevor er den Winzer befragte?“

Und der Kanzler ſprach zum jungen Könige und ſagte: „Herr, ich bitte dich, laß von all den düſteren Gedanken und kleide dich in dieſes ſchöne Kleid und ſetze dieſe Krone auf dein Haupt. Denn wie ſoll das Volk wohl wiſſen, daß du ſein König biſt, wenn du nicht eines Königs Kleid trägſt?“

Und der junge König blickte ihn an. „Iſt dem wirklich ſo?“ fragte er. „Werden ſie mich nicht als ihren König erkennen, ſolange ich eines Königs Kleid nicht trage?“

„Sie werden dich nicht erkennen, o Herr!“ rief der Kanzler.

„Ich wähnte, es habe Männer gegeben, die königlich waren“, entgegnete er. „Doch vielleicht iſt es, wie du ſprichſt. Aber dennoch will ich dies Gewand nicht tragen, noch will ich mich mit dieſer Krone krönen laſſen. Nein, juſt allwie ich einzog in das Schloß, will ich wieder aus ihm herausgehen.“

Und er hieß sie alle ihn verlassen, einen Pagen ausgenommen, den er als seinen Gefährten hielt, einen Knaben, der ein Jahr jünger als er selbst. Ihn behielt er zu seiner Bedienung bei sich. Und als er sich im klaren Wasser gebadet hatte, öffnete er eine große bemalte Truhe und nahm daraus das Lederwams und den groben Schaffellmantel, die er getragen hatte, da er am Hügelhange die zottigen Ziegen des Hirten hütete. Die legte er an, und in die Hand nahm er den kunstlosen Hirtenstab.

Und der kleine Page öffnete die großen blauen Augen weit, des Staunens voll, und sprach lächelnd zu ihm: „Herr und Gebieter, wohl sehe ich dein Gewand und auch dein Zepter, wo aber ist deine Krone?"

Und der junge König pflückte einen Zweig wilder Rosen, der über den Altan herüberhing, und bog ihn sich zum Reif und drückte ihn sich aufs Haupt.

„Dies soll meine Krone sein", entgegnete er.

Und also angetan trat er aus seinen Gemächern in die offene Halle herfür, allwo die Edelleute seiner harrten.

Und die Edelleute spotteten und etliche riefen ihm zu: „Herr, das Volk harrt eines Königs, und du sendest ihm einen Bettelmann." Und andere waren voller Entrüstung und sprachen: „Er bringt Schande über unser Land, und er ist nicht würdig, unser Herr zu sein." Er aber erwiderte nicht ein einzig Wort, sondern schritt an ihnen vorbei und schritt die helle Treppe aus Porphyr hinab und hinaus durch die erzenen Tore und bestieg sein Pferd und sprengte dem Dome zu, dieweil der kleine Page ihm zur Seite lief.

Und das Volk lachte und schrie: „Da reitet der Narr des Königs vorbei!" und sie verhöhnten ihn.

Und er zog die Zügel an und sprach: „Nicht doch, ich bin es, euer König!" und er erzählte ihnen seine drei Träume.

Ein Mann aber trat aus der Menge und ſprach voll Bitterkeit und ſagte: „Herr, weißt du nicht, daß das Leben des Armen aus dem Überfluſſe des Reichen ſtrömt? Euer Prunk nährt uns, und eure Laſter geben uns Brot. Für den harten Herrn zu arbeiten, iſt bitter; noch bitterer aber iſt es, keinen Herrn zu haben, für den man arbeiten darf. Meinſt du etwa, daß uns die Raben ſpeiſen werden? Und welche Hilfe haſt du für dieſe Dinge? Willſt du dem Käufer gebieten: ‚Du ſollſt für ſo und ſo viel kaufen,‘ und dem Verkäufer: ‚Du ſollſt zu dieſem Preis verkaufen?‘ Ich meine, nein. Drum kehre heim in dein Schloß und kleide dich wieder in Purpur und feines Linnen. Was haſt du mit uns, die wir leiden, zu ſchaffen?“

„Sind nicht die Reichen und die Armen Brüder?“ fragte der junge König.

„Seit jeher ſind ſie Brüder“, entgegnete der Mann. „Und der Name des reichen Bruders iſt Kain.“

Da füllten ſich die Augen des jungen Königs mit Tränen und er ritt vorwärts, vom Murren des Volkes begleitet. Und den kleinen Pagen ergriff Angſt und er verließ ihn.

*

Und da er an die breite Tür des Domes kam, ſtreckten die Kriegsleute die Hellebarden vor und ſprachen: „Was ſuchſt du hier? Keiner tritt durch dieſe Tür ein, es ſei denn der König.“

Und ſein Angeſicht rötete ſich vor Zorn und er ſprach zu ihnen: „Ich bin König,“ und ſtieß die Hellebarden zur Seite und ſchritt hinein.

Und wie ihn der alte Biſchof in ſeinem Hirtenkleide kommen ſah, erhob er ſich verwundert von ſeinem Throne, ſchritt ihm entgegen und ſprach zu ihm: „Mein Sohn, iſt dies eines Königs Gewandung? Wo iſt die Krone, mit

der ich dich krönen, und das Zepter, das ich in deine Hände drücken soll? Wahrlich, dieser Tag sollte für dich ein Tag der Freude und nicht ein Tag der Erniedrigung sein."

„Soll sich die Freude in das Gespinst des Leides kleiden?" fragte der junge König. Und er erzählte ihm seine drei Träume.

Und da der Bischof sie vernommen, furchte er die Brauen und sprach: „Mein Sohn, ich bin ein alter Mann und stehe im Winter meiner Tage und ich weiß, daß in der weiten Welt viel üble Dinge geschehen. Die wilden Räuber steigen von den Bergen nieder und tragen die Kindlein davon und verkaufen sie den Mauren. Die Löwen liegen und spähen nach den Karawanen und stürzen sich auf die Kamele. Die wilden Eber entwurzeln das Korn im Tale und die Füchse benagen den Wein auf den Hügeln. Die Seeräuber verwüsten die Küsten und verbrennen dem Fischer die Schiffe und rauben ihm die Netze. In den salzigen Sümpfen leben die Aussätzigen; ihre Häuser sind aus geflochtenem Rohr, und keiner darf ihnen nahen. Die Bettler schleichen durch die Stadt und essen ihr Brot mit den Hunden. Kannst du all dies denn ungeschehen machen? Willst du den Aussätzigen zu deinem Bettgenoß erwählen und den Bettler an deine Tafel setzen? Soll der Löwe tun, wie du gebeutst, und sollen die wilden Eber dir gehorchen? Ist er, der das Elend schuf, nicht weiser als du? Darum rühme dich nicht um dessentwillen, was du getan. Nein, ich befehle dir, in das Schloß zurückzureiten und Freude über dein Angesicht zu breiten und deinen Leib mit der Gewandung, die einem König ziemt, zu kleiden. Und mit der güldenen Krone will ich dich krönen und das Perlenzepter will ich dir in die Hände legen. Deiner Träume aber gedenke nicht mehr. Die Not dieser Welt ist zu groß,

als daß ein Mann sie tragen könnte, und der Kummer der Welt ist zu schwer, als daß ein Herz ihn leide."

„Sprichst du so in diesem Hause?" fragte der junge König, und er schritt am Bischofe vorbei und schritt die Stufen des Altars hinan und stand vor dem Bilde Christi.

Er stand vor dem Bilde Christi und zu seiner rechten Hand und auch zu seiner linken Hand waren die herrlichen Goldgefäße, die Kelche voll gelben Weines und die Phiolen mit dem heiligen Öle. Er kniete nieder vor dem Bild Christi, und die hohen Kerzen brannten hell vor dem juwelenbesetzten Schreine und die Wolken des Weihrauches ringelten sich in schmalen blauen Kränzen durch den Dom. Er neigte das Haupt im Gebete, und die Priester in ihren steifen Goldgewändern schlichen vom Altare fort.

Und plötzlich ertönte ein wildes Lärmen von der Straße her, und herein stürzten die Edelleute mit gezückten Schwertern und wehendem Federschmuck und Schilden aus blankem Stahl. „Wo ist dieser Träume-Träumer?" riefen sie. „Wo ist dieser König, der wie ein Bettelmann einhergeht? Dieser Knabe, der Schmach über unser Land bringt? Wir wollen ihn töten. Denn wahrlich, er ist nicht würdig, über uns zu herrschen."

Und wieder beugte der König das Haupt und betete. Und da er sein Gebet beendet, stand er auf und wandte sich und blickte sie traurig an.

Und siehe! durch die gemalten Fenster strömte das Sonnenlicht auf ihn herab und die Sonnenstrahlen wanden um ihn ein Prunkgewebe, weit herrlicher als das Gewand, das seiner Lust gefertigt ward, und der tote Stab erblühte und trug Lilien, die weißer denn Perlen waren. Der trockene Dorn erblühte und trug Rosen, die röter waren denn Rubine. Weißer als schöne Perlen waren die Lilien, und ihre Stiele waren von lichtem Silber. Röter als Blut-

rubinen waren die Roſen, und ihre Blätter waren aus getriebenem Golde. Er ſtand da in eines Königs Gewand und es war, als erfülle Gottes Herrlichkeit den Raum. Und die Heiligen ſchienen ſich in den geſchnitzten Niſchen zu bewegen. Im Prunkgewande eines Königs ſtand er vor ihnen, und der Orgel entſtrömten Melodien, und die Trompeter blieſen auf ihren Trompeten, und die Sängerknaben ſangen.

Das Volk aber ſank vor Scheu in die Knie, und die Edelleute bargen die Schwerter und huldigten ihm. Und das Angeſicht des Biſchofs wurde bleich und ſeine Hand erzitterte: „Ein Größerer als ich hat dich gekrönet!“ rief er und er kniete vor ihm nieder.

Und der junge König ſtieg die Stufen des Hochaltars herab und ſchritt heimwärts, mitten durch die Menge. Kein Sterblicher aber wagte, ihm ins Angeſicht zu ſchauen, denn es war wie das Angeſicht eines Engels.

Der Geburtstag der Infantin

Es war der Geburtstag der Infantin. Just zwölf Jahre war sie alt geworden, und die Sonne schien hell auf die Gärten des Palastes nieder. War sie auch eine wirkliche Prinzessin und Infantin von Spanien, so hatte sie alljährlich doch nur einen Geburtstag, ganz wie armer Leute Kinder. Deshalb war es denn auch für das ganze Land ein Ding von allerhöchster Wichtigkeit, daß ihr hierfür ein wirklich schöner Tag beschert werde. Und ein wirklich schöner Tag war es gewiß.

Die langen gestreiften Tulpen streckten sich kerzengerade auf ihren Stielen gleich dichten Reihen von Soldaten und blickten herausfordernd über das Gras hinweg auf die Rosen hin und sprachen: „Jetzt sind wir genau so prächtig wie ihr." Die purpurfarbenen Schmetterlinge schwirrten umher auf goldgestaubten Flügeln und statteten den Blumen, einer nach der anderen, Besuche ab. Die kleinen Eidechsen krochen aus den Mauerritzen und lagen da, im weißen Sonnenglast sich badend; und die Granatäpfel brachen auf und barsten unter der Glut und wiesen ihre blutendroten Herzen. Selbst die blassen, gelben Zitronen, die in solcher Fülle vom morschen Spalier und längs dunkler Bogengänge hingen, schienen im herrlichen Sonnenscheine farbensatter, und die Magnolienbäume erschlossen ihre großen kugelrunden Blüten aus zartgespaltenem Elfenbein und erfüllten die Luft mit heißen, schweren Düften.

Das Prinzeßchen selbst ging mit seinen Gespielen die Terrasse auf und nieder und spielte Versteck hinter den runden Vasen aus Stein und den alten moosbewachsenen Statuen. An gewöhnlichen Tagen war ihr nur gestattet, mit Kindern ihres eigenen Ranges zu spielen, und sie mußte

daher immer allein spielen. Ihr Geburtstag aber war eine Ausnahme, und der König hatte Befehl erteilt, daß sie alle jungen Freunde und Freundinnen, die sie wollte, zu sich bitten dürfe, um mit ihnen fröhlich zu sein. Es lag eine würdevolle Anmut über diesen schlanken spanischen Kindern, wie sie so umherhuschten, die Knaben mit ihren breitbefederten Hüten und kurzen flatternden Mänteln, die Mädchen mit langen Gewändern aus Brokat, deren Schleppe sie rafften, und riesigen Fächern aus Schwarz und Silber, mit denen sie die Augen vor der Sonne schützten. Doch die Anmutreichste von allen war die Infantin und sie war am geschmackvollsten gekleidet nach der etwas beschwerlichen Mode jener Zeit. Ihr Gewand war aus grauem Atlas. Der Rock und die weitgebauschten Ärmel waren mit schwerer Silberstickerei besetzt und das steife Mieder mit Reihen schöner Perlen. Zwei winzige Pantöffelchen mit großen, rosenfarbenen Rosetten guckten unter ihrem Kleide hervor, wenn sie schritt. Rosenfarbig und perlgrau war ihr mächtiger Gazefächer, und im Haare, das wie ein Glorienschein verblichenen Goldes steif rund um ihr blasses Gesichtchen stand, trug sie eine schöne weiße Rose.

Aus einem Fenster des Palastes sah der tieftraurige, melancholische König ihnen zu. Hinter ihm stand sein Bruder, Don Pedro von Aragonien, den er haßte, und sein Beichtvater, der Großinquisitor von Spanien, saß neben ihm. Trauriger noch als gewöhnlich war der König. Denn als er auf die Infantin niedersah, die sich bald mit kindlicher Ernsthaftigkeit vor den versammelten Höflingen verneigte, bald hinter ihrem Fächer über die grimmige Herzogin von Albuquerque lachte, von der sie stets begleitet ward, mußte er der jungen Königin gedenken, ihrer Mutter, die — wie es ihm schien — erst vor kurzer Zeit aus dem heiteren Frankreich gekommen und in der düsteren Pracht des spanischen

Hofes hingewelkt war. Juſt ſechs Monate nach der Geburt ihres Kindes war ſie geſtorben, noch ehe ſie die Mandeln zum zweiten Male in den Gärten blühen ſah oder des zweiten Jahres Frucht von dem alten, verkrüppelten Feigenbaume gepflückt hatte, der inmitten des jetzt grasüberwachſenen Hofes ſtand. So groß war ſeine Liebe zu ihr geweſen, daß er nicht litt, daß ſelbſt das Grab ſie ihm verberge. Sie war von einem mauriſchen Arzte einbalſamiert worden, dem man zum Lohn für dieſen Dienſt das Leben ſchenkte, das, wie die Leute ſagten, wegen Ketzerei und Verdachtes ſchwerer Zauberkünſte bereits dem Heiligen Amte verfallen geweſen. Und noch ruhte ihr Leichnam auf der ſtickereibedeckten Bahre, in der ſchwarzen Marmorkapelle, juſt ſo, wie ihn die Mönche hineingetragen hatten, an jenem windigen Märzentag vor ſchier zwölf Jahren. Einmal des Monats beſuchte ſie der König, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, eine verdunkelte Laterne in der Hand, kniete an ihrer Seite nieder und ſchluchzte: „Mi reina! Mi reina!“ Und bisweilen durchbrach er den Zwang der ſtrengen Form, die in Spanien jede einzelne Lebenshandlung beherrſcht und ſelbſt dem Grame eines Königs Schranken ſetzt. Dann umklammerte er in wilder Schmerzensraſerei die blaſſen, juwelenbedeckten Hände und verſuchte durch ſeine irren Küſſe das kalte, bemalte Geſicht zum Leben zu erwecken.

Heute war ihm, als ſähe er ſie wieder, wie er ſie zum erſtenmal im Schloß zu Fontainebleau geſehen, damals, als er ſelbſt erſt fünfzehn Jahre alt und ſie noch jünger war. Sie waren bei jener Gelegenheit durch den päpſtlichen Nuntius in Gegenwart des franzöſiſchen Königs und des ganzen Hofſtaates feierlich verlobt worden, und er war in den Eskurial zurückgekehrt mit einer kleinen Locke gelben Haares und der Erinnerung an zwei kindliche Lippen, die ſich niederbeugten, ſeine Hand zu küſſen, als er in den Wagen ſtieg.

Späterhin war dann die Hochzeit erfolgt, die man hastig in Burgos, einer kleinen, zwischen den zwei Ländern gelegenen Grenzstadt, vollzogen, und der große, öffentliche feierliche Einzug in Madrid, mit der üblichen Abhaltung der Hofmesse in der Kirche La Atocha, und einem außergewöhnlich prächtigen Autodafé, zu welchem die Geistlichkeit an nahezu dreihundert Ketzer, unter denen sich auch viele Engländer befanden, der weltlichen Gerichtsamkeit zur Verbrennung ausgeliefert hatte.

Wahrlich, er hatte sie wild geliebt und, wie viele dachten, zum Verderben seines Landes, das damals mit England um den Besitz der Herrschaft über die neue Welt im Kriege lag. Kaum je hatte er ihr gestattet, sich aus seinen Augen zu entfernen. Ob ihres Liebreizes hatte er aller ernsten Staatsgeschäfte vergessen, scheinbar vergessen wenigstens. Und mit jener furchtbaren Blindheit, mit welcher Leidenschaft ihre Knechte schlägt, war es ihm entgangen, daß die auserlesenen Zeremonien, durch die er sie erheitern wollte, nur das seltsame Leid, an dem sie krankte, vertieften. Als sie starb, glich er eine Zeitlang einem, der der Vernunft beraubt ist. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß er öffentlich abgedankt und sich in das große Trappistenkloster Granadas, dessen Prior er dem Namen nach bereits war, zurückgezogen hätte, hätte er nicht gefürchtet, die kleine Infantin der Willkür seines Bruders zu überlassen, dessen Grausamkeit sogar in Spanien berüchtigt war, und den viele verdächtigten, den Tod der Königin mittels eines Paares vergifteter Handschuhe bewirkt zu haben, das er ihr überreichte, als sie zu Gast auf seinem Schloß in Aragonien weilte. Selbst nach Ablauf der drei Jahre öffentlicher Trauer, die er laut königlichen Erlasses dem ganzen Lande vorgeschrieben hatte, duldete er nie, daß seine Minister ihm von einem neuen Bunde sprachen. Und als der Kaiser

selbst zu ihm sandte und ihm die Hand der lieblichen Herzogin von Böhmen, seiner Nichte, zum Ehebündnis anbot, hieß er die Gesandten ihrem Herrn melden, der König von Spanien sei bereits dem Leide angetraut. Und sei dieses auch nur eine unfruchtbare Braut, so liebe er es doch mehr als alle Schönheit. — Eine Antwort, die seiner Krone die reichen Provinzen der Niederlande kostete, die kurz darauf auf Anstiften des Kaisers sich unter der Führerschaft einiger Fanatiker der reformierten Kirche wider ihn empörten.

Sein ganzes Eheleben, mit all seiner wilden feuerfarbenen Wonne und der furchtbaren Qual seines jähen Endes, schien ihm an diesem Tage wiedergekehrt, da er dem Spiele der Infantin auf der Terrasse zusah. Ihr Wesen trug ganz den reizvollen Übermut zur Schau, der auch der Königin zu eigen gewesen. Das war die gleiche eigenwillige Art, den Kopf zu werfen, der gleiche stolz geschwungene wunderbare Mund, das gleiche hinreißende Lächeln — wahrlich ein vrai sourire de France —, wie sie so hin und wieder auf zum Fenster blickte oder ihre kleine Hand den stattlichen spanischen Granden zum Kusse hinhielt. Aber das gellende Lachen der Kinder tat seinen Ohren weh. Und das helle, schonungslose Sonnenlicht spottete seines Grames. Und ein dumpfer Geruch seltsamer Gewürze, wie man sie zum Einbalsamieren benutzt, schien ihm — oder war es nur Wahn? — die reine Morgenluft zu trüben. Er barg das Antlitz in den Händen, und als die Infantin wieder nach oben sah, waren die Fenster verhängt und der König hatte sich zurückgezogen.

Sie verzog enttäuscht das Mündchen und zuckte die Achseln. Er hätte an ihrem Geburtstage doch wahrlich bleiben können. Was lag auch an den dummen Staatsgeschäften? Oder war er am Ende in die düstere Kapelle gegangen, worin Tag und Nacht die Kerzen brannten, und

die ſie ſelber nie betreten durfte? Wie töricht von ihm! Wo doch die Sonne ſo ſtrahlend ſchien und jedermann ſo glücklich war! Überdies würde er nun das Schein-Stiergefecht verſäumen, zu dem ſchon die Trompete lud; von dem Puppenſpiele und den anderen Herrlichkeiten gar nicht zu reden. Ihr Onkel und der Großinquiſitor waren viel vernünftiger. Die waren auf die Terraſſe herausgekommen und hatten ihr niedliche Schmeicheleien geſagt. Sie warf das holde Köpfchen in den Nacken, ergriff Don Pedro bei der Hand und ſchritt bedächtig die Stufen nieder, einem langgezogenen Pavillon aus Purpurſeide zu, den man am Ende des Gartens errichtet hatte. Die andern Kinder folgten in ſtrenger Rangordnung. Die die längſten Namen hatten, hatten auch den Vorrang.

*

Eine Reihe edler Knaben, phantaſtiſch zu Toreadoren herausgeputzt, kam ihr entgegen, ſie zu begrüßen. Und der junge Graf von Tierra-Nueva, ein wunderſchöner Knabe von ungefähr vierzehn Jahren, der das Haupt mit der vollen Anmut eines geborenen Hidalgos und Granden Spaniens entblößte, führte ſie feierlich hinan zu einem kleinen vergoldeten Stuhle aus Elfenbein, der auf einem erhöhten Platze über der Arena ſtand. Die Kinder ſcharten ſich im Kreiſe. Die großen Fächer in ihren kleinen Händen flatterten auf und nieder. Sie flüſterten. Don Pedro aber und der Großinquiſitor ſtanden lachend am Eingange. Selbſt die Herzogin — die Camereramajor nannte man ſie —, eine dünne Dame mit harten Zügen und einer gelben Halskrauſe, ſah nicht ſo übellaunig wie gewöhnlich aus, und etwas gleich einem froſtigen Lächeln huſchte über ihr runzeliges Geſicht und zuckte um ihre dünnen, blutleeren Lippen.

Es war auch wahrhaftig ein ganz wunderbares Stiergefecht, viel schöner, fand die Infantin, als das ernsthafte Stiergefecht, zu dem man sie einmal in Sevilla gelegentlich eines Besuches geführt, den der Herzog von Parma ihrem Vater abgestattet hatte. Einige der Knaben sprengten auf reich behängten Steckenpferden umher und schleuderten lange Wurfspieße, daran lustige Streifen heller Bänder flatterten. Andere waren zu Fuße und schwangen ihre scharlachenen Mäntel ihrem Stier entgegen und setzten behende über die Schranken, wenn er auf sie losging. Auch der Stier gebärdete sich ganz wie ein ernsthafter Stier, obgleich er nur aus Weidengeflecht und gespannter Haut bestand, und bisweilen hartnäckig auf seinen Hinterbeinen die Runde um die Arena machte, was sich ein lebender Stier auch nicht im Traum einfallen läßt. Er lieferte ein prächtiges Gefecht und die Kinder wurden so aufgeregt, daß sie auf die Bänke sprangen, mit Spitzentaschentüchern winkten und „Bravo, Toro! Bravo, Toro!“ just so verständnisvoll riefen, als wären sie erwachsene Leute. Schließlich aber, nach einem langen Kampfe, währenddessen einige der Steckenpferde durch und durch durchbohrt und ihre Reiter abgeschleudert wurden, zwang der junge Graf von Tierra Nueva den Stier nieder auf die Knie und tauchte — nachdem er von der Infantin Erlaubnis erhalten hatte, ihm den coup de grâce zu geben — sein Holzschwert so heftig in den Hals des Tieres, daß er den Kopf vom Rumpfe trennte und das lachende Gesichtchen des kleinen Monsieur de Lorraine sichtbar wurde, dessen Vater Frankreichs Gesandter in Madrid war.

Dann wurde die Arena unter großem Beifallslärmen geräumt, und die toten Steckenpferde von zwei maurischen Pagen in gelben und schwarzen Livreen weggeschleppt. Und nach einer kurzen Pause, über deren Dauer ein französischer

Seiltänzer auf dem straffen Seil weghalf, traten italienische Drahtpuppen auf in der halbklassischen Tragödie „Sophonisbe", auf der Bühne eines kleinen Theaters, das man zu diesem Zwecke aufgeschlagen hatte. Sie spielten so gut und ihre Gebärden waren so überaus natürlich, daß am Schluß der Vorstellung die Augen der Infantin feucht von Tränen waren. Einige der Kinder weinten heftig und mußten mit Süßigkeiten getröstet werden. Ja, der Großinquisitor selbst fühlte sich so ergriffen, daß er Don Pedro gegenüber die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, es erschiene ihm höchst unstatthaft, daß solche Geschöpfchen aus Holz und farbigem Wachse, die man doch rein mechanisch an Drähten zog, so unglücklich sein und von so fürchterlichem Mißgeschick betroffen werden dürften.

Ein afrikanischer Gaukler folgte. Er trug einen großen, flachen Korb herein, der mit einem roten Tuche überdeckt war, stellte ihn inmitten der Arena nieder und zog aus seinem Turban eine seltsame Flöte aus Rohr, auf der er blies.

Da begann sich das Tuch nach wenigen Augenblicken zu regen. Und als die Flöte schriller und schriller rief, streckten zwei grüngüldenschimmernde Schlangen die wunderlichen flachgedrückten Köpfe hervor, richteten sich langsam auf und wiegten sich hin und wieder nach den Klängen der Musik, wie sich Pflanzen auf den Wassern wiegen. Den Kindern aber machten die fleckigen Hauben und schnellzüngelnden Zungen Angst. Und sie waren es gar wohl zufrieden, als der Gaukler jene entfernte und dann einen winzigen Orangenbaum aus dem Sande hervorwachsen ließ, der hübsche weiße Blüten trug und daneben Büschel wirklicher Früchte. Und als er den Fächer der kleinen Tochter des Marquis de La Torres nahm und ihn in ein Blau-Vögelchen verwandelte, das den Pavillon zwitschernd umkreiste, kannten ihre Wonne und ihr Erstaunen keine Grenzen mehr.

Auch das feierliche Menuett, das Tänzerknaben der Kirche von Nuestra-Señora-del-Pilar tanzten, war entzückend. Die Infantin hatte nie vorher diese wunderbare Zeremonie gesehen, die alljährlich einmal zur Maienzeit vor dem Hochaltar der Jungfrau und ihr zu Ehren stattfindet. Hatte doch überhaupt kein Mitglied der königlichen Familie Spaniens je die große Kathedrale zu Saragossa betreten, seit dereinst ein wahnsinniger Priester, von dem viele sagten, er habe im Solde Elisabeths von England gestanden, versucht hatte, dem Prinzen von Asturien eine vergiftete Hostie zu reichen. Nur vom Hörensagen kannte sie den Tanz Unserer Lieben Frauen, wie man ihn nannte. Und es war wirklich ein herrliches Schauspiel. Die Knaben trugen altmodische Hofgewänder aus weißem Sammet und ihre merkwürdigen dreispitzigen Hüte waren silbergefranst und von riesigen Straußenfederwedeln überschattet. Wie sie sich so im Sonnenlichte hin und her bewegten, trat die blendende Weiße ihrer Gewandung durch den Gegensatz zu ihren schwarzbraunen Gesichtern und ihren langen schwarzen Haaren nur noch mehr hervor. Da war auch nicht einer, den nicht der würdevolle Ernst, mit dem sie durch die verschlungenen Figuren des Tanzes glitten, und die auserlesene Anmut ihrer langsamen Gebärden und stolzen Verbeugungen bezaubert hätte. Und als sie die Vorstellung beendet und ihre großen Federhüte tief vor der Infantin gesenkt hatten, nahm diese ihre Huldigung mit viel Höflichkeit entgegen und tat ein Gelübde, daß sie unserer Lieben-Frau-vom-Pfeiler zum Dank für das Vergnügen, das sie ihr gewährt, eine mächtige Wachskerze stiften wolle.

Eine Schar hübscher Ägypter, wie man in jenen Zeiten die Zigeuner nannte, betrat nach jenen die Arena. Sie ließen sich mit gekreuzten Beinen in der Runde nieder und begannen gedämpft die Zither zu schlagen. Ihre Körper

folgten wiegend den Melodien, und sie sangen schier unhörbar ein leises, träumerisches Lied. Als sie Don Pedros gewahr wurden, furchten sie finster die Stirne und auf den Gesichtern etlicher malten sich Abscheu und Entsetzen: hatte er doch vor wenigen Wochen erst zwei ihres Stammes wegen Hexerei auf dem Marktplatz von Sevilla hängen lassen! Die süße Infantin aber entzückte sie, wie sie sich so rückwärts lehnte und mit ihren großen blauen Augen über den Fächer hinweg sah; und es war ihnen, als könne eine, die so lieblich sei, niemals gegen eine Menschenseele grausam sein. So spielten sie ganz leise immer zu, die Saiten ihrer Zithern mit den langen spitzen Nägeln kaum berührend, und ihre Köpfe nickten langsam, als wollten sie in Schlaf versinken. Da plötzlich aber sprangen sie mit einem Schrei — der so wild klang, daß alle Kinder erschraken, und Don Pedros Hand nach dem Achatknopf seines Dolches fuhr — auf die Füße, wirbelten in tollem Kreistanz rund um die Arena, schlugen das Tamburin und sangen in ihrer seltsamen, gutturalen Sprache irgendein wildes Liebeslied. Auf ein zweites Zeichen warfen sie sich dann wiederum zu Boden und lagen reglos stille da, während nichts das Schweigen brach als der dumpfe Zitherlaut. Nachdem sie dies mehrmals wiederholt hatten, verschwanden sie für einen Augenblick und kehrten mit einem braunen, zottigen Bären an einer Kette zurück und trugen auf ihren Schultern ein paar kleine Berberaffen. Der Bär stand mit tiefem Ernste auf dem Kopfe, und die Affchen mit den runzligen Gesichtern führten allerlei lustige Streiche mit zwei Zigeunerkindern auf, die ihre Herren zu sein schienen. Sie fochten mit winzigen Schwertern, feuerten Gewehre ab und machten dann eine regelrechte Soldatenübung durch, just wie des Königs höchsteigene Leibgarde. Die Zigeuner waren wirklich ein großer Erfolg!

Aber den luſtigſten Teil der ganzen Morgenunterhaltung bildete zweifellos der Tanz des kleinen Zwerges; wie er ſo, auf krummen Beinchen wackelnd, in die Arena ſtolperte und ſeinen ſchweren ungeſtalten Kopf von einer Seite zur andern warf, brachen die Kinder in einen lauten Schrei des Entzückens aus, und die Infantin ſelber lachte ſo laut, daß die Camerera ſich verpflichtet fühlte, ſie daran zu mahnen, daß es in Spanien wohl ſchon manche Fälle gegeben habe, wo eines Königs Tochter vor ihresgleichen in Tränen ausgebrochen ſei, aber nie noch einen, daß eine Prinzeſſin von königlichem Geblüte ſo tolle Luſtbarkeit bezeigt habe vor ſolchen, die niedriger geboren ſeien als ſie. Der Zwerg ſelbſt aber war einfach ganz unwiderſtehlich. Und ſelbſt am ſpaniſchen Hofe — der ſtets wegen ſeiner ausgebildeten Leidenſchaft für das Grauenvolle bekannt war — hatte man nie ein ſo phantaſtiſch-ſcheußliches kleines Ungeheuer geſehen. Zudem war es ſein Debut. Er war am vorhergehenden Tage erſt entdeckt worden. Zwei Granden, die in einem entlegenen Teile des dichten Korkeichenwaldes jagten, der die Stadt umgab, hatten ihn durch Zufall aufgeſtöbert, als er wild im Walde umhertollte. Und dieſe hatten ihn als Überraſchung für die Infantin in den Palaſt gebracht. War doch ſein Vater, ein armer Kohlenbrenner, herzlich froh, eines ſo häßlichen und nutzloſen Kindes ledig zu werden! Das Beluſtigendſte an ihm war wohl die völlige Ahnungsloſigkeit, die er ſeiner eigenen Lächerlichkeit gegenüber an den Tag legte! Ja, noch mehr, er ſchien ganz glücklich und voll der beſten Laune zu ſein. Wenn die Kinder lachten, lachte er mit, frei und fröhlich wie irgendeins von ihnen und nach jedem Tanze machte er vor jedem eine höchſt poſſierliche Verbeugung, lächelte und nickte ihnen zu, ganz als wäre er ihresgleichen und nicht ein kleines mißgeſtaltetes Geſchöpf, das die Natur in einer

tollen Laune zum Gespött der anderen geformt hatte. Vollends bezauberte die Infantin ihn. Er konnte die Augen nicht von ihr wenden und schien nur für sie zu tanzen. Und als sie zum Schluß der Vorstellung die schöne weiße Rose aus ihrem Haare löste — sich erinnernd, daß sie gesehen hatte, daß die großen Damen des Hofes es also mit dem berühmten italienischen Tenore Caffarelli machten, den der Papst aus seiner eigenen Kapelle nach Madrid gesandt, daß er die Schwermut des Königs durch die Süße seiner Stimme heile — und ihm dieselbe über die Arena hin mit ihrem lieblichsten Lächeln zuwarf, teils zum Scherze und teils um die Camerera zu ärgern, faßte er die ganze Sache sehr ernsthaft auf, drückte die Blume an seine braunroten, schwulstigen Lippen, legte die Hände aufs Herz und beugte das Knie vor ihr, wobei er von einem Ohr zum andern grinste und ihr freudefunkelnde Blicke aus den kleinen Äuglein zuwarf.

Dies erschütterte die Ernsthaftigkeit der Infantin so sehr, daß sie hellauf lachte und immer noch lachte, als der kleine Zwerg schon längst aus der Arena hinausgelaufen war. Auch drückte sie ihrem Onkel den Wunsch aus, man möge den Tanz doch auf der Stelle wiederholen lassen. Die Camerera jedoch entschied, unter dem Vorwande, die Sonne sei zu heiß, daß es für Ihre Hoheit besser sei, unverzüglich in den Palast zurückzukehren, wo man bereits ein wundervolles Fest für sie bereitet habe, bei dem auch ein wirklicher Geburtstagskuchen nicht fehle, der mit ihren Initialen und farbigem Zucker überzogen sei und über dem eine hübsche kleine Silberflagge wehe. Dementsprechend erhob sich die Infantin mit großer Würde und ging in ihre Gemächer zurück, nachdem sie den Befehl erteilt, daß nach der Siestastunde der kleine Zwerg von neuem vor ihr tanzen sollte und dem jungen Grafen von Tierra-Nueva ihren Dank

für den reizenden Empfang übermittelt hatte. Die Kinder folgten ihr, in derſelben Reihenfolge, in der ſie gekommen waren.

Als nun der kleine Zwerg hörte, daß er ein zweites Mal vor der Infantin, noch dazu auf ihren eigenen ausdrücklichen Befehl, tanzen ſolle, war er ſo über alle Maßen ſtolz, daß er in den Garten hinauslief, die weiße Roſe in überſtrömender Freude wieder und wieder küßte und die ungeſchlachteſten und linkiſchſten Gebärden des Entzückens machte.

Die Blumen waren höchſt entrüſtet, daß er wagte, ſich in ihr ſchönes Heim zu drängen. Und wie ſie ihn ſo auf den Wegen hin und her ſpringen und in ſo lächerlicher Weiſe die Arme über dem Kopfe ſchwingen ſahen, vermochten ſie nicht länger, ihren Gefühlen Zwang anzutun.

„Er iſt meiner Treu doch allzu häßlich, als daß er da ſpielen dürfte, wo wir ſind!“ riefen die Tulpen.

„Er ſollte Mohnſaft trinken und ſich zu tauſendjährigem Schlafe legen“, ſprachen die großen Scharlachlilien und ereiferten und erhitzten ſich nicht wenig darob.

„Er iſt einfach ein Scheuſal!“ ſchrie der Kaktus. „Sehet nur, wie verkümmert und verſtümmelt er iſt! In welchem Mißverhältniſſe ſein Kopf zu ſeinen Füßen ſteht! Weiß Gott, mir wird ganz ſtachelig zumute. Kommt er mir nahe, will ich ihn tüchtig mit meinen Dornen ſtechen.“

„Und dabei hat er ſich wahrhaftig eine meiner ſchönſten Blüten angeeignet!“ rief der weiße Roſenbuſch. „Ich habe ſie ſelber der Infantin als Geburtstagsgeſchenk gegeben. Er hat ſie ihr geſtohlen.“ Und ſie ſchrie, ſo laut ſie nur konnte: „Dieb! Dieb! Dieb!“

Selbſt die roten Geranien, die für gewöhnlich gar nicht ſtolz taten und von denen man wußte, daß ſie eine Menge armer Verwandter hatten, zogen ſich voll Abſcheu zurück, als ſie ihn erblickten. Und als die Veilchen in aller Be-

scheidenheit bemerkten, daß er wohl furchtbar häßlich, daran aber doch unschuldig sei, betonten sie mit viel Vernunft, daß ja eben gerade dies sein Hauptfehler sei und daß kein Grund vorliege, jemanden zu bewundern, bloß weil er unverbesserlich sei. Und wirklich kam es selbst einigen der Veilchen zum Bewußtsein, daß die Häßlichkeit des kleinen Zwerges recht aufdringlich war und daß es weit besseren Geschmack gezeigt hätte, wenn er Trauer oder mindestens Nachdenklichkeit zur Schau getragen hätte, anstatt so lustig herumzuhüpfen und sich in solche absonderlichen und albernen Stellungen zu gefallen.

Die alte Sonnenuhr jedoch, die eine sehr hervorragende Persönlichkeit war und einst die Stunde des Tages keinem geringeren als Kaiser Karl V. höchstselbst angezeigt hatte, war über das Aussehen des kleinen Zwerges so entsetzt, daß sie beinahe vergessen hätte, zwei volle Minuten mit ihren langen Schattenfingern anzuzeigen und sich dem großen, milchweißen Pfauen gegenüber, der sich auf der Balustrade sonnte, nicht der Bemerkung enthalten konnte, es wisse doch jeder, daß die Kinder eines Königs Könige wären und daß die Kinder eines Kohlenbrenners eben Kohlenbrenner seien. Und es sei töricht, zu behaupten, dem sei nicht so. Eine Feststellung, welcher der Pfau seine volle Zustimmung gab und der gegenüber er sein „Gewiß! Gewiß!" so laut und schrill hervorstieß, daß die Goldfische, die im Becken der kühlplätschernden Fontäne wohnten, die Köpfe aus dem Wasser reckten und die großen, steinernen Tritonen fragten, was in aller Welt es denn da gäbe.

Doch die Vögel liebten ihn nun einmal. Sie hatten ihn oft im Wald gesehen, wie er wie ein Elf dem wirbelnden Blattwerk nachhuschte, oder auch sich in die Höhlung eines alten Eichenbaumes verkroch und seine Nüsse mit den Eichhörnchen teilte.

Sie nahmen ihm seine Häßlichkeit nicht im geringsten übel. War doch selbst die Nachtigall, die in den Orangenhainen so süß flötete, daß sich der Mond bisweilen niederbeugte, um zu lauschen, schließlich nur ein unansehnliches Persönchen! Auch war er stets gütig gegen sie gewesen; und während jenes fürchterlich grimmen Winters, als es gar keine Beeren mehr auf den Bäumen gab und der Boden stahlhart war und die Wölfe bis vor die Stadtmauern kamen, um Nahrung zu suchen, hatte er ihrer nicht ein einziges Mal vergessen, sondern ihnen stets die Krumen seiner kleinen schwarzen Brotrinde gegeben und immer mit ihnen geteilt, wie ärmlich auch sein Frühstück war.

Drum flogen sie in der Runde um ihn her, streiften im Flug ganz leise seine Wangen mit den Flügeln und schwätzten miteinander. Und der kleine Zwerg war so froh, daß er sich nicht enthalten konnte, ihnen die schöne weiße Rose zu zeigen und ihnen zu erzählen, daß ihm die Infantin selber sie geschenkt, weil sie ihn liebe!

Sie verstanden kein Sterbenswort von dem, was er sagte. Aber das tat nichts, denn sie legten die Köpfchen schief und setzten verständnisvolle Mienen auf, was ganz denselben Zweck erfüllt wie wirkliches Verstehen und viel leichter ist.

Auch die Eidechsen faßten eine große Vorliebe für ihn. Und als er des Laufens müde war und sich ins Gras warf, um zu ruhen, spielten und krochen sie alle auf ihm herum und versuchten, ihn nach bestem Wissen zu unterhalten. „Es kann nicht jeder so schön wie eine Eidechse sein!“ riefen sie. „Das wäre zu viel verlangt. Und, mag es auch töricht klingen, so über die Maßen häßlich ist er gar nicht. Natürlich muß man die Augen schließen und darf ihn nicht anschauen.“ Die Eidechsen waren geborene Philosophen und hockten oft stundenlang beisammen über einem Gedanken,

wenn sonst nichts zu tun war, oder wenn ihnen das Wetter zu regnerisch schien, um auszugehen.

Die Blumen jedoch waren sehr verstimmt über ihr Benehmen und das Benehmen der Vögel.

„Dies zeigt nun wieder," sagten sie, „welche verpöbelnde Wirkung dieses unaufhörliche Umherfliegen und Herumlaufen hat. Wohlerzogene Leute halten sich stets still an ihrem Platz, wie wir. Uns hat noch niemand die Wege auf- und niederhüpfen oder wie toll im Grase hinter den Wasserjungfrauen herjagen gesehen. Tut uns Luftveränderung not, so senden wir nach dem Gärtner, und er trägt uns auf ein anderes Beet. So ist es geziemend, und so sollte es sein. Aber Vögel und Eidechsen haben für Ruhe kein Verständnis. Die Vögel haben ja nicht einmal eine ständige Adresse. Sie sind die reinsten Vagabunden, wie Zigeuner, und man sollte sie danach behandeln."

So streckten sie die Nase in die Luft und blickten sehr hochmütig drein und waren sehr erfreut, als sie nach einiger Zeit sahen, wie sich der kleine Zwerg vom Gras aufraffte und über die Terrasse weg dem Palast zuschritt.

„Man sollte ihn wahrhaftig hinter Schloß und Riegel halten, solange er lebt", sprachen sie. „Schaut doch nur diesen Höcker und die krummen Beinchen an!" Und sie kicherten alle zusammen.

Der kleine Zwerg aber wußte von alldem nichts. Er hatte die Vögel und Eidechsen unendlich gern und fand, daß die Blumen die herrlichsten Geschöpfe der Welt seien. Natürlich die Infantin ausgenommen. Doch die hatte ihm ja die schöne weiße Rose geschenkt. Die liebte ihn! Und das machte einen großen Unterschied. Wie er doch wünschte, er wäre ihr gefolgt! Sie hätte ihn zu ihrer Rechten gesetzt und ihn angelächelt, und er wäre nie von ihrer Seite gewichen, sondern ihr Genosse geworden und hätte sie allerlei

holde Spiele gelehrt. Denn wenn er auch noch nie zuvor in einem Palaste gewesen, so wußte er doch eine Menge gar wunderbarer Dinge. Er konnte aus Binsen kleine Käfige bauen, in denen die Grashüpfer singen, aus langstieligem Rohr die Flöte schneiden, die Pan zu hören liebt. Er kannte jedes Vogels Schrei und konnte den Star vom Baumwipfel locken oder den Reiher aus dem Sumpf. Er verstand die Spur jedes Tieres und ersah aus den leichten Fußstapfen den Lauf des Hasen und aus den zertretenen Blättern den Weg des Ebers. Alle Tänze des Windes kannte er — den tollen Tanz im roten Gewande mit dem Herbste, den leichten Tanz in blauen Sandalen hin über das Korn, den Tanz mit weißen Schneekränzen im Winter und den Blütentanz durch die Gärten im Lenze. Er wußte, wo die Waldhauben ihr Nest bauen; und einst, als ein Vogelsteller die älteren Vögel weggefangen, hatte er die Jungen selbst aufgezogen und ihnen in der Höhlung einer zerspaltenen Ulme einen kleinen Schlag gebaut. Sie waren ganz zahm und gewohnt, ihm jeden Morgen aus der Hand zu fressen. Die würden ihr gefallen und auch die Kaninchen, die in dem hohen Farnkraut umherliefen, und die Holzhäher mit ihren stahlfarbenen Federn und schwarzen Schnäbeln, und die Igel, die sich in Stachelballen aufrollen konnten, und die großen klugen Schildkröten, die langsam herumkrochen, die Köpfe schüttelten und an den jungen Blättern nagten. Ja, gewiß, in den Wald mußte sie kommen und dort mit ihm spielen. Dort wollte er ihr sein eigen Bettlein geben und bis zum Morgengrauen Wache vor dem Fenster halten, daß das wilde Hornvieh ihr nicht Schaden tat und auch die hageren Wölfe der Hütte nicht zu nahe kamen.

Beim Morgengrauen aber würde er dann an die Läden klopfen und sie wecken, und sie würden hinausziehen und miteinander tanzen, solange der Tag schien. Es war im

Walde wirklich gar nicht einsam. Bisweilen ritt ein Bischof durch auf seinem weißen Maultier und las in einem schöngemalten Buche. Bisweilen zogen auch in ihren grünen Samtmützen und ihren Wämsen aus gegerbtem Hirschleder die Falkeniere vorbei, mit gekappten Falken auf der Faust. Zur Winzerzeit kamen die Traubentreter mit purpurroten Händen und Füßen und trugen Kränze von glattem Efeu und tropfende Schläuche voll Wein. Und die Köhler saßen nachts rings um ihre riesigen Feuerpfannen und sahen die trockenen Klötze langsam im Feuer zu Asche verkohlen, in der sie Kastanien brieten. Und die Räuber kamen aus ihren Höhlen und trieben Kurzweil mit ihnen. Einmal hatte er auch eine schöne Prozession gesehen, die sich den langen staubigen Weg gen Toledo aufwärts wand. Die Mönche schritten unter lieblichem Gesange voran und trugen helle Fahnen und Kreuze aus Gold. Ihnen folgten in silberner Rüstung mit Luntenschloß und Pike Krieger. Und in deren Mitte schritten drei barfüßige Männer in wunderlichen, gelben Gewändern, die allüber mit seltsamen Zeichen bemalt waren, und sie trugen brennende Kerzen in den Händen. Gewiß, es gab gar viel zu schauen hier im Walde. Und war sie müde, so wollte er schon eine weiche Moosbank für sie finden oder sie auf seinen Armen dahin tragen. Denn er war sehr stark, wenngleich er wußte, daß er nicht groß war. Er würde ihr ein Halsgeschmeide von roten Zaunbeeren machen, das gerade so hübsch sein würde, wie die weißen Beeren, mit denen ihr Kleid bestickt war, und wenn sie deren müde war, brauchte sie sie nur wegzuwerfen je nach Lust, er würde ihr schon andere suchen. Eichelschalen würde er bringen und taubetropfte Anemonen und winzige Glühwürmchen als Sterne in das bleiche Gold ihres Haares.

*

Wo aber war sie? Er fragte die weiße Rose, und sie gab ihm nicht Bescheid. Der ganze Palast schien schlafumfangen. Selbst da, wo die Läden nicht geschlossen waren, hatte man die Fenster mit schweren Vorhängen verhängt, um dem Sonnenglast den Eingang zu wehren. Er wanderte auf und nieder, nach einer Stelle spähend, wo er sich Einlaß erzwingen könnte, und erblickte endlich eine kleine, verborgene Türe, die offen stand. Er schlüpfte durch und fand sich in einer farbenprächtigen Halle, viel farbenprächtiger, fürchtete er, als selbst der Wald. — Sah er doch Gold, wohin er blickte! Auch der Boden war aus großen bunten Steinen gebildet, die sich zu regelmäßigem Linienspiele fügten. Aber die kleine Infantin sah er nicht, nur ein paar wunderschöne, weiße Statuen, die von ihren Jaspispiedestalen auf ihn niedersahen, mit traurigen leeren Augen und seltsam lächelnden Blicken.

Am Ausgange des Saales hing ein reichgestickter Vorhang aus schwarzem Samt, der mit Sonnen und Sternen, den Lieblingsblumen des Königs, übersät und auf der Farbe gestickt war, die er vor allem liebte. Vielleicht verbarg sie sich dahinter. Er wollte es jedenfalls versuchen.

So stahl er sich leise hin und zog ihn beiseite. Nein, es war nur ein anderes Zimmer; ein hübscheres freilich, dachte er, als das, was er eben verlassen. Die Wände waren mit handgefertigter Arrasstickerei behängt, die in vielen Gestalten eine Jagd darstellte und das Werk eines spanischen Künstlers war, der mehr als sieben Jahre daran geschaffen hatte. Sie hing einst im Gemache von Jean Le Fou, wie man ihn nannte, jenes wahnsinnigen Königs, der die Jagd so leidenschaftlich liebte, daß er oft in seinem Wahn versucht hatte, die sich bäumenden Riesenpferde an der Wand zu besteigen und den Hirsch niederzuzwingen,

auf den die großen Jagdhunde sprangen; der ins Jagdhorn stieß und mit seinem Dolche nach der bleichen fliehenden Hindin stach. Jetzt wurde es als Ratssaal benutzt, und auf dem Tische, der in der Mitte stand, lagen die roten Mappen der Minister, die mit den goldenen Tulpen Spaniens gestempelt waren und mit den Wappen und Emblemen des Hauses Habsburg.

Der kleine Zwerg blickte verwundert um sich und wagte kaum, weiterzugehen. Die seltsam schweigsamen Reiter, die so behende und lautlos durch das Dickicht jagten, schienen ihm gleich jenen furchtbaren Phantomen, von denen er die Köhler hatte reden hören, den Komprachos, die nur des Nachts jagen und menschliche Wesen, die sie treffen, in Hindinnen verwandeln und verfolgen. Dann aber dachte er an die hübsche Infantin und faßte Mut. Er wollte sie allein antreffen und ihr sagen, daß auch er sie liebe. Vielleicht war sie im Gemache nebenan. Er lief über die weichen, maurischen Teppiche und öffnete die Türe. Doch auch hier war sie nicht. Das Gemach war ganz leer.

Es war ein Throngemach, das zum Empfang fremder Gesandter diente, wenn der König, was in letzter Zeit allerdings nur selten geschah, sie selbst zu empfangen geruhte. Dasselbe Gemach, in welchem vor vielen Jahren Botschafter Englands erschienen waren, um ein Ehebündnis zwischen ihrer Königin, damals einer der katholischen Herrscherinnen Europas, mit dem ältesten Sohne des Kaisers einzuleiten. Die Tapeten waren aus vergoldetem Kordovaleder, und ein schwervergoldeter Kronleuchter mit Armen, die dreihundert Wachslichter zu tragen vermochten, hing von der schwarz und weißen Decke herab. Unter einem großen Thronhimmel aus Goldstoff, auf dem die Löwen und Türme Kastiliens, Perle an Perle, eingestickt waren, stand der Thron selbst, mit einem reichen Tuch aus schwarzem

Samt-verhangen, das mit Silbertulpen besetzt und mit Silber und Perlen gar reich umsäumet war. Auf der zweiten Stufe des Thrones stand der Knieschemel der Infantin mit seinen Kissen aus silbergewebtem Tuch. Und tiefer noch und außerhalb des Bereichs des Thronhimmels, stand der Stuhl des päpstlichen Nuntius, der allein das Recht besaß, in des Königs Gegenwart zu sitzen, wenn eine der öffentlichen Feierlichkeiten vor sich ging, und dessen Kardinalshut mit seinen verschlungenen scharlachroten Troddeln auf einem purpurroten Taburette davor lag. An der Wand, dem Throne gegenüber, hing ein lebensgroßes Bildnis Karls V. im Jagdgewande mit einer großen Dogge ihm zur Seite; und ein Bild Philipps II., wie er die Huldigung der Niederlande entgegennimmt, deckte die Mitte der anderen Wand. Zwischen den Fenstern stand ein Schrank aus schwarzem Ebenholze, mit Elfenbeinplatten eingelegt, worein die Gestalten aus Holbeins Totentanz geschnitten waren — von jenem großen Künstler selbst — wie viele wissen wollten.

Dem kleinen Zwerge aber galt all diese Pracht nichts. Für alle Perlen auf dem Baldachine hätte er seine weiße Rose nicht hingegeben. Nicht ein weißes Blütenblatt seiner Rose, nicht um den Thron selbst damit zu erkaufen. Sein Sinnen galt nur einem, die Infantin zu sehen, ehe sie in das Zelt hinabging, und sie zu bitten, mit ihm fortzugehen, sobald er seinen Tanz beendet hätte. Hier im Palaste war die Luft dumpf und stickig, doch im Walde blies der Wind frei und schob der Sonnenschein mit ewig regen Händen von Gold die zitternden Blätter beiseite. Auch Blumen gab es ja im Walde, Blumen, die vielleicht weniger prunkvoll als die im Garten waren, die dafür aber um so lieblicher dufteten. Im Frühling Hyazinthen, die mit wogendem Purpur die kühlen Täler und grasreichen Hügel überdeckten;

gelbe Primeln, die in kleinen Büſcheln rund um die knorrigen Wurzeln der Eichen niſteten, helles Schellkraut und blauen Ehrenpreis und gold- und fliederfarbene Schwertlilien. Graue Kätzchen hingen an den Haſelſtauden und der Fingerhut trug ſchwer an dem Gewichte ſeiner geſprenkelten, bienenbelebten Kämmerchen. Die Kaſtanie wiegte Türme weißer Sterne und der Hagedorn ſeine bleichen Schönheitsmonde. Ja, kein Zweifel: ſie würde mit ihm kommen, wenn er ſie nur finden könnte! Sie würde mit ihm ziehen in den ſchönen Wald und den ganzen lieben Tag lang würde er zu ihrem Vergnügen tanzen.

Ein Lächeln leuchtete bei dem Gedanken in ſeinen Augen auf. Und er betrat das nächſte Gemach.

Von allen Gemächern war dies das hellſte und ſchönſte. Die Wände waren mit roſageblümtem Luccadamaſt bekleidet, auf dem ſich Vögelmuſter reihten, und mit kleinen Silberblüten beſtreut. Die Einrichtung war aus ſchwerem Silber, mit blühenden Kränzen behangen und ſchwebenden Liebesgöttern. Vor den beiden Kaminen ſtanden mächtige Schirme, papageien- und pfauenüberſtickt. Und der Fußboden aus grünem Onyx ſchien ſich in weite Fernen hinzudehnen.

Auch war er nicht allein. Unter dem Schatten der Türe, am äußerſten Ende des Raumes, erblickte er eine ſchmächtige Geſtalt, die ihn anſah. Sein Herz erbebte. Ein Freudenſchrei rang ſich von ſeinen Lippen, und er trat ins helle Sonnenlicht hinaus. Nun, da er ſchritt, ſchritt auch die Figur. Und nun ſah er ſie genau.

Die Infantin, ja! Ein Scheuſal war es, das widerlichſte Scheuſal, das er je erblickt hatte. Nicht geradegewachſen wie alle anderen Leute, nein! höckerig und krummbeinig, mit großem wackelnden Kopfe und einer Mähne von ſchwarzen Haaren. Der kleine Zwerg blickte finſter, und auch das

Scheusal blickte finster. Er lachte, und es lachte mit ihm und stemmte die Hände in die Hüften, just wie er selber tat.

Er verneigte sich höhnisch, und es machte ihm eine tiefe Verbeugung zurück. Er ging darauf zu und es kam ihm entgegen, jeden Schritt nachahmend, den er schritt; innehaltend, wenn er selber innehielt. Er schrie vor Entzücken laut auf und lief vorwärts und streckte die Hand aus, und die Hand des Scheusals berührte die seine, und sie war kalt wie Eis. Ihn lähmte Angst, und er hob die Hand, und die Hand des Scheusals folgte schnell der seinen. Er versuchte weiterzugehen; aber etwas Glattes und Hartes tat ihm Einhalt. Das Gesicht des Scheusals war nun dicht vor seinem eigenen und Entsetzen stand darauf geschrieben. Er strich sich das Haar aus der Stirn. Es ahmte ihm nach. Er schlug danach, und es gab Schlag für Schlag zurück. Er zeigte ihm seinen Abscheu, und es schnitt ihm scheußliche Fratzen. Er fuhr zurück, und es entfernte sich.

Was war das? Einen Augenblick besann er sich, dann blickte er rings im Gemache herum. Seltsam! Alles schien sein Doppelbild in dieser unsichtbaren Mauer durchsichtigen Wassers zu besitzen. Ja, Bild für Bild wiederholte sich und Sofa für Sofa. Der schlafende Faun, der im Alkoven neben der Türe lag, hatte seinen Zwillingsbruder, der schlummerte; und die silberne Venus, die im Sonnenlichte stand, streckte die Arme nach einer Venus aus, die gleich hold anzusehen war wie sie.

Trieb das Echo hier sein Spiel? Er hatte ihm einst im Tale zugerufen und es hatte ihm Wort für Wort zurückgeschleudert. War's möglich, daß es das Auge höhnte, wie es die Stimme verspottete? War's möglich, daß es eine Scheinwelt herzauberte, die der wirklichen so völlig glich? War's möglich, daß die Schatten der Dinge Farbe und Leben besitzen und Bewegung? War's möglich, daß —?

Er zuckte zusammen, dann nahm er die liebliche, weiße Rose von der Brust, wandte sich um und küßte sie. Das Scheusal hatte auch eine Rose, Blatt für Blatt der seinen gleich! Es küßte sie mit gleichen Küssen und preßte sie mit schrecklichen Gebärden an das Herz.

Als die Wahrheit ihm endlich aufdämmerte, stieß er einen wilden Schrei der Verzweiflung aus und warf sich schluchzend auf den Fußboden. Er also war es, der mißgeformt, ein Krüppel war, häßlich anzusehen, eine Zwerggestalt! Er selber war das Scheusal! Und über ihn hatten die Kinder alle so laut gelacht. Und auch die kleine Prinzessin, von der er geglaubt hatte, sie liebe ihn, — auch sie hatte nur seine Häßlichkeit verhöhnt und sich über seine krummen Glieder lustig gemacht.

Warum hatte man ihn nicht im Walde gelassen, wo es keinen Spiegel gab, der ihm sagen konnte, wie abscheulich er war? Warum hatte ihn sein Vater nicht lieber getötet, als ihn seiner Schande verkauft! Heiße Tränen rannen über seine Wangen, und er riß die weiße Rose in Fetzen. Das kriechende Scheusal tat dasselbe und streute die bleichen Blütenblätter in die Luft. Es wälzte sich am Boden, und wenn er danach blickte, spähte es mit schmerzverzerrtem Antlitz nach ihm hin.

Er kroch fort, um es nicht mehr zu sehen, und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Wie ein verwundetes Tier schleppte er sich in den Schatten und blieb dort stöhnend liegen.

In diesem Augenblicke aber kam die Infantin selbst mit ihren Gespielen durch die offene Flügeltür herein. Und da sie den häßlichen kleinen Zwerg am Boden liegen sahen, sahen, wie er mit geballten Fäustchen in höchst phantastischer und übertriebener Weise um sich schlug, brachen sie in helles, kindlichfrohes Lachen aus und umringten ihn alle und sahen ihm zu.

„Sein Tanzen war unterhaltend," ſagte die Infantin, „aber ſein Spiel iſt noch viel unterhaltender. Er ſpielt beinahe ſo gut wie die Drahtpuppen. Nur ſelbſtverſtändlich nicht ganz ſo natürlich." Und ſie fächelte ihren großen Fächer und klatſchte Beifall.

Der kleine Zwerg aber blickte kein einzig Mal auf, und ſeine Seufzer wurden leiſer und leiſer und plötzlich entrang ſich ein ſeltſamer Laut ſeiner Kehle. Er grub ſich die Nägel in das Fleiſch. Dann fiel er wiederum zurück und lag ganz unbeweglich.

„Das war großartig", ſagte die Infantin nach einer Pauſe. „Aber jetzt mußt du mir etwas vortanzen!"

Da riefen alle Kinder im Chor: „Ja, du mußt aufſtehen und tanzen, denn du biſt nicht minder geſchickt als die Berberaffen und viel, viel komiſcher."

Der kleine Zwerg aber antwortete nicht.

Und die Infantin ſtampfte mit dem Füßchen auf und rief ihren Onkel herbei, der mit dem Kanzler auf der Terraſſe promenierte und einige Depeſchen las, die ſoeben aus Mexiko eingelangt waren, wo man kürzlich das Heilige Amt eingerichtet hatte.

„Mein luſtiger kleiner Zwerg ſchmollt!" rief ſie. „Weck' ihn mir auf und ſag' ihm, daß er für mich tanzen ſolle.

Die Kinder lächelten einander zu und ſchlenderten herein, und Don Pedro beugte ſich nieder und ſchlug den Zwerg mit ſeinem geſtickten Handſchuh auf die Backe. „Du ſollſt tanzen," ſprach er, „petit monstre. Tanzen ſollſt du. Die Infantin des ſpaniſchen Königreiches und der beiden Indien will unterhalten ſein." Aber der kleine Zwerg regte ſich nicht.

„Man ſollte nach einem Peitſchenmeiſter ſenden", ſprach Don Pedro müde und ging wieder auf die Terraſſe hinaus. Der Kanzler aber blickte ernſt und kniete neben dem kleinen

Zwerge nieder und legte die Hand auf deſſen Herz. Und nach Ablauf einer Sekunde zuckte er die Achſeln, ſtand auf, verneigte ſich tief vor der Infantin und ſprach: „Mia bella princessa! Ihr luſtiger kleiner Zwerg wird nie mehr tanzen. Es iſt ſchade, iſt er doch ſo häßlich, daß er ſelbſt dem Könige ein Lächeln hatte entlocken können.“

„Und warum wird er nie mehr tanzen?“ fragte lächelnd die Infantin.

„Weil ihm das Herz gebrochen iſt“, erwiderte der Kanzler.

Da runzelte die Infantin die Stirn, und ihre niedlichen Roſenlippen kräuſelten ſich in hübſcher Verachtung.

„In Zukunft laſſen Sie die, die mit mir zu ſpielen wünſchen, kein Herz haben!“ rief ſie und lief in den Garten hinaus.

Der Fischer und seine Seele

Allabendlich fuhr der junge Fischer hinaus auf das Meer und senkte das Netz in die Flut.

Wenn der Wind vom Lande blies, fing er nichts oder selbst im besten Fall nur wenig. War's doch ein bitterer, schwarzflügeliger Wind, dem rauhe Wellen sich entgegen bäumten. Doch wenn der Wind landeinwärts blies, stiegen die Fische aus der Tiefe und schwammen in die Maschen seines Netzes. Und er trug sie auf den Marktplatz und verkaufte sie.

Allabendlich fuhr er hinaus auf das Meer. Und an einem Abend war sein Netz so schwer, daß er es kaum herein ins Boot zu ziehen vermochte. Da lachte er und sprach zu sich selber: „Wahrlich, entweder habe ich alle Fische gefangen, die da schwimmen, oder ein dunkles Ungeheuer geangelt, das die Menschen angaffen werden. Vielleicht auch etwas Grausiges, wonach die große Königin Verlangen tragen wird." Und er nahm seine Kräfte zusammen und zog an den groben Tauen, bis auf seinen Armen die langen Adern deutlich hervortraten, wie Linien blauen Emails rund um ein erzenes Gefäß. Er zog an den dünnen Stricken und näher und näher kam der Kreis von flachen Korken, und endlich stieg das Netz an die Oberfläche des Wassers.

Aber es lag kein Fisch darin und auch kein Ungeheuer. Auch nichts Grauenvolles, nur ein kleines Meermädchen, das fest schlief.

Ihr Haar war wie ein nasses Vlies von Gold, und jedes einzelne Haar war wie ein Faden feinen Goldes im Glase einer Schale. Ihr Leib war wie weißes Elfenbein. Ihr Schuppenschwanz war aus Silber und Perlen und rundum von grünen Algen und Seemuscheln umkränzt. Den

Seemuscheln glichen ihre Ohren und ihre Lippen Seekorallen. Die kalten Wellen spielten mit ihren kalten Brüsten und Salz glitzerte auf ihren Augenlidern.

Sie war so schön, daß der junge Fischerknabe bei ihrem Anblicke voll des Staunens verstummte und die Hand ausstreckte und das Netz ganz nahe an sich zog. Tief beugte er sich über Bord und schloß sie in die Arme. Doch da er sie berührte, stieß sie einen Schrei aus, gleich dem Schrei der erschreckten Möwe, und erwachte und blickte ihn mit entsetzten Malven- und Amethystaugen an und rang mit ihm, sich ihm zu entwinden. Er aber hielt sie fest an sich gepreßt und wollte sie nicht lassen.

Und da sie sah, daß sie ihm auf keinerlei Art entrinnen konnte, hob sie an zu weinen und sprach: „Ich bitte dich, laß mich ziehen, denn ich bin die einzige Tochter eines Königs, und mein Vater ist alt und allein."

Der junge Fischer aber erwiderte: „Ich lasse dich nicht, es sei denn, du gelobest mir, zu mir zu kommen, so oft ich dich rufe, und für mich zu singen. Denn die Fische hören gern dem Gesang des Meervolkes zu. Und meine Netze werden sich füllen."

„Willst du mich in Wahrheit ziehen lassen, wenn ich dir dies gelobe?" rief die Meermaid.

„Ich will dich in Wahrheit ziehen lassen", erwiderte der junge Fischer.

Da versprach sie ihm, was er von ihr verlangte, und schwor es mit dem Eid des Meervolkes. Und er löste nun die Arme von ihr, und sie stieg hinab zum Wassergrunde und zitterte in seltsamer Furcht.

*

Allabendlich fuhr der junge Fischer hinaus aufs Meer und rief das Meermädchen, und sie stieg aus den Fluten

und ſang für ihn. Rund um ſie her ſchwammen die Delphine und ihr zu Häupten flatterten die wilden Seemöwen.

Sie aber ſang ſeltſam ſchönen Sang. Sang ſie doch vom Meervolke, das ſeine Herden von Höhle zu Höhle treibt und kleine Kälbchen auf den Schultern trägt; von den Tritonen, die lange grüne Bärte haben und behaarte Brüſte und auf den gewundenen Muſcheln blaſen, wenn der König vorüberzieht; von dem Palaſt des Königs, der, von oben bis unten aus Bernſtein iſt, ein Dach durchſichtiger Smaragden hat, und mit glänzenden Perlen gepflaſtert iſt; und von den Gärten der See, wo die breitgefiederten Fächer von Korallen den ganzen Tag lang auf und nieder gehen, wo die Fiſche gleich Silbervögeln hin und wider gleiten, die Anemonen feſt in den Felſen wurzeln und die roſenroten Nelken im gewellten, gelben Sande.

Sie ſang von den Rieſenwalen, die aus den nördlichen Meeren kommen und ſcharfe Eiszapfen an ihren Kiemen hängen haben; von den Sirenen, die von ſolch wunderbaren Dingen ſingen, daß die Kaufleute die Ohren mit Wachs verſtopfen müſſen, um ſie nicht zu hören, in die Tiefe zu ſpringen und zu ertrinken; von geſunkenen Galeeren mit hohen Maſten und erfrorenen Seefahrern, die ſich an das Tauwerk klammern, und den Makrelen, die durch die offenen Ladelöcher ein und aus ſchwimmen; von den kleinen Entenmuſcheln, die große Reiſende ſind und ſich in die Kiele der Schiffe bohren und ſo rund um die Welt ſegeln; und vom Tintenfiſche, der am Klippenrande lebt, und die langen ſchwarzen Arme ausſtreckt und die Nacht herniederrufen kann, wenn er will. Sie ſang von Nautilos, der ſein eigen Schifflein hat, das aus Opal geſchnitten iſt und mit einem ſeidenen Segel geſteuert wird, von den glücklichen Meermännern, die die Laute ſpielen und die große Seeſchlange in Schlaf verſenken können; von den kleinen

Kindern, die glatte Meerschweinchen erhaschen und lachend auf ihren Rücken reiten; von den Meerjungfrauen, die im weißen Schaume liegen und nach dem Seefahrer die Arme strecken; und von den Seelöwen mit den gebogenen Fangzähnen und den Seepferden mit den wogenden Mähnen.

Und wie sie so sang, kamen alle Tunfische der Tiefe herbei, um ihr zu lauschen, und der junge Fischer warf sein Netz um sie und fing sie alle, und wieder andere traf er mit dem Speer. Und wenn sein Boot sich vollgefüllt hatte, stieg die Meermaid lächelnd hinab in die Tiefe.

Niemals aber kam sie ihm so nahe, daß er sie berühren konnte. Oft rief er sie und bat sie. Doch sie wollte nicht. Und wenn er sie zu ergreifen versuchte, tauchte sie ins Wasser, wie wohl ein Seehund taucht, und an jenem Tage sah er sie nicht wieder. Täglich aber klang der Klang ihrer Stimme seinem Ohre süßer. So süß klang ihre Stimme ihm, daß er seines Netzes und seiner List vergaß und sich um sein Handwerk nicht mehr kümmerte.

Mit roten Flossen und Augen von gewölbtem Golde zogen die Tunfische in Scharen vorbei, er aber achtete ihrer nicht. Sein Speer lag unbenützt an seiner Seite, und sein Korb aus geflochtener Weide blieb leer. Mit offenen Lippen und Augen, die vor Staunen dunkel wurden, saß er müßig in seinem Kahn und lauschte. Lauschte, bis die Meeresnebel über ihn hinkrochen und der wandelnde Mond seine braunen Glieder mit Silber färbte.

Und eines Abends rief er sie und sprach: „Kleines Meermädchen, kleines Meermädchen, ich liebe dich. Nimm mich zum Bräutigam; denn ich liebe dich!“

Doch das Meermädchen schüttelte das Haupt: „Du hast eine Menschenseele,“ erwiderte sie, „wenn du nur deine Seele von dir senden wolltest! Dann könnte ich dich lieben.“

Und der junge Fiſcher ſprach zu ſich: „Was frommt mir meine Seele? Ich kann ſie nicht ſehen. Ich kann ſie nicht faſſen, ich kenne ſie nicht einmal. Wahrlich, ich will ſie von mir ſenden, und große Seligkeit wird meiner harren.“

Und ein Schrei der Freude rang ſich von ſeinen Lippen, und aufrechtſtehend in ſeinem buntbemalten Kahne ſtreckte er die Arme dem Meermädchen entgegen.

„Ich will meine Seele von mir ſchicken,“ rief er, „und du ſollſt meine Braut ſein. Dein Liebſter will ich ſein, und in den Tiefen der See wollen wir beiſammen wohnen, und du ſollſt mir all das, wovon du geſungen haſt, zeigen, und ich will alles tun, was du begehreſt und nichts mehr ſoll unſer Leben ſcheiden.“

Und das kleine Meermädchen lachte laut auf vor Glückſeligkeit und verbarg das Antlitz in den Händen.

„Doch wie ſoll ich meine Seele von mir ſenden?“ rief der junge Fiſcher. „Sag' mir, wie ich es beginnen ſoll, und ſiehe, es ſoll vollzogen ſein.“

„Ach! das weiß ich nicht“, ſprach das kleine Meermädchen. „Das Meervolk hat keine Seele.“ Und ſie ſtieg hinab in die Tiefe und ſah ihn ſehnſuchtsvoll an.

*

Früh am nächſten Morgen ſchon, ehe die Sonne noch eine Manneshand hoch über dem Hügel ſtand, ging der junge Fiſcher zum Hauſe des Prieſters und pochte dreimal an die Türe.

Der Novize ſpähte durch das Türfenſterlein heraus, und da er ſah, wer draußen ſtand, zog er den Riegel zurück und ſprach: „Tritt ein!“

Und der junge Fiſcher trat ein und kniete auf den ſüß duftenden Binſen des Bodens nieder und rief den Prieſter an, der in dem heiligen Buche las, und ſprach zu ihm:

„Vater, ich liebe eine vom Meervolk, und meine Seele hindert mich an der Erfüllung meiner Sehnsucht. Sag' mir, wie ich meine Seele von mir senden kann. Denn in Wahrheit, ich brauche sie nicht. Was soll mir meine Seele? Ich kann sie nicht sehen, ich darf sie nicht berühren, ich kenne sie nicht."

Und der Priester schlug sich die Brust und entgegnete: „Wehe! Weh! Aus dir spricht Wahnsinn! Vielleicht auch hast du von einem giftigen Kraute genossen. Ist doch das Edelste im Menschen die Seele und sie ist uns von Gott geschenkt worden, daß wir sie auf edle Art gebrauchen sollen. Es gibt nichts Herrlicheres als eine Menschenseele und kein irdisch Ding mag sich damit vergleichen. Sie wieget alles Gold der Erde auf und ist kostbarer als die Rubine der Könige. Darum, mein Sohn, wende du deine Gedanken ab von dieser Sünde, die von jenen ist, die nicht verziehen werden. Denn das Meervolk ist verloren, und verloren sind alle die, die sich mit ihm einlassen. Sie sind wie das Vieh auf dem Felde, das nicht Gutes vom Üblen unterscheidet. Und nicht für sie ist unser Herr gestorben."

Die Augen des jungen Fischers füllten sich mit Tränen, als er die harten Worte des Priesters vernahm, und er erhob sich von den Knien und sprach zu ihm: „Vater, die Faune leben im Walde und sind froh; und auf den Felsen sitzen die Meermänner mit ihren Harfen aus rotem Golde. Laß mich einer von ihnen sein, ich beschwöre dich. — Denn ihre Tage verstreichen wie die Tage der Blume. Meine Seele aber? Was frommt mir meine Seele, wenn sie zwischen mir und dem steht, was ich liebe?"

„Die Liebe des Leibes ist gemein," rief der Priester, die Stirn runzelnd, „und gemein und böse sind die heidnischen Wesen, die Gott durch seine Welt wandern läßt. Verflucht seien die Faune des Waldlandes, und verflucht seien die

Sänger der See. Ich habe sie zur Nachtzeit gehört, und sie haben versucht mich von meinem Gebete zu locken. Sie pochen ans Fenster und lachen, sie flüstern mir das Märchen von ihrer verderblichen Lust ins Ohr. Sie versuchen mich mit Versuchung — und wenn ich beten will, grinsen mich Fratzen an. Sie sind verloren, sag' ich dir, sie sind verloren. Für sie gibt es nicht Himmel noch Hölle, und nicht hier noch dort werden sie Gottes Namen lobpreisen."

„Vater!" rief der junge Fischer. „Du weißt nicht, was du sprichst. Einst fing ich in meinen Netzen die Tochter eines Königs. Sie ist schöner als der Morgenstern und weißer als der Mond. Für ihren Leib gäbe ich gern meine Seele hin und für ihre Liebe meine Seligkeit. Sage mir, wonach ich dich frage, und laß mich in Frieden ziehen."

„Hebe dich weg," rief der Priester, „deine Buhle ist verloren und du wirst mit ihr verloren sein." Und er gab ihm keinen Segen, sondern trieb ihn von seiner Tür.

Und der junge Fischer ging hinab auf den Marktplatz. Und er ging langsam und beugte den Kopf wie einer, der in Sorgen ist. Und als die Kaufleute ihn kommen sahen, flüsterten sie miteinander und einer von ihnen kam ihm entgegen und rief ihn beim Namen und sprach: „Was hast du zu verkaufen?"

„Ich will dir meine Seele verkaufen", antwortete er. „Ich bitte dich, kaufe sie mir ab, denn ich bin ihrer müde. Wozu brauche ich meine Seele? Ich kann sie nicht sehen, ich darf sie nicht fassen, ich kenne sie nicht."

Die Kaufleute aber höhnten ihn und sagten: „Was frommt uns wohl eine Menschenseele? Sie ist kein Stück geprägten Silbers wert. Verkaufe uns deinen Leib zu eigen, und wir wollen dich in den Purpur des Meeres hüllen, einen Ring an deinen Finger stecken und dich zum Lustknaben der großen Königin machen. Aber rede uns nicht

von deiner Seele, denn für uns ist sie nichts, auch hat sie keinen Wert für uns."

Da sprach der junge Fischer zu sich: „Wie seltsam ist doch all dies! Der Priester sprach zu mir: ‚Die Seele wiegt alles Gold der Welt auf.' Und die Kaufleute sagen, sie sei kein geprägtes Stück Silber wert."

Und er verließ den Marktplatz und stieg nieder an das Ufer der See und begann darüber zu sinnen, was er tun solle.

*

Und zur Mittagsstunde kam ihm in den Sinn, wie ihm einst einer seiner Gefährten, der ein Meerfenchelsucher war, von einer jungen Hexe erzählt hatte, die am Ende der Bucht in einer Höhle wohne, und sehr geschickt in ihren Zauberkünsten sei. Und er machte sich auf und lief zu ihr; so sehr gelüstete es ihn, seine Seele los zu werden. Und eine Wolke Staubes folgte ihm, als er den Ufersand entlang eilte.

Aus dem Jucken ihrer Hand ersah die junge Hexe sein Kommen. Und sie lachte und löste ihr rotes Haar. Von ihrem roten Haar umwogt, stand sie unter dem Eingang der Höhle, und in den Händen hielt sie einen Zweig von wildem Schierling, der blühte.

„Was willst du? Was willst du?" rief sie, als er keuchend den Abhang heranklomm und sich vor ihr neigte. „Fische im Netz, wenn der Wind versagt? Ich habe ein Rohrpfeiflein: Blas' ich darauf, so kommen die Meeräschen in die Bucht gesegelt. Aber es hat einen Preis, schöner Knabe. Es hat einen Preis. — Was willst du? Was willst du? Einen Sturm, der Schiffe scheitern macht und Kisten voll reicher Schätze an das Ufer spült? Ich habe mehr Stürme als der Wind, denn ich diene einem, der stärker ist als der Wind. Und mit einem Sieb und einem Eimer Wasser kann ich die großen Galeeren nieder auf den Grund des Ozeans

ſenken. Aber ich habe meinen Preis, ſchöner Knabe. Ich habe meinen Preis. — Was willſt du? Was willſt du? Ich kenne eine Blume, die im Tale wächſt. Keiner kennt ſie als ich. Purpurblätter hat ſie und einen Stern in ihrem Herzen, und ihr Saft iſt weiß wie Milch. Berührteſt du mit dieſer Blume die harten Lippen der Königin, ſo folgte ſie dir all über die Welt. Aus dem Bette des Königs ſtünde ſie auf, und all über die Welt hin folgte ſie dir. Doch die hat ihren Preis, hübſcher Junge. Die hat ihren Preis. — Was willſt du? Was willſt du? Ich kann eine Kröte im Mörſer zerſtoßen und Brühe daraus brauen, dieſe Brühe mit eines toten Mannes Hand umrühren. Spritzſt du ſie auf deinen Feind, während er ſchläft, ſo wird er ſich in eine ſchwarze Viper wandeln, und ſeine eigene Mutter wird ihn erſchlagen. Mit einem Spinnrad kann ich den Mond vom Himmel ziehen und im Kriſtall dir den Tod zeigen. — Was willſt du? Was willſt du? Nenne mir deinen Wunſch, und ich will ihn dir erfüllen und du wirſt mir den Preis zahlen, ſüßer Knabe, du wirſt den Preis zahlen."

„Mein Wunſch ſteht nur nach einem kleinen Dinge," ſprach der junge Fiſcher, „doch hat der Prieſter mir darob gezürnt und mich davongejagt. Nach einem kleinen Dinge nur ſtehet mein Wunſch; doch haben die Kaufleute mich verhöhnet und es mir verweigert. Drum bin ich zu dir gekommen, wenngleich dich die Menſchen böſe ſchelten. Und welchen Preis du auch fordern magſt: Ich will ihn bezahlen."

„Und was wünſcheſt du?" fragte die Hexe und trat dicht an ihn heran.

„Ich möchte meine Seele fort von mir ſenden", erwiderte der junge Fiſcher.

Die Hexe erbleichte und ſchauderte und verhüllte das Angeſicht mit ihrem blauen Mantel. „Schöner Knabe, murmelte ſie, „du verlangſt Entſetzliches."

Er schüttelte die braunen Locken und lachte. „Ich brauche meine Seele nicht", erwiderte er. „Ich kann sie nicht sehen, ich darf sie nicht fassen, ich kenne sie nicht."

„Was willst du mir geben, wenn ich es dir sage?" fragte die Hexe und blickte ihn verlangend an mit ihren schönen Augen.

„Fünf Stücke Goldes", sprach er. „Die Hütte aus Schilfrohr, worin ich lebe, und den bemalten Kahn, worin ich segle. Nur sage mir, wie ich meine Seele los werden kann. Ich will dir alles geben, was ich besitze."

Sie lachte höhnisch auf und schlug ihn mit dem Zweig des Schierlings. „Ich kann die Blätter des Herbstes in Gold verwandeln," erwiderte sie, „ich kann die bleichen Mondstrahlen zu Silber spinnen, wenn ich will. Der, dem ich diene, ist reicher als alle Könige der Erde und beherrscht ein jedes ihrer Länder."

„Was denn soll ich dir geben," rief er, „wenn dein Preis nicht Silber ist noch Gold?"

Die Hexe glättete sein Haar mit ihren schmalen weißen Händen: „Tanzen sollst du mit mir, schöner Knabe", flüsterte sie und lächelte ihm zu, als sie sprach.

„Sonst nichts?" rief der junge Fischer verwundert und sprang auf die Füße.

„Sonst nichts", entgegnete sie. Und wieder lächelte sie ihm zu.

„So wollen wir bei Sonnenuntergang an heimlicher Stelle miteinander tanzen", sprach er. „Und haben wir getanzt, so wirst du mir verraten, was zu wissen mich verlangt."

Sie schüttelte den Kopf. „Erst wenn der Mond voll ist! Erst wenn der Mond voll ist!" flüsterte sie. Dann spähte sie im Kreise umher und lauschte. Ein blauer Vogel stieg kreischend von seinem Neste auf und kreiste über die Dünen,

und drei bunte Vögel rauſchten durch das harte graue Gras und ſchrien einander zu. Kein Laut ſonſt war hörbar, außer dem Rauſchen der Wogen, die ſich ſtöhnend auf dem glatten Kieſelgrunde wälzten. Da ſtreckte ſie die Hand aus und zog ihn eng an ſich heran und legte ihre heißen Lippen dicht an ſein Ohr.

„Heute nacht ſollſt du mit mir auf den Bergesgipfel kommen," flüſterte ſie, „es iſt Sabbat und Er wird dort ſein."

Der junge Fiſcher erſchrak und ſah ſie an. Doch ſie wies ihm die weißen Zähne und lachte.

„Wer iſt Er, von dem du ſprichſt?" ſo fragte er.

„Was kümmert es dich?" erwiderte ſie. „Komm heute nacht! Unter den Äſten der weißen Buche ſollſt du ſtehen und auf mich warten. Läuft ein ſchwarzer Hund auf dich zu, ſchlag ihn mit einer Weidenrute, und er wird fortgehen. Schreit eine Eule zu dir, gib ihr keine Antwort. Sobald der Mond voll iſt, will ich bei dir ſein. Dann wollen wir zuſammen im Graſe tanzen."

„Doch ſchwörſt du mir zu ſagen, wie ich meine Seele fort von mir ſenden kann?" fragte er dawider.

Sie trat in das volle Sonnenlicht hinaus und durch ihr rotes Haar wehte der Wind. „Bei den Hufen des Bockes ſchwöre ich es!" gab ſie zur Antwort.

„Du biſt die beſte aller Hexen," rief der junge Fiſcher, „darum will ich auch wahrlich heute mit dir auf dem Bergesgipfel tanzen. Ich wollte zwar, du hätteſt Gold oder Silber von mir erbeten; doch ſoll dir der Preis werden, nach dem du verlangeſt, denn es iſt ja nur eine Kleinigkeit."

Er lüftete die Mütze und neigte tief das Haupt vor ihr und lief zurück in die Stadt, von großer Freude erfüllt.

Und die Hexe blickte ihm nach, wie er ſo lief. Und als er ihr aus dem Aug' geſchwunden war, trat ſie wieder in die Höhle, nahm einen Spiegel aus einem Kiſtchen von

geschnitztem Zedernholze, setzte ihn auf ein Gestell und verbrannte auf glühender Kohle Eisenkraut davor und starrte in die Ringel des Rauches. Und nach einer Weile krampfte sie zornig die Hände ineinander. „Er hätte mein sein sollen!“ stieß sie leise hervor. „Ich bin so schön wie sie.“

*

Am Abend, als der Mond emporgestiegen war, kletterte der junge Fischer zum Berggipfel hinan und stellte sich unter die Äste der Weißbuche. Wie ein Schild spiegelglatten Metalles ruhte zu seinen Füßen das Meer, und die Schatten der Fischerboote zogen durch die kleine Bucht. Eine große Eule mit gelben Schwefelaugen rief seinen Namen, er aber antwortete nicht. Ein schwarzer Hund lief auf ihn zu und fletschte die Zähne, er schlug ihn mit einer Weidenrute, und winselnd schlich er sich weg.

Um Mitternacht kamen die Hexen wie Fledermäuse durch die Luft geflattert. „Pfui!“ kreischten sie, als sie den Boden berührten. „Es ist einer hier, den wir nicht kennen.“ Und sie schnüffelten herum und schwatzten miteinander und gaben sich Zeichen. Als letzte aber kam die junge Hexe, und ihr Rothaar wehte im Wind. Sie trug ein goldgewebtes Gewand, das mit Pfauenaugen bestickt war, und ein Häubchen aus grünem Samt auf dem Kopfe.

„Wo ist er? Wo ist er?“ gellten die Hexen, als sie sie sahen. Sie aber lachte nur auf und lief auf die Weißbuche zu, nahm den jungen Fischer an der Hand und führte ihn hinaus ins helle Mondlicht und hub zu tanzen an.

In rasendem Wirbeltanze drehten und drehten sie sich, und die junge Hexe sprang so hoch, daß er die scharlachenen Hacken ihrer Schuhe sehen konnte. Da drang, mitten in den Tanz hinein, der Laut schnelleilender Hufe. Doch kein Pferd ward sichtbar; und er fürchtete sich.

„Schneller!“ rief die Hexe und sie schlang ihm die Arme um den Hals, und ihr Atem brannte auf seinem Gesicht. „Schneller! Schneller!“ rief sie, und die Erde schien unter seinen Füßen wie ein fliegendes Spinnrad, und seine Gedanken wurden wirr, und eine große Angst befiel ihn: gleichsam als starre ihn Böses an, — und zuletzt sah er, daß unter dem Schatten des Felsens eine Gestalt stand, die vorher nicht dagewesen war.

Es war ein Mann in einem schwarzen Samtgewande, nach spanischer Art geschnitten. Sein Gesicht war seltsam bleich. Seine Lippen aber waren wie eine stolze rote Blume. Er schien müde und lehnte sich zurück, achtlos mit dem Knopfe seines Dolches spielend. Auf dem Grase neben ihm lag ein Federhut und ein Paar Reiterhandschuhe mit goldenen Spitzen besetzt und mit Perlen bestickt, die ein seltsames Symbol bildeten. Ein kurzer, zobelgefütterter Mantel hing ihm von der Schulter, und seine zarten weißen Hände waren ringübersät. Schwere Lider schatteten seine Augen.

Der junge Fischer sah und sah ihn an wie einer, den ein Zauber hält. Endlich trafen sich ihre Blicke, und wohin er auch tanzte, immer fühlte er die Augen des Mannes auf sich ruhen. Er hörte die Hexe lachen, faßte sie um den Leib und drehte sie in tollem Wirbel.

Plötzlich bellte ein Hund im Walde, und die Tänzer hielten ein und traten je zu zweit vor den Mann hin, knieten nieder und küßten seine Hand. Als sie dies taten, glitt ein leises Lächeln um seine stolzen Lippen, wie Vogelschwingen über Wasser gleiten und es lächeln machen. Aber es lag Verachtung darin, und immerzu sah er den jungen Fischer an.

„Komm, laß uns anbeten!“ flüsterte die Hexe und sie nahm ihn bei der Hand, und ein heißes Verlangen, zu tun

wie sie sprach, ergriff ihn. Er folgte ihr. Doch da er nahe trat, ohne zu wissen weshalb, schlug er auf seiner Brust das Kreuzeszeichen und rief den heiligen Namen an.

Kaum hatte er dies getan, da kreischten die Hexen wie Falken auf und flogen von dannen, und das bleiche Gesicht, das ihn ansah, zuckte in einem Krampf des Schmerzes. Der Mann schritt auf ein kleines Gehölze zu und pfiff. Eine silbergezäumte Stute lief ihm entgegen. Und da er auf ihren Rücken sprang, wendete er sich nochmals um und blickte den jungen Fischer traurig an. Auch die Hexe mit dem roten Haare versuchte fortzufliegen, aber der Fischer erhaschte sie beim Handgelenk und hielt sie fest.

„Gib mich frei", rief sie, „und laß mich gehen! Hast du doch genannt, was nicht genannt werden darf, und das Zeichen gemacht, das wir nicht ansehen dürfen."

„Nicht doch," erwiderte er, „nicht laß ich dich, eh' du mir das Geheimnis verraten."

„Welches Geheimnis?" sprach die Hexe und rang mit ihm wie eine wilde Katze und biß sich die schaumbedeckten Lippen.

„Du weißt es", antwortete er.

Ihre grasgrünen Augen wurden tränenschwer, und sie sprach zum jungen Fischer: „Verlange von mir was du willst, nur das nicht."

Er lachte und hielt sie nur um so fester.

Und als sie sah, daß sie sich nicht zu lösen vermochte, flüsterte sie ihm zu: „Sag', bin nicht auch ich so schön wie die Tochter des Meeres und so begehrenswert wie jene, die in den blauen Wassern wohnt?" Und sie schmiegte sich an ihn und lehnte ihr Antlitz an das seine.

Er aber stieß sie stirnrunzelnd von sich und sprach: „Brichst du das Versprechen, das du mir gegeben hast, so erschlage ich dich, du falsche Hexe!"

Sie wurde grau wie eine Blume am Judasbaume und erſchauerte. „Sei's denn!“ murmelte ſie, „es iſt ja deine Seele und nicht meine. Tu, was du willſt, mit ihr.“ Und ſie zog aus dem Gürtel ein kleines Meſſer, das einen Griff von grüner Vipernhaut trug, und gab es ihm.

„Was ſoll mir das?“ fragte er ſie verwundert.

Einen Augenblick lang ſchwieg ſie, und ein Ausdruck des Entſetzens glitt über ihr Geſicht. Dann ſtrich ſie ſich das Haar aus der Stirn, und ſeltſam lächelnd ſprach ſie zu ihm:

„Was die Menſchen den Schatten des Körpers nennen, iſt nicht der Schatten des Körpers, ſondern der Körper der Seele. Gehe hinab an das Ufer der See und wende deinen Rücken dem Monde zu und ſchneide rings um deine Füße den Schatten ab, der deiner Seele Körper iſt, und heiße deiner Seele dich verlaſſen, ſo wird ſie es tun.“

Der junge Fiſcher zitterte. „Sprichſt du wahr?“ murmelte er.

„Ich ſprach wahr. Und ich wollte, ich hätte es dir nicht geſagt!“ rief ſie und umfing ſchluchzend ſeine Knie.

Er ſchob ſie von ſich und ließ ſie im hohen Graſe liegen, ſteckte das Meſſer in ſeinen Gürtel, ſchritt an den Rand des Berges und begann hinabzuklettern.

Und die Seele in ihm rief und ſprach: „Höre! Ich habe jahrelang in dir gewohnt und dir gedienet. Schicke mich jetzo nicht von dir! Denn was hab' ich dir Böſes getan?“

Und der junge Fiſcher lachte: „Du haſt mir nichts Böſes getan, doch brauche ich dich nicht“, antwortete er. „Die Welt iſt weit. Auch gibt es einen Himmel und eine Hölle und jenes dämmerdunkle Zwielichthaus, das zwiſchen beiden liegt. Geh, wohin du willſt, aber ſtöre mich nicht, denn mich ruft meine Geliebte.“

Und ſeine Seele flehte ihn jammernd an, er aber achtete ihrer nicht, ſondern ſprang von Klippe zu Klippe, ſicheren Fußes wie eine wilde Ziege, und endlich kam er auf flachen Grund zu ſtehen am gelben Ufer des Meeres.

Mit bronzefarbenen Gliedern und wohlgeſtaltet, wie eine Statue von Griechenhand geſchaffen, ſo ſtand er auf dem Sande, und wandte dem Monde den Rücken zu. Aus dem Meeresſchaume aber ſtreckten ſich weiße Arme, die ihm winkten, und aus den Wogen ſtiegen dunkle Geſtalten, die ihm huldigten. Vor ihm lag ſein Schatten, welcher der Körper ſeiner Seele war, und hinter ihm hing der Mond in der honigfarbenen Luft.

Und ſeine Seele ſprach zu ihm: „Mußt du mich wirklich von dir treiben, ſo ſchicke mich nicht fort ohne ein Herz. Die Welt iſt grauſam, gib mir dein Herz mit auf den Weg!“

Er ſchüttelte den Kopf und lächelte. „Womit ſollte ich wohl meine Geliebte lieben, gäbe ich dir mein Herz?“ fragte er.

„Nicht doch! Sei barmherzig,“ ſprach ſeine Seele, „gib mir dein Herz, denn die Welt iſt grauſam, und ich fürchte mich.“

„Mein Herz gehört meiner Geliebten,“ erwiderte er, „und nun zögere nicht länger. Fort mit dir!“

„Soll ich nicht auch lieben?“ fragte ſeine Seele.

„Hebe dich fort, denn ich kann dich nicht mehr brauchen!“ rief der junge Fiſcher, und er nahm das kleine Meſſer mit dem Knopf aus grüner Vipernhaut und ſchnitt den Schatten rings um ſeine Füße ab. Da erhob ſich dieſer und ſtand vor ihm und ſah ihn an und glich ihm ſelbſt in allen Dingen.

Er ſchlich zurück und ſtieß das Meſſer in den Gürtel und ein Gefühl des Schauderns überkam ihn. „Hebe dich weg,“ murmelte er, „und laß mich dein Antlitz nicht mehr ſehen.“

„Nicht doch, wir müſſen uns wiederſehen", erwiderte die Seele. Ihre Stimme war leiſe und flötengleich, und ihre Lippen bewegten ſich kaum, da ſie ſprach.

„Wie ſollten wir uns wiederſehn?" rief der junge Fiſcher. „Du wirſt mir nicht in die Tiefen des Meeres folgen."

„Alljährlich einmal will ich an dieſe Stelle kommen und dich rufen," ſprach die Seele, „es kann ſein, daß du mich dann brauchſt."

„Wie ſollte ich dich brauchen", rief der junge Fiſcher. „Doch ſei dem ſo, wenn du es willſt." Und er tauchte hinab in das Waſſer, und die Tritonen blieſen auf ihren Hörnern und das kleine Meermädchen ſtieg empor, ihm entgegen, und ſchlang die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Und die Seele ſtand am einſamen Ufer und blickte nach ihnen hin. Und als ſie im Meere verſunken waren, zog ſie weinend ihres Weges, über das Sumpfland hin.

*

Und als ein Jahr verſtrichen war, kam die Seele zum Ufer des Meeres herab und rief den jungen Fiſcher, und er ſtieg empor aus der Tiefe und ſprach: „Warum rufſt du mich?" Und die Seele antwortete: „Komm näher, daß ich zu dir ſpreche, denn Wunderbares habe ich geſchaut." Und er kam näher und lag im ſeichten Waſſer und lehnte das Haupt auf die Hand und lauſchte.

*

Und die Seele ſprach zu ihm: „Da ich dich verlaſſen, wandte ich mein Antlitz gen Oſten und wanderte. Von Oſten kommt alle Weisheit. Sechs Tage lang wanderte ich und am Morgen des ſiebenten Tages kam ich an einen Hügel, der im Lande der Tataren liegt. Ich lagerte mich

in den Schatten eines Tamariskenbaumes, um mich vor der Sonne zu schützen. Das Land war trocken und von der Hitze versengt. Die Leute schleppten sich über die Ebene hin wie Fliegen, die auf einer Scheibe blanken Kupfers kriechen.

Gen Mittag stieg eine Wolke roten Staubes am flachen Horizonte des Landes auf. Als die Tataren sie erblickten, strafften sie ihre bemalten Bogen und sprangen auf ihre kleinen Pferde und sprengten ihr entgegen. Die Weiber flohen schreiend zu den Wagen und verbargen sich hinter den Vorhängen aus Fellen.

Bei Dämmerung kamen die Tataren zurück, aber fünf von ihnen fehlten; und von denen, die zurückkamen, waren nicht wenige verwundet. Sie spannten ihre Pferde an die Wagen und fuhren eilig davon. Drei Schakale kamen aus einer Höhle und spähten ihnen nach. Dann zogen sie die Luft mit den Nüstern ein und trabten in entgegengesetzter Richtung davon.

Als der Mond aufging, ward ich eines Lagerfeuers auf der Ebene gewahr und lenkte den Schritt darauf zu. Auf Teppichen lagerten eine Schar von Kaufleuten. Ihre Kamele waren hinter ihnen an Pfählen festgebunden, und die Neger, die ihre Knechte waren, spannten Zelte aus gegerbten Tierhäuten auf dem Sande auf und errichteten eine hohe Mauer aus Stachelbirnen.

Als ich in ihre Nähe kam, erhob sich der Führer der Kaufleute und zog das Schwert und fragte nach meinem Begehr.

Ich erwiderte, ich sei ein Fürst in meinem Heimatlande, und sei soeben den Tataren entflohen, die versucht hätten, mich zu ihrem Sklaven zu machen.

Der Häuptling lachte und zeigte mir fünf Köpfe, die an langen Bambusrohren staken.

Dann fragte er mich, wer Gottes Prophet sei. Ich gab zur Antwort: ‚Mohammed.‘

Als er den Namen des falschen Propheten hörte, neigte er sich tief und nahm mich bei der Hand und setzte mich an seine Seite. Ein Neger brachte mir Pferdemilch in einer hölzernen Schale und ein Stück geröstetes Lammfleisches.

Bei Tagesgrauen machten wir uns auf die Reise. Ich ritt auf einem rothaarigen Kamel, dem Häuptling zur Seite, und ein Läufer lief vor uns her und trug einen Speer. Zu beiden Seiten schritt Kriegsvolk, und die Maultiere folgten mit den Waren. Es waren vierzig Kamele bei der Karawane und der Maultiere waren zweimal vierzig an der Zahl.

Wir zogen vom Lande der Tataren in das Land derer, die dem Monde fluchen. Wir sahen die Greifen auf den weißen Felsen ihr Gold hüten und die schuppigen Drachen in ihren Höhlen schlafen. Als wir über das Gebirge schritten, hielten wir den Atem an, daß sich der Schnee nicht lockere und auf uns falle, und jedermann band sich einen Schleier aus Gaze vor die Augen. Als wir durch die Täler zogen, schossen die Zwerge aus hohlen Bäumen mit Pfeilen nach uns, und zur Nachtzeit hörten wir die Wilden ihre Trommeln schlagen. Als wir zum Turme der Affen kamen, setzten wir ihnen Früchte vor und sie taten uns kein Leid.

Als wir zu dem Turme der Schlangen kamen, setzten wir ihnen warme Milch in zinnernen Schalen vor und sie ließen uns vorüberziehen. Dreimal kamen wir auf unserer Reise an die Ufer des Oxus. Wir setzten auf hölzernen Flößen darüber mit großen Blasen luftgefüllter Häute. Die Flußpferde wüteten gegen uns und wollten uns töten. Als die Kamele sie sahen, zitterten sie.

Die Könige jeder Stadt heischten Zoll von uns, doch keiner ließ uns durch die Tore treten. Über die Mauer

herüber warfen sie uns Brot zu, kleine honiggebackene Maiskuchen und Kuchen aus feinem Mehl mit Datteln gefüllt. Für je hundert Körbe voll gaben wir ihnen eine Bernsteinperle.

Wenn die Leute in den Dörfern uns kommen sahen, vergifteten sie die Brunnen und flohen auf die Hügelhöhen. Wir kämpften mit den Magadaern, die alt zur Welt kommen und von Jahr zu Jahr jünger werden, und die sterben, wenn sie kleine Kinder sind; und mit den Laktroen, die sich Tigersöhne nennen und sich gelb bemalen und schwarz; und mit den Auranthen, die die Leichen ihrer Toten in den Wipfeln der Bäume begraben, und selber in dunklen Höhlen wohnen, daß die Sonne, die ihr Gott ist, sie nicht töte; und mit den Krimanieren, die ein Krokodil anbeten und ihm Ohrringe aus grünem Glas geben und es mit Butter und jungem Geflügel füttern; und mit den Agazonbaten, die Hundeköpfe haben; und mit den Silbanern, die Pferdefüße haben und schneller laufen als Pferde. Ein Dritteil unserer Schar fand in der Schlacht den Tod, und ein Dritteil starb an Entbehrung. Die Übriggebliebenen murrten wider mich und sagten, ich habe Unheil über sie gebracht. Ich zog eine Hornnatter unter einem Steine hervor und ließ mich von ihr beißen. Als sie sahen, daß ich nicht erkrankte, befiel sie Furcht.

Im vierten Monate erreichten wir die Stadt Illel. Nacht war es, als wir an den Hain gelangten, der vor den Mauern liegt, und die Luft war schwül, denn der Mond stand unter dem Zeichen des Skorpions. Wir pflückten die reifen Granatäpfel von den Bäumen, brachen sie und schlürften ihren süßen Saft. Dann lagerten wir uns auf unsere Teppiche und warteten auf die Dämmerung.

Und als es dämmerte, standen wir auf und pochten an das Tor der Stadt. Es war aus rotem Erz und See-

ungetüme und geflügelte Drachen waren hereingegossen. Die Wächter schauten von den Wällen herab und fragten nach unserem Begehr. Der Dolmetsch der Karawane antwortete, wir kämen von der syrischen Insel und brächten viele Waren. Sie nahmen Geiseln und sagten, sie wollten uns das Tor am Mittag öffnen, und hießen uns bis dahin warten.

Als es Mittag war, öffneten sie das Tor, und als wir einzogen, liefen die Leute in Scharen aus den Häusern, um uns zu sehen, und ein Marktschreier ging durch die ganze Stadt und blies auf einer Muschel. Wir standen auf dem Marktplatz und die Neger banden die Ballen bunten Tuches auf und öffneten die geschnitzten Truhen aus Sykomore, und als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, zogen die Kaufleute ihre seltenen Schätze hervor: das gewächste Linnen aus Ägypten und das farbige Linnen aus dem Lande der Äthiopier, die purpurnen Schwämme von Tyrus und die blauen Tapeten aus Sidon; die kühlen Bernsteinschalen und die schönen Gefäße aus Glas und die seltsamen Gefäße aus gebranntem Ton. Vom Dache eines Hauses herab beobachtete uns eine Schar Frauen. Eine der Frauen trug eine Maske von vergoldetem Leder. Und am ersten Tage kamen die Priester und trieben Tauschhandel mit uns, und am zweiten Tage kamen die Edelleute, und am dritten kamen die Arbeiter und die Sklaven. Und so ist dies in ihrem Lande Kaufleuten gegenüber Brauch, solange diese in der Stadt verweilen.

Wir aber verweilten einen Monat lang. Und als der Mond schwand, wurde ich müde und wanderte fort durch die Straßen der Stadt, und kam zu dem Garten ihres Gottes. Lautlos glitten die Priester in ihren gelben Gewändern zwischen den grünen Bäumen hin, und auf einem Pflaster von schwarzem Marmor stand das rosenrote Haus,

worin die Gottheit ihre Wohnstatt hat. Die Türen waren aus goldbestaubtem Lack, und Stiere und Pfauen waren in leuchtendem Golde und erhabener Arbeit darauf abgebildet. Das Ziegeldach war aus meergrünem Porzellan und die hervorspringenden Dachtraufen waren mit kleinen Glöcklein bekränzt. Wenn die weißen Tauben flatterten, berührten sie die Glöcklein mit ihren Schwingen, so daß sie erklangen.

Vor dem Tempel lag ein Becken klaren Wassers, das mit ädrigem Onyx gepflastert war. Ich lagerte mich an seinen Rand und strich mit meinen weißen Fingern über die breiten Blätter. Einer der Priester kam auf mich zu und trat hinter mich. Er trug Sandalen an den Füßen, eine aus weicher Schlangenhaut, die andere aus Vogelgefieder. Auf seinem Kopfe war eine Mitra aus schwarzem Filz mit silbernen Halbmonden besät. Siebenfaches Gelb war in sein Kleid gewoben und auch sein gekräuseltes Haar war mit Antimon gefärbt.

Nach einer kleinen Weile sprach er zu mir und fragte nach meinem Begehr.

Ich sagte ihm, daß ich die Gottheit zu sehen begehre.

‚Der Gott ist auf der Jagd‘, sprach der Priester und blickte mich seltsam mit den schmalgeschlitzten Augen an.

‚Sage mir, in welchem Walde, so will ich mit ihm reiten‘, erwiderte ich. Er kämmte die weichen Fransen seiner Tunika mit seinen langen spitzigen Fingern aus. ‚Der Gott schläft‘, murmelte er.

‚Sage mir, auf welchem Lager, so will ich bei ihm wachen‘, erwiderte ich.

‚Der Gott ist beim Festmahl!‘ rief er.

‚Ist der Wein süß, so will ich mit ihm trinken, und schmeckt er bitter, so will ich gleichfalls mit ihm trinken‘, war meine Antwort.

Er neigte voll Staunen den Kopf und nahm mich bei der Hand und hob mich auf und führte mich in den Tempel.

Und im erſten Gemache ſah ich ein Götzenbild auf einem Throne von Jaſpis ſitzen, der mit großen Perlen aus dem Oſten eingeſäumt war. Es war aus Ebenholz geſchnitzt, und ſeine Geſtalt glich der Geſtalt eines Mannes. Auf ſeiner Stirn ſaß ein Rubin, und dickes Öl tropfte aus ſeinem Haare auf die Schenkel nieder. Seine Füße waren vom Blute eines friſchgeſchlachteten Lammes rotgenetzt und um ſeine Lenden gürtete ſich ein kupferner Gurt, der mit ſieben Beryllen beſetzt war.

Und ich ſprach zum Prieſter: ‚Iſt dies der Gott?‘ und er erwiderte: ‚Dies iſt der Gott.‘

‚Zeige mir den Gott,‘ rief ich, ‚oder wahrlich, ich töte dich‘, und ich berührte ſeine Hand und ſie wurde welk.

Und der Prieſter flehte und ſprach: ‚Es heile der Herr ſeinen Knecht, und ich will ihm den Gott zeigen.‘

Da hauchte ich mit meinem Hauch auf ſeine Hand, und ſie ward wieder ſtark, er aber zitterte und führte mich in ein zweites Gemach, und ich ſah ein Götzenbild in einem Lotuskelche aus Nephrit ſtehen, der mit großen Smaragden behangen war. Es war aus Elfenbein geſchnitzt und ſeine Größe war zweifach Mannesgröße. An ſeiner Stirn hing ein Chryſolith und ſeine Brüſte waren mit Myrrhen und Zimt geölt. In einer Hand hielt es ein krummes Zepter aus Nephrit und in der anderen einen runden Kriſtall. Es trug Stiefel von Kupfer und ſein dicker Hals war mit einem Bunde Selenithen umwunden.

Und ich ſprach zum Prieſter: ‚Iſt dies der Gott?‘ Und er erwiderte: ‚Dies iſt der Gott.‘

‚Den Gott zeig' mir,‘ rief ich, ‚oder wahrlich, ich erſchlage dich.‘ Und ich berührte ſeine Augen: da wurden ſie blind.

Und der Prieſter flehte und ſprach: ‚Es heile der Herr ſeinen Knecht und ich will ihm den Gott zeigen.‘

Da hauchte ich mit meinem Hauche auf ſeine Augen, und das Licht kam ihm wieder. Und er erzitterte von neuem und führte mich in das dritte Gemach. Und ſiehe! Kein Götzenbild ſtand darin, noch ſonſt ein Bildnis — nur ein Spiegel von rundem Metall, auf einem Altare von Stein.

Und ich ſprach zum Prieſter: ‚Wo iſt der Gott?‘

Und er antwortete mir: ‚Wir haben keinen Gott. Nur dieſen Spiegel, den du ſiehſt; denn dies iſt der Spiegel der Weisheit, und er ſpiegelt alle Dinge wider, ſo im Himmel und auf Erden ſind, nur das Geſicht deſſen nicht, der hineinſchaut. Dieſes ſpiegelt er nicht wider, auf daß er, der hineinſchaut, weiſe ſei. Es gibt viele andere Spiegel, aber ſie ſind die Spiegel der Meinungen. Dieſer nur iſt der Spiegel der Weisheit. Und die, die dieſen Spiegel beſitzen, wiſſen jed' Ding, noch gibt es etwas Verborgenes für ſie. Und die, die ihn nicht beſitzen, haben nicht die Weisheit. Darum iſt dies der Gott und darum beten wir ihn an.‘ Und ich blickte in den Spiegel, und es war, wie er geſprochen hatte.

Und ich tat etwas Seltſames. Doch iſt meine Tat ohne Belang, denn in einem Tale, das nur eine Tagreiſe fern von hier liegt, habe ich den Spiegel der Weisheit verborgen. Nimm mich wieder in dich auf, laß mich dir dienen, und du wirſt weiſer ſein als alle Weiſen, und die Weisheit ſelbſt wird dein ſein. Nimm mich wieder in dich auf, und keiner wird dir an Weisheit gleichen.“

Der junge Fiſcher aber lachte. „Liebe iſt beſſer als Weisheit,“ rief er, „und das kleine Meermädchen liebt mich.“

„Nicht doch! Es gibt nichts, das der Weisheit gliche“, ſprach die Seele.

„Die Liebe ist besser", erwiderte der junge Fischer, und er tauchte in die Tiefe und weinend zog die Seele ihres Weges, über das Sumpfland hin.

*

Und als das zweite Jahr verstrichen war, stieg die Seele wieder zum Ufer des Meeres nieder und rief den jungen Fischer und er kam aus der Tiefe und sprach: „Was rufest du mich?"

Und die Seele erwiderte: „Komm näher, daß ich zu dir spreche, denn Wunderbares habe ich gesehen."

Da kam er näher und lagerte sich im seichten Wasser und lehnte den Kopf auf die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm: „Da ich dich verließ, wandte ich mein Antlitz südwärts und wanderte. Aus dem Süden kommt jedwede Kostbarkeit. Sechs Tage lang zog ich die Landstraßen dahin, die zur Stadt Asthar führen, die staubigen, rotgefärbten Landstraßen dahin, die Pilger entlangziehen, und am Morgen des siebenten Tages hob ich die Augen, und siehe! zu meinen Füßen lag die Stadt, denn sie liegt in einem Tale.

Neun Tore führen in diese Stadt und vor jedem Tore steht ein Pferd aus Erz, das wiehert, wenn sich die Beduinen aus den Bergen herabstehlen. Die Mauern sind mit Kupfer beschlagen und die Dächer auf den Wachttürmen erzgedeckt. In jedem Turme steht ein Bogenschütze, dessen Hand den Bogen hält. Bei Sonnenaufgang schlägt er mit seinem Pfeile an ein Schallbecken, und bei Sonnenuntergang bläst er durch ein Horn von Horn.

Als ich eintreten wollte, hielten mich die Wachen an und fragten, wer ich sei. Ich gab zur Antwort, daß ich ein Derwisch sei und auf dem Weg nach Mekka, wo ein grüner Schleier wäre, worauf der Koran von Engelhand in Silber-

lettern gestickt sei. Sie waren voll des Staunens und baten mich einzutreten.

Drinnen aber geht es zu wie in einem Basar. Wahrlich, du hättest an meiner Seite sein sollen: Durch die engen Straßen flattern lustig Laternen aus Papier gleich großen Schmetterlingen. Bläst der Wind über die Dächer, so steigen und fallen sie wie farbenbunte Seifenblasen. Vor ihren Läden sitzen die Kaufleute auf seidenen Teppichen. Sie trugen geradlinige schwarze Bärte, und ihre Turbane sind mit Goldzechinen übersät, und lange Ketten aus Bernstein und geschnittenen Pfirsichsteinen gleiten durch ihre kalten Finger. Einige von ihnen verkaufen Galbanum und Narden und seltsame Wohlgerüche von den Inseln des Indischen Ozeans, und dick träufelndes Öl roter Rosen und Myrrhen und winzige, nagelförmige Nelken. Hält man an, um mit ihnen zu reden, so werfen sie kleine Stückchen Weihrauch auf ein Kohlenbecken und versüßen die Luft. Einen Syrier hab' ich gesehen, der hielt in der Hand eine dünne Rute, die einem Rohre glich. Graue Rauchfäden wanden sich daraus empor, und da sie brannte, glich ihr Duft der rosenfarbenen Mandelblüte im Lenz. Andere verkaufen silberne Armspangen, die allüber mit milchigblauen Türkisen besetzt sind, und metallene Knöchelspangen, die mit winzigen Perlen gefranst sind, und goldgefaßte Tigerklauen und die gleichfalls goldgefaßten Klauen der goldgelben Katze, des Leoparden, und Ohrringe aus durchlöcherten Smaragden, und Fingerringe aus gehöhltem Nephrit. Aus den Teehäusern kommt der Klang der Gitarre und die Opiumraucher blicken mit weißen, starrlächelnden Gesichtern auf die Vorübergehenden heraus.

Wahrlich! wahrlich! Du hättest bei mir sein sollen. Die Weinverkäufer erkämpften sich mit den Ellbogen den Weg durch die Menge und tragen große schwarze Schläuche auf

den Schultern. Die meisten verkaufen Wein aus Schiraz, der süß wie Honig ist. Sie schenken ihn in kleine Metallschalen und streuen Rosenblätter darauf. Auf dem Marktplatze stehen die Obstverkäufer, die aller Art Früchte verkaufen: reife Feigen mit ihrem weichen Purpurfleische, Melonen, die nach Moschus duften und gelb wie Topase sind, Zitronen und Rosenäpfel und Bündel weißer Trauben, runde, rotgüldene Orangen und längliche Zitronen aus grünem Gold. Einmal sah ich einen Elefanten vorüberschreiten. Sein Rüssel war mit Karmin und Gelbwurz gefärbt und über seine Ohren war ein Netz hellroter Seidenschnüre gezogen. Er stand vor einer der Buden still und fing an die Orangen zu fressen, und der Mann lachte bloß. Du kannst dir nicht vorstellen, welch seltsames Volk dies ist. Fühlen sie sich froh, so gehen sie zu einem Vogelverkäufer und kaufen von ihm einen gefangenen Vogel und schenken ihm die Freiheit, daß ihre Freude größer sei. Und sind sie traurig, so geißeln sie sich mit Dornen, daß ihr Gram nicht geringer werde.

Eines Abends stieß ich auf Neger, die durch den Basar eine schwere Sänfte trugen. Sie war aus vergoldetem Bambusrohre, und die Stangen waren aus hellrotem Lacke mit erzenen Pfauen eingelegt. Vor den Fenstern hingen dünne Vorhänge aus Musselin, die mit Käferflügeln und winzigen Staubperlen bestickt waren. Und da sie vorüberzog, sah eine bleiche Zirkassin heraus und lächelte mir zu. Ich folgte, und die Neger beschleunigten die Schritte und murrten. Ich aber achtete dessen nicht. Ich fühlte eine große Neugierde in mir erwachen.

Endlich hielten sie vor einem viereckigen weißen Hause. Es hatte keine Fenster, nur eine kleine Türe, die der Tür eines Grabes glich. Sie setzten die Sänfte nieder und klopften dreimal mit einem kupfernen Hammer an. Ein

Armenier in einem Kaftan aus grünem Leder spähte durch das Türfenster, und als er sie erblickte, öffnete er und breitete einen Teppich auf den Boden, und die Frau stieg aus. Beim Hineingehen wandte sie sich um und lächelte mir wieder zu. Ich hatte nie jemand gesehen, der so bleich war. Als der Mond aufging, kehrte ich zur selben Stelle zurück und suchte nach dem Hause. Doch es stand nicht länger an der Stelle. Als ich das sah, wußte ich, wer die Frau war, und warum sie mir zugelächelt hatte.

Wahrlich, du hättest mit mir sein sollen. Am Feste des jungen Mondes ging der junge Kaiser aus seinem Palaste hervor und trat in die Moschee, zu beten. Sein Haar und sein Bart waren mit Rosenblättern gefärbt, und seine Wangen mit feinem Goldstaub bestaubt. Die Flächen seiner Hände und seiner Füße waren gelb von Safran.

Bei Sonnenaufgang ging er aus seinem Palaste hervor in einem Gewande von Silber, und bei Sonnenuntergang kehrte er darein zurück in einem Gewand von Gold.

Das Volk warf sich auf die Erde und verhüllte das Angesicht. Ich aber wollte das nicht tun. Ich stand bei dem Brettverschlage eines Dattelhändlers und wartete. Als der Kaiser meiner gewahr wurde, zog er die gemalten Augenbrauen in die Höhe und wartete. Ich verharrte regungslos und erwies ihm keine Huldigung. Das Volk staunte ob meiner Kühnheit und riet mir, aus der Stadt zu fliehen. Ich achtete ihrer nicht, sondern ging hin und setzte mich zu den Verkäufern fremder Götter, die man um ihres Gewerbes willen in Abscheu hält. Als ich ihnen erzählte, was ich getan, schenkte mir ihrer jeder einen Gott und bat mich, von ihm zu gehen.

In jener Nacht, da ich in dem Teehause, das in der Granatapfelbaumstraße steht, auf einem Kissen ruhte, kamen die Wachen des Kaisers und führten mich in sein

Schloß. Als ich hineinging, schlossen sie Türe um Türe hinter mir ab und legten eine Kette vor. Im Innern war ein großer Hof mit Säulengängen. Die Wände waren aus weißem Alabaster, hier und dort mit blauen und grünen Ziegeln eingelegt. Die Säulen waren aus grünem Marmor, und das Pflaster aus einer Art pfirsichblütenfarbenen Marmors. Ich hatte niemals Ähnliches gesehen.

Da ich durch den Hof ging, schauten von einem Altan zwei verschleierte Frauen herab und fluchten mir. Die Wachen eilten vorbei, und die Schäfte ihrer Lanzen dröhnten auf dem spiegelglatten Pflaster. Sie öffneten ein Tor aus gedrechseltem Elfenbein, und ich befand mich in einem wasserreichen Garten, der sieben Terrassen hatte. Er war mit Tulpen und Mohnblumen und silberknospenden Aloen bepflanzt. Gleich einer schlanken Säule aus Kristall hing ein Springbrunnen in der dämmerigen Luft. Die Zypressen glichen erloschenen Fackeln. Von einer herab sang eine Nachtigall.

Am Ende des Gartens stand ein kleines Zelt. Da wir uns näherten, kamen zwei Eunuchen heraus, uns entgegen. Ihre fetten Leiber schwankten, da sie gingen, und sie spähten mit ihren gelblidrigen Augen neugierig nach mir herüber. Einer von ihnen nahm den Hauptmann der Wache beiseite und flüsterte mit leiser Stimme ihm zu. Der andere kaute indessen duftende Pastillen, die er mit gezierter Handbewegung einer länglichen Dose von lilafarbigem Email entnahm.

Nach einigen Augenblicken verabschiedete der Hauptmann der Wache die Soldaten. Sie gingen zum Palast zurück. Die Eunuchen folgten ihnen langsam und pflückten im Vorübergehen die süßen Maulbeeren von den Bäumen. Einmal drehte sich der ältere der beiden um und lächelte mir mit bösem Lächeln zu.

Dann winkte mich der Hauptmann der Wache an den Eingang des Zeltes heran. Ohne zu zittern ſchritt ich hin, lüftete den ſchweren Vorhang und trat ein.

Da lag der junge Kaiſer, auf ein Lager gefärbter Löwenfelle geſtreckt, und ein Falke hockte auf ſeiner Fauſt. Hinter ihm ſtand ein Nubier mit ſteifem Turban, bis zu den Hüften nackt, in den geſpaltenen Ohren ſchwere Ohrgehänge. Auf einem Tiſch neben dem Lager ruhte ein mächtiger Pallaſch aus Stahl.

Als der Kaiſer mich erblickte, zog er die Stirne kraus und ſprach: ‚Wie nennſt du dich? Weißt du nicht, daß ich Kaiſer bin in dieſer Stadt?‘ Ich aber gab keine Antwort.

Er deutete mit dem Finger auf den Pallaſch, und der Nubier ergriff denſelben und ſtürzte vor und hieb nach mir mit großer Wucht. Die Schneide ſauſte auf mich nieder und tat mir kein Leid. Der Mann ſtürzte zappelnd zu Boden, und wie er wieder aufſtand, ſchlugen ſeine Zähne vor Grauen aufeinander und er verbarg ſich hinter dem Lager.

Der Kaiſer ſprang auf die Füße und nahm von einem Waffenſtande ſeine Lanze und warf ſie nach mir. Ich fing ſie im Fluge auf und brach den Schaft entzwei. Er ſchoß nach mir mit einem Pfeil, ich aber hob die Hände; da blieb er in den Lüften hängen. Dann zog er aus einem Gürtel weißen Leders ſeinen Dolch und grub ihn tief dem Nubier in den Hals, auf daß der Sklave von ſeiner Schande nicht erzähle. Der Mann krümmte ſich wie eine zertretene Natter und roter Schaum rann ihm von den Lippen.

Sobald er tot war, wandte der Kaiſer ſich zu mir. Und als er ſich den hellen Schweiß mit einem Tüchlein aus purpurgeſtickter Seide von der Stirne gewiſcht hatte, ſprach er zu mir: ‚Biſt du ein Prophet, daß ich dich nicht töten kann, oder der Sohn eines Propheten, daß ich dich nicht zu verwunden vermag? Ich bitte dich, verlaß noch heute

nacht meine Stadt, denn solange du in ihr wohnest, bin nicht ich ihr Herr.'

Und ich erwiderte ihm: ‚Für die Hälfte deiner Schätze will ich gehen. Gib mir die Hälfte deiner Schätze, so werde ich von hinnen gehen.'

Er nahm mich bei der Hand und führte mich hinaus in den Garten. Als der Hauptmann der Leibwache meiner ansichtig ward, staunte er. Als die Eunuchen meiner ansichtig wurden, zitterten ihre Knie und sie stürzten vor Angst zu Boden.

Das Schloß birgt ein Gemach, das Wände aus rotem Porphyr hat und eine erzgeschuppte Decke, von welcher Lampen niederhängen.

Der Kaiser berührte eine der Wände und sie öffneten sich und wir gingen einen Gang entlang, der von vielen Fackeln hell war. Rechts und links in Nischen standen hohe Weinkrüge, mit Silberstücken bis an den Rand gefüllt. Als wir die Mitte des Ganges erreicht hatten, sprach der Kaiser das Wort, das sonst keiner sprechen darf. Alsobald sprang, von geheimer Feder gerührt, ein graniten Tor zurück und er verhüllte die Augen mit den Händen, auf daß seine Augen nicht geblendet würden.

Du vermagst wohl kaum zu ahnen, welch wunderbarer Ort dies war; da lagen Riesenschalen von Schildkrot, mit Perlen angehäuft, und große ausgehöhlte Mondsteine, worin sich rote Rubinen türmten. Das Gold stand in Koffern aus Elefantenhaut aufgespeichert und Goldstaub in ledernen Flaschen. Da gab es Opale und Saphire, diese in kristallenen Schalen, in Nephritschalen jene. Runde grüne Smaragden waren auf dünnen Elfenbeinplatten geschichtet, und in einer Ecke reihten sich seidene, hochgefüllte Säcke, einige voll mit Türkisen, andere mit Beryllen. Die elfenbeinernen Hörner waren mit purpurnen Amethysten

hochgefüllt und die Hörner aus Erz mit Chalzedonen und Sarden. Die Pfeiler aus Zedernholz hingen ſchwer mit Schnüren gelber Luchsſteine. In den flachen länglichen Schilden häuften ſich Karfunkel; einige von der Farbe des Weines, von der Farbe des Graſes andere. Mit all dem aber habe ich dir kein Zehntel all deſſen, was da war, geſchildert.

Und als der Kaiſer die Hände vom Geſicht genommen hatte, ſprach er zu mir: ‚Dies iſt mein Schatzhaus und die Hälfte von allem ſei dein, ſo wie ich dir verhieß. Auch will ich dir Kamele und Kameltreiber ſchenken, und ſie ſollen tun nach deinem Worte, und deinen Teil des Schatzes tragen, wohin du auch zu gehen verlangſt. Heute nacht aber ſoll noch all dies geſchehen, denn ich möchte nicht, daß die Sonne, die mein Vater iſt, ſchaue, wie in meiner Stadt ein Mann lebt, den ich nicht zu töten vermag.‘

Ich aber erwiderte ihm: ‚Das Gold, das hier liegt, bleibe dein, und auch das Silber bleibe dein. Dein auch mögen die koſtbaren Juwelen bleiben und die Gegenſtände ohne Preis. Ich trage nach all dieſem nicht Begehr. Auch will ich nichts von dir nehmen, als dieſen kleinen Ring vom Finger deiner Hand.‘

Und der Kaiſer furchte die Stirne. ‚Es iſt nur ein Ring aus Blei,‘ rief er, ‚und hat keinerlei Wert. Drum nimm deine Hälfte des Schatzes und meide meine Stadt.‘

‚Nein‘, erwiderte ich. ‚Nicht will ich anderes nehmen, als dieſen Ring aus Blei. Weiß ich doch, was drauf geſchrieben ſteht, und was es bedeutet.‘

Da bebte der Kaiſer und blickte mich an und ſprach: ‚Nimm alle meine Schätze und geh’ aus meiner Stadt. Auch die Hälfte, die noch mein iſt, ſoll dein ſein.‘

Ich aber tat etwas Seltſames. Doch davon will ich nicht ſprechen, denn in einer Höhle, eine Tagreiſe von hier

entfernt, habe ich den Ring des Reichtumes verborgen. Eine Tagreise von hier entfernt, liegt er verborgen und harret dein. Wer diesen Ring sein eigen nennt, ist reicher als alle Könige der Welt. Darum komm und nimm ihn, und alle Schätze der Erde sind dein."

Der junge Fischer aber lachte. „Die Liebe ist besser als Reichtum", rief er. „Und das kleine Meermädchen liebt mich."

„Nein, nichts ist besser als Reichtum", sprach die Seele.

„Die Liebe ist besser", erwiderte der junge Fischer. Und er tauchte hinab in die Tiefe. Die Seele aber zog weinend ihres Weges über das Sumpfland hin.

*

Und da das dritte Jahr verstrichen war, kam die Seele herab zum Ufer der See und rief den jungen Fischer. Und er stieg empor aus der Tiefe und sprach: „Warum rufest du mich?"

Und die Seele erwiderte: „Komm näher, daß ich zu dir sprechen kann, denn Wunderbares habe ich gesehen."

Und er kam näher und ruhte in dem seichten Wasser und lehnte das Haupt auf die Hand und lauschte.

Und die Seele sprach zu ihm:

„In einer Stadt, die ich kenne, ist eine Herberge, die am Flußrand steht. Dort saß ich mit Matrosen, die von zweifarbigem Weine tranken und Gerstenbrot aßen und kleine gesalzene Fische, die man auf Lorbeerblättern mit Essig herumreichte.

Und als wir so saßen und guter Dinge waren, gesellte sich ein alter Mann zu uns, der einen Lederteppich trug und eine Laute mit zwei Bernsteinhörnern. Und als er den Teppich auf den Boden gebreitet hatte, schlug er mit einer Feder auf die Drahtsaiten seiner Laute, und ein Mäd-

chen mit verhülltem Antlitz lief herein und begann vor uns zu tanzen. Ihr Antlitz war mit einem Gazeschleier bedeckt, doch ihre Füße waren nackt. Nackt waren ihre Füße und sie glitten gleich zwei weißen Täubchen über den Teppich hin. Nie habe ich so Wunderbares gesehen. Und die Stadt, in der sie tanzte, liegt nur eine Tagreise weit von hier."

Und als der Fischer die Worte seiner Seele hörte, kam es ihm in den Sinn, daß das kleine Meermädchen keine Füße hatte und nicht tanzen konnte. Und es überfiel ihn eine große Sehnsucht und er sprach zu sich selber: „Eine Tagreise nur ist es hin, und ich kann ja zu meiner Geliebten zurückkehren." Und er lachte, hob sich in dem seichten Wasser hoch und schritt dem Ufer zu.

Und als er das trockene Ufer erreicht hatte, lachte er von neuem und breitete die Arme aus nach seiner Seele und die Seele stieß einen lauten Schrei des Jubels aus und eilte auf ihn zu und nahm von ihm Besitz. Und der junge Fischer sah vor sich auf dem Sande den Schatten seines Körpers ausgebreitet ruhen, welcher der Körper der Seele ist.

Und seine Seele sprach zu ihm: „Laß uns nicht zögern, sondern unversäumt fort von hier gehen, denn die Meergötter sind neidisch und haben Ungeheuer, die ihrem Gebote gehorchen."

So eilten sie unverweilt von dannen und wanderten die Nacht lang. Und die ganze Nacht wanderten sie unter dem Monde und den ganzen Tag wanderten sie unter der Sonne dahin. Und am Abend des Tages gelangten sie in eine Stadt.

Und der junge Fischer sprach zu seiner Seele: „Ist dies die Stadt, worin sie tanzt, von der du mir erzählt hast?"

Und seine Seele erwiderte ihm: „Nicht diese Stadt ist es, sondern eine andere. Doch laß uns eintreten."

So betraten sie denn die Stadt und gingen durch die Straßen, und da sie durch die Straße der Goldschmiede kamen, erblickte der junge Fischer einen schönen Silberbecher, der in einer Bude zur Schau gestellt war. Und seine Seele sprach zu ihm: „Nimm diesen Silberbecher und verbirg ihn."

Da nahm er den Becher und verbarg ihn in den Falten seines Gewandes und sie gingen eilends aus der Stadt.

Und als sie eine Meile weit gegangen und fern der Stadt waren, furchte der junge Fischer die Stirn und warf den Becher von sich und sprach zu seiner Seele: „Warum hießest du mich diesen Becher nehmen und ihn verbergen? War es doch ein übel Ding, das ich tat."

Seine Seele aber erwiderte ihm: „Sei ruhig, sei ruhig!"

Und am Abend des zweiten Tages kamen sie in eine Stadt und der junge Fischer sprach zu seiner Seele: „Ist dies die Stadt, in der sie tanzt, von der du mir gesprochen hast?"

Und seine Seele erwiderte ihm: „Nicht diese Stadt ist es, sondern eine andere. Doch laß uns eintreten."

So schritten sie hinein und schritten durch die Straßen, und als sie durch die Straße der Sandalenhändler gingen, sah der junge Fischer ein Kind bei einem Wasserbrunnen stehen und seine Seele sprach zu ihm: „Schlage dies Kind!" Da schlug er das Kind, bis es aufschluchzte. Und da er dies getan, gingen sie eilends hinaus aus der Stadt.

Und als sie eine Meile weit gegangen und fern der Stadt waren, wurde der junge Fischer zornig, und er sprach zu seiner Seele: „Warum geboteſt du mir, dieſes Kind zu schlagen? War es doch ein übel Ding, das ich tat."

Doch seine Seele entgegnete ihm: „Sei ruhig, sei ruhig!"

Und am Abende des dritten Tages kamen sie in eine Stadt, und der junge Fischer sprach zu seiner Seele: „Ist

dies die Stadt, in der sie tanzt, von der du mir gesprochen hast?"

Und seine Seele erwiderte ihm: „Es kann sein, daß dies die Stadt ist, drum laß uns eintreten."

So gingen sie hinein und schritten durch die Straßen. Doch nirgends konnte der junge Fischer den Fluß gewahren, noch die Herberge, die am Flußufer stand.

Und die Einwohner der Stadt blickten ihn neugierig an und Furcht faßte ihn und er sprach zu seiner Seele: „Laß uns von hinnen gehen, denn die, die mit weißen Füßen tanzet, ist nicht hier."

Und seine Seele erwiderte: „Nicht doch, laß uns hier verweilen, denn die Nacht ist dunkel und Räuber werden am Wege sein."

So setzte er sich auf den Marktplatz nieder und ruhte. Und nach einer Weile kam ein Kaufmann vorbei, der hatte einen Mantel aus Tatarentuch um den Leib geschlungen und trug eine Laterne aus durchlöchertem Horn an der Spitze eines knotigen Rohres. Und der Kaufmann sprach zu ihm: „Weshalb sitzest du hier auf dem Marktplatz, da doch die Buden verschlossen und die Ballen verschnürt sind?"

Und der junge Fischer erwiderte ihm: „Ich kann in dieser Stadt keine Herberge finden. Auch habe ich keinen Verwandten, der mir Obdach gäbe."

„Sind wir nicht alle eines Blutes," sprach der Kaufmann, „und hat nicht Gott uns alle erschaffen? Folge mir, hat mein Haus doch Raum für Gäste."

Und der junge Fischer stand auf und folgte dem Kaufmann in sein Haus. Und als er durch den Garten von Granatäpfeln gegangen und in das Haus getreten war, brachte ihm der Kaufmann in einer kupfernen Schale Rosenwasser, daß er seine Hände wasche, und reife Melonen,

daß er seinen Durst stille, und setzte eine Schüssel mit Reis und ein Stück gebratenen Lammes vor ihn hin. Und als er mit der Mahlzeit zu Ende war, führte ihn der Kaufmann in das Gastzimmer und hieß ihn schlafen und rasten. Und der junge Fischer dankte ihm und küßte den Ring an seiner Hand und warf sich nieder auf die Teppiche aus gefärbtem Ziegenhaar. Und als er sich mit einer Decke aus schwarzer Lammwolle zugedeckt hatte, schlief er ein.

Doch drei Stunden, ehe der Morgen graute, da es noch Nacht war, weckte ihn seine Seele und sprach zu ihm: „Stehe auf und gehe in das Gemach des Kaufmanns, in das Gemach, darin er schläft, und töte ihn und nimm ihm sein Gold, denn wir brauchen es."

Und der junge Fischer stand auf und schlich zu dem Gemache des Kaufmanns. Und über den Füßen des Kaufmanns lag ein gebogenes Schwert und die Lade zu Häupten des Kaufmanns enthielt neun Beutel voll Goldes. Und er streckte die Hand aus und berührte das Schwert, und da er es berührte, fuhr der Kaufmann aus dem Schlaf empor und sprang auf, ergriff das Schwert und rief dem jungen Fischer zu: „Erwiderst du Gutes mit Bösem, und zahlst du mit Blutvergießen für die Güte, die ich dir erwies?"

Und es sprach die Seele zu dem jungen Fischer: „Triff ihn!" Da traf er ihn so hart, daß er bewußtlos niederstürzte. Dann ergriff er die neun Beutel Goldes und floh hastig durch den Garten von Granatäpfeln und kehrte sein Angesicht dem Sterne zu, der der Stern des Morgens ist. Und da sie eine Meile weit gegangen und von der Stadt entfernt waren, schlug sich der junge Fischer die Brust und sprach zu seiner Seele: „Weshalb hießest du mich den Kaufmann töten und sein Gold rauben? Wahrlich, du bist böse!"

Doch seine Seele entgegnete ihm: „Sei ruhig, sei ruhig!“

„Nicht doch!“ rief der junge Fischer. „Ich kann nicht Ruhe finden, denn ich verabscheue all das, wozu du mich verlockt. Ich verabscheue auch dich und ich gebiete dir: Sag' mir, warum du solches an mir getan!“

Da entgegnete ihm die Seele: „Als du mich von dir sandtest, in die Welt hinaus, gabest du mir kein Herz mit auf den Weg. Und also lernte jene Dinge ich und lernte sie lieben.“

„Was sprichst du?“ murmelte der junge Fischer.

„Du weißt es,“ entgegnete seine Seele, „du weißt es wohl. Hast du vergessen, daß du mir kein Herz mitgabest? Ich glaube es kaum. Drum quäle dich nicht, noch quäle mich, sondern sei ruhig. Denn es gibt keinen Schmerz, den du nicht um dich verbreiten wirst, und keine Lust, die du nicht empfangen wirst.“

Und als der junge Fischer diese Worte hörte, erbebte er und sprach zu seiner Seele: „Wehe, du bist böse! Du hast meine Liebe in Vergessen ertränkt und hast mich mit Versuchungen versucht und hast meine Füße den Pfad der Sünde geführt.“

Und seine Seele entgegnete ihm: „Hast du vergessen, daß du mir kein Herz mitgabst, als du mich von dir sandtest in die Welt hinaus? Komm, laß uns in eine andere Stadt ziehen und fröhlich sein! Sind doch neun Beutel Goldes unser!“

Der junge Fischer aber nahm die neun Beutel Goldes, schleuderte sie zu Boden und trat sie mit Füßen. „Hebe dich weg!“ rief er. „Nichts will ich fürderhin mit dir zu schaffen haben, noch will ich weiter deine Wege wandern. Nein, so wie ich einmal schon dich von mir gesandt, will ich dich jetzo von mir senden, denn du hast mir nichts Gutes getan.“

Und er stellte sich mit dem Rücken gegen den Mond, und mit dem kleinen Messer, dessen Knopf aus grüner Schlangenhaut war, versuchte er, vor seinen Füßen den Schatten des Körpers abzuschneiden, welcher der Körper der Seele ist.

Doch seine Seele wich nicht. Sie folgte nicht seinem Geheiße, sondern sprach: „Die Zauberformel, die dich die Hexe gelehrt, frommt dir nicht länger, denn ich kann dich nimmer verlassen, und nimmer vermagst du mich von dir zu senden. Einmal im Leben kann der Mensch seine Seele von sich senden, doch der sie wieder aufnimmt, muß sie für immerdar behalten, und dies ist seine Strafe und sein Lohn."

Und der junge Fischer erbleichte und krampfte die Hände ineinander und rief: „Es war eine falsche Hexe, weil sie mir das nicht gesagt hat."

„Schilt sie nicht falsch!" erwiderte die Seele. „Sie war dem treu, zu dem sie betet, und dessen Magd sie ewig sein wird."

Und als der junge Fischer begriff, daß er nicht mehr seiner Seele ledig werden könne, und daß er eine schlechte Seele in sich trüge, die ewig bei ihm bleiben würde, fiel er zu Boden und weinte bitterlich.

*

Und es war Tag, als sich der junge Fischer wiederum erhob und also zu seiner Seele sprach: „Ich will mir die Hände binden, daß sie nicht zu tun vermögen nach deinem Geheiß, und meine Lippen versiegeln, daß sie nicht deine Worte sprechen! Und ich will wiederkehren zu der Stelle, allwo die, die ich liebe, ihren Wohnsitz hat. Zum Meer will ich heimkehren und zu der kleinen Bucht, wo sie zu

ſingen pflegt. Und ich will ſie rufen und ihr das Böſe eingeſtehen, das ich getan, und das Böſe, das du in mir wachgerufen haſt."

Und ſeine Seele verſuchte ihn und ſprach: „Wer iſt denn deine Liebe, daß du zu ihr zurückkehren ſollteſt? Die Welt hat viele, die ſchöner ſind als ſie. In Samaris ſind Tänzerinnen, die tanzen wie alle Vögel und Tiere. Ihre Füße ſind mit Henna bemalt und in den Händen halten ſie kleine kupferne Klingeln. Sie lachen beim Tanze, und ihr Lachen iſt ſo hell wie das Lachen des Waſſers. Folge mir, ſo will ich dich zu ihnen führen, denn was ſoll all deine Sündenfurcht? Iſt Köſtliches nicht für den da, der es koſtet? Wirkt die Süßigkeit, die man ſchlürfet, Gift? Klage nicht, ſondern folge mir in eine andere Stadt! Ganz nah von hier liegt eine kleine Stadt, in der ein Garten von Tulpenbäumen ſteht. In dieſem lieblichen Garten, höre, wohnen weiße Pfauen und Pfauen mit blaugefiederter Bruſt. Ihr Rad, wenn ſie es ſonnwärts ſpreizen, gleicht Scheiben aus Elfenbein und Scheiben aus Gold. Und die, die ſie füttert, tanzt zu ihrer Luſt. Sie tanzet auf den Händen und wieder ein anderes Mal tanzet ſie mit den Füßen. Ihre Augen ſind mit Antimon gefärbt und ihre Naſenflügel wie Schwalbenſchwingen geſchweift. Von einem Häkchen, in einem ihrer Naſenflügel, hängt eine Blume herab, die iſt aus einer Perle geſchnitten. Sie lacht beim Tanze, und die Silberringe um ihre Knöchel klingen gleich Silberglöckchen. Alſo quäle dich nicht länger, ſondern folge mir in jene Stadt."

Der junge Fiſcher aber antwortete der Seele nicht, ſondern verſchloß mit dem Siegel des Schweigens die Lippen und band mit engem Knoten ſich die Hände und wanderte zurück zur Stelle, von wannen er gekommen war, hin zu der kleinen Bucht, allwo ſeine Geliebte zu ſingen pflegte.

Und ständig versuchte ihn seine Seele auf dem Wege. Er aber gab ihr keine Antwort, noch tat er irgend etwas von dem Bösen, wozu sie ihn verleiten wollte: so groß war die Macht der Liebe, die er in sich trug.

Und als er am Ufer des Meeres angelangt war, lockerte er die Stricke von seinen Händen und löste das Siegel des Schweigens von den Lippen und rief das kleine Meermädchen. Sie aber hörte nicht auf seinen Ruf, wenngleich er den ganzen Tag lang zu ihr rief und flehte.

Und seine Seele spottete sein und sprach: „Wahrhaftig! Geringe Freude nur schenkt deine Liebe dir. Du gleichest einem, der zur Zeit der Wassernot Wasser in ein durchlöchertes Gefäß gießt. Du gibst alles, was dein ist, hin, und nichts wird dir dafür zurückgegeben. Dir wäre besser, du folgtest mir, denn ich weiß, wo das Tal der Lust liegt und welche Dinge dort geschehen.

Der junge Fischer aber antwortete seiner Seele nicht, sondern baute sich in einem Felsenspalt ein Haus aus Flechtwerk und wohnte dort ein langes Jahr. Und jeden Morgen rief er das Meermädchen und zur Mittagsstunde rief er sie wieder, und wenn die Nacht sank, sprach er ihren Namen. Doch niemals stieg sie aus dem Meere ihm entgegen. Und an keiner Stelle der See konnte er sie finden, wenngleich er sie in den Höhlen suchte und in den grünen Wassern, in den Tiefen der Fluten und in den Brunnen, die unten am Grunde sind.

Und immer wieder versuchte seine Seele ihn mit Bösem und flüsterte ihm Entsetzliches zu. Aber nichts vermochte etwas gegen ihn; so groß war die Macht seiner Liebe. Und als das Jahr verstrichen war, dachte die Seele bei sich: „Ich habe meinen Herrn mit Bösem versucht und seine Liebe ist stärker als ich. So will ich ihn denn mit Gutem versuchen. Mag sein, daß er mir dann folgt."

Und so sprach sie zum jungen Fischer und sagte: „Ich habe dir von den Freuden dieser Welt erzählt, und du hast mir ein taubes Ohr zugekehrt. Laß mich dir nun von dem Leide der Welt erzählen, und vielleicht wirst du diesem lauschen. Denn in Wahrheit, das Leid ist der Herr dieser Welt, und keiner ist, der seinem Netze zu entschlüpfen vermöchte. Die einen haben keine Kleidung, die andern haben kein Brot. Witwen sitzen in Purpur und Witwen sitzen in Lumpen. Hin und zurück über die Sümpfe ziehen die Aussätzigen, und grausam sind sie gegeneinander. Die Landstraße auf und nieder schleichen die Bettler, und ihre Ränzel sind leer. Durch die Straßen der Stadt schreitet die Hungersnot, und vor ihrem Tore kauert die Pest. Komm, laß uns gehen und all dem Linderung schaffen und es ändern! Warum solltest du hier verweilen und deine Liebe rufen, da sie deinem Ruf nicht folgt? Was ist auch Liebe, daß du also hohen Wert auf sie legest?"

Der junge Fischer aber gab keine Antwort: so groß war die Macht seiner Liebe. Und jeden Morgen rief er das Meermädchen und zur Mittagsstunde rief er sie wieder, und nachts sprach er ihren Namen. Doch nie stieg sie aus dem Meere ihm entgegen und an keiner Stelle des Meeres konnte er sie finden, suchte er auch nach ihr in den Flüssen der See, und in den Tälern, die unter den Wogen liegen, und in dem Meere, das die Nacht purpurn färbt, und in dem Meere, das unter der Dämmerung ergraut.

Und als das zweite Jahr verstrichen war, sprach die Seele zu dem jungen Fischer, da es Nacht ward, und er einsam in seinem Hause von Flechtwerk saß: „Siehe! ich habe dich mit Bösem versucht und habe dich mit Gutem versucht, und deine Liebe ist stärker als ich, darum will ich dich nicht

länger verſuchen. Doch flehe ich dich an, laß mich in dein Herz, auf daß ich mit dir eins werde, wie ich vorher eins war mit dir."

„Wahrlich darfſt du hinein," ſprach der junge Fiſcher, „denn gar Furchtbares mußt du gelitten haben in den Tagen, da du ohne Herz durch die Welt geirrt biſt."

„Ach," rief die Seele, „ich kann nirgends Eintritt finden, ſo überfüllt mit Liebe iſt dein Herz."

„Und doch wollte ich, ich könnte dir helfen", ſprach der junge Fiſcher.

Und da er ſo ſprach, klang ein lauter Schrei des Schmerzes über das Meer herüber, ein Schrei, wie die Menſchen ihn vernehmen, wenn vom Meervolk einer geſtorben iſt. Und der junge Fiſcher ſprang auf und verließ ſein Haus aus Flechtwerk und lief ans Ufer. Und die ſchwarzen Wogen liefen eilends ans Land und trugen ihm eine Laſt zu, die weißer denn Silber war. Weiß wie die Brandung war ſie und wiegte ſich wie eine Blume auf den Wogen, und die Brandung hob ſie von den Wogen, und der Giſcht hob ſie von der Brandung und das Ufer nahm ſie auf, und der junge Fiſcher ſah zu ſeinen Füßen die Leiche des kleinen Meermädchens liegen. Tot lag ſie da, zu ſeinen Füßen. Schluchzend wie einer, den das Leid zu Tode traf, warf er ſich neben ſie und küßte das kalte Rot des Mundes und ſpielte mit dem naſſen Bernſtein ihres Haares. Nieder auf den Sand, zu ihrer Seite warf er ſich und weinte wie einer, der in Freuden erzittert, und mit ſeinen braunen Armen preßte er ſie an ſeine Bruſt. Kalt waren ihre Lippen, doch er küßte ſie; ſalzig ſchmeckte der Honig ihres Haares, aber er koſtete ihn mit bitterer Freude. Er küßte die geſenkten Lider, und der wilde Schaum, der auf den Augenbechern lag, war nicht ſo ſalzig, als ſeine Tränen. Und der Toten berichtete er alles.

In die Muscheln ihrer Ohren goß er den herben Wein seiner Geschichte. Er schlang die kleinen Hände sich um den Hals und streichelte mit seinen Fingern das schlanke Rohr ihrer Kehle. Bitter, bitter war seine Freude, und voll seltsamer Fröhlichkeit war sein Schmerz.

Die schwarze See kam näher, und der weiße Gischt stöhnte wie ein Aussätziger. Mit weißen Klauen von Gischt kroch die See ans Ufer. Aus dem Palaste des Meerkönigs drang wieder der Schrei der Trauer, und weit draußen auf dem Meere bliesen die Tritonen heiser auf ihrem Horn.

„Fliehe!" sprach seine Seele. „Denn immer näher wälzt sich das Meer, und wenn du zögerst, wird es dich erschlagen. Fliehe fort, denn ich fürchte mich; sehe ich doch, daß dein Herz wider mich verschlossen ist, um deiner großen Liebe willen. Fliehe an einen sicheren Ort. Wahrlich, du darfst mich nicht ohne Herz in eine andere Welt senden!"

Der junge Fischer aber lauschte seiner Seele nicht, sondern rief das kleine Meermädchen und sprach: „Liebe ist weiser als Weisheit. Liebe ist kostbarer als Reichtum und schöner und lieblicher als die Füße der Menschentöchter. Feuersglut kann sie nicht zerstören, und die Wasser können sie nicht löschen. Ich rief dich bei der Morgendämmerung und du kamst nicht auf meinen Ruf. Der Mond vernahm deinen Namen. Du aber achtetest meiner nicht. Denn gar übel hatte ich dich verlassen, und zu meinem eigenen Verderben bin ich hinweggewandert. Doch war deine Liebe immer in mir und immer war sie stark, so daß nichts dagegen ankommen konnte, wenngleich ich das Böse gesehen habe und das Gute. Und nun, da du gestorben bist, will wahrlich auch ich mit dir sterben."

Und seine Seele flehte, er möge sich retten. Er aber wollte nicht: so groß war seine Liebe. Und die See wälzte sich heran und warf ihre Wellen über ihn, und da er wußte,

daß das Ende nahe war, küßte er mit brünſtigen Lippen die kalten Lippen des Meermädchens, und das Herz in ſeinem Leibe brach. Und wie ſein Herz alſo durch die Größe ſeiner Liebe brach, fand die Seele ihren Weg hinein und war in ihm, wie zuvor. Und das Meer bedeckte den jungen Fiſcher mit ſeinen Wogen.

*

Am andern Morgen aber zog der Prieſter aus, das Meer zu ſegnen, denn es war ſtürmiſch geweſen. Und mit ihm zogen die Mönche und die Muſikanten und die Kerzenträger und die Weihrauchſchwinger und eine große Menge.

Und als der Prieſter zum Ufer kam, ſah er den jungen Fiſcher ertrunken in der Brandung liegen, und von ſeinem Arm umklammert lag der Leichnam des kleinen Meermädchens. Da trat er finſter zurück und ſchlug das Zeichen des Kreuzes und ſprach gar laut und rief: „Nicht will ich das Meer ſegnen, noch was immer es birgt. Verflucht ſei das Meervolk und verflucht ſeien die, die ſich mit ihm einlaſſen. Er aber, der um der Liebe willen Gott vergeſſen hat und hier vom Gerichte Gottes ſamt ſeiner Buhle erſchlagen liegt — nehmt ſeinen Leib und den Leib ſeiner Buhle empor und verſcharrt ſie in einer Ecke des Schindangers und ſetzt keinen Stein darüber noch ſonſt ein Wahrzeichen irgendeiner Art, auf daß keiner den Platz ihrer Ruheſtatt wiſſe. Denn verflucht waren ſie im Leben und verflucht ſeien ſie auch nach dem Tod!“

Da tat das Volk, wie er befohlen hatte. Und in einer Ecke des Schindangers, wo keine ſüßen Gräſer wuchſen, gruben ſie eine tiefe Grube und ſenkten die toten Leiber darein.

Und als das dritte Jahr dahingegangen war, an einem Tage, der ein heiliger Tag, zog der Prieſter in die Kapelle,

um dem Volk die Wundmale des Herrn zu zeigen und zu dem Volke über Gottes Zorn zu sprechen.

Und als er sich in sein Gewand gekleidet hatte und eintrat und sich vor dem Altare neigte, sah er, wie der Altar mit seltsamen Blumen verziert war, die er nie zuvor gesehen. Seltsam anzuschauen waren sie und von wunderlicher Schönheit. Und ihre Schönheit verwirrte ihn, und ihr Duft war all seinen Sinnen süß. Freude erfüllte ihn, und er wußte nicht, worüber er sich freute.

Und als er den Tabernakel geöffnet und der Monstranz, die darin stand, Weihrauch dargebracht und dem Volke die schöne Hostie gezeigt und sie dann wiederum hinter dem Schleier verborgen hatte, begann er zum Volke zu sprechen. Die Schönheit der weißen Blumen aber verwirrte ihn, und ihr Duft schien all seinen Sinnen süß, und andere Worte drängten sich auf seine Lippen, und er sprach nicht vom Zorne Gottes, sondern von dem Gotte, dessen Name Liebe ist. Und weshalb er also sprach, wußte er nicht.

Und da seine Worte verklungen waren, weinte das Volk, und der Priester ging in die Sakristei zurück und seine Augen waren voll Tränen. Und die Diakone traten herein und fingen an, ihn zu entkleiden. Sie nahmen ihm die Alba und den Gurt ab, die Armstreifen und die Stola. Er aber glich einem Traumumfangenen.

Und als sie ihn entkleidet hatten, blickte er sie an und sprach: „Was sind das für Blumen, die auf dem Altare stehen, und woher sind sie?"

Sie antworteten ihm: „Wir wissen nicht die Art der Blumen, doch kommen sie aus der Ecke des Schindangers."

Da zitterte der Priester, ging in sein Haus und betete.

Und am frühen Morgen, da es noch dämmerte, zog er aus mit den Mönchen und mit den Musikanten und mit

den Kerzenträgern und mit den Weihrauchſchwingern und mit einer großen Menge nieder zum Ufer der See und ſegnete die See und alle die wilden Geſchöpfe, die ſie birgt. Auch die Faune ſegnete er und die kleinen Weſen, die im Waldland tanzen und die helläugigen Weſen, die durch das Blattwerk ſpähen. Alle Geſchöpfe in Gottes Welt ſegnete er. Und das Volk war voll Freude und Staunen. Nie wieder aber wuchſen Blumen irgendwelcher Art in der Ecke des Schindangers, denn das Feld blieb unfruchtbar, wie es zuvor geweſen, noch kam das Meervolk wieder in die Bucht, wie es ehedem zu tun pflegte, denn es zog in einen anderen Teil des Meeres.

Das Sternenkind

Es waren einmal zwei arme Holzhauer, die durch einen großen Tannenwald nach Hause gingen. Winter war es, und die Nacht war bitter kalt. Der Schnee lag hoch auf dem Erdboden und auf den Ästen der Bäume. Der Frost brach unaufhörlich Zweig um Zweig, zu beiden Seiten des Weges, den sie gingen. Und als sie zum Bergbache kamen, hing dieser reglos in den Lüften, denn der Eiskönig hatte ihn geküßt.

Es war so kalt, daß selbst die Tiere und die Vögel nicht wußten, wie sie sich schützen sollten.

„Hu," heulte der Wolf, der, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, durch das Unterholz schlich, „dieses Wetter ist einfach ungeheuerlich. Warum tut die Regierung da nichts?"

„Witte-witt, witte-witt," zwitscherten die grünen Hänflinge, „die alte Erde ist tot, und man hat sie zur Schau gestellt in ihrem weißen Totenlinnen."

„Die Erde will Hochzeit feiern, und dies ist ihr bräutliches Kleid," gurrten die Turteltauben einander zu. Ihre kleinen, rosigen Füßchen waren ganz frostzernagt, aber sie fühlten es als ihre Pflicht, die Sache romantisch anzusehen.

„Unsinn!" knurrte der Wolf. „Ich sage euch, an allem trägt die Regierung schuld. Und glaubt ihr mir nicht, so freß ich euch!" Der Wolf war ausgesprochen praktisch veranlagt, und an guten Gründen fehlte es ihm nie.

„Ich meinerseits", sagte der Specht, ein geborener Philosoph, „schere mich kein Atom um Erläuterungen. Wie eine Sache ist, so ist sie. Und augenblicklich ist es schrecklich kalt."

Und es war wirklich schrecklich kalt. Die kleinen Eichhörnchen, die in den hohen Fichten lebten, rieben eins des andern

Näschen, um einander warm zu halten, und die Kaninchen rollten sich in ihren Löchern rund und wagten keinen Blick vor die Türe. Das einzige Volk, das hocherfreut schien, war das der großohrigen Eulen. Ihre Federn waren ganz reifgesteift, aber sie achteten dessen nicht und rollten ihre großen, gelben Augen und riefen einander durch den Wald zu: „Tuwitt! tuhu! tuwitt! tuhu — was für wunderbares Wetter wir haben!"

Fürbaß schritten die zwei Holzhauer, bliesen munter auf ihre Fingerspitzen und stapften mit den schweren, eisengenagelten Stiefeln den harten Schnee. Einmal sanken sie in tiefen Triebschnee ein und kamen daraus so weiß hervor wie Müller, wenn ihre Steine malen. Ein andermal glitten sie auf dem harten, glatten Eise des gefrorenen Sumpfes aus, und das Reisig fiel aus ihren Bündeln; sie mußten es aufsuchen und wieder zusammenbinden. Ein andermal glaubten sie, den Weg verloren zu haben, und kaltes Grauen packte sie, da sie ja wußten, wie grausam der Schnee gegen die ist, die in seinen Armen schlafen. Doch sie setzten ihr Vertrauen auf den guten heiligen Martin, der über den Wanderern wacht, und gingen wieder zurück und schritten dann bedächtig. Und zu guter Letzt erreichten sie den Waldsaum und sahen tief zu ihren Füßen unten im Tal die Lichter des Dorfes, darin sie wohnten.

So überfroh waren sie über ihre Erlösung, daß sie einander laut zulachten und in der Erde eine Silberblüte, im Monde eine Goldblume zu sehen vermeinten. Doch nachdem sie einander zugelacht, wurden sie wieder traurig, denn ihre Armut kam ihnen in den Sinn, und der eine sprach zu dem andern: „Worüber freuten wir uns nur so sehr, da wir doch sehen, daß das Leben den Reichen gehört und nicht den Armen, wie unsereins! Uns wäre wohler, wir wären im Walde vor Kälte gestorben oder es

hätte ein wild Getier sich auf uns gestürzt und uns zerfleischt."

„Wahrlich," sprach sein Gefährte, „manchem ist vieles gegeben und anderen wenig. Die Ungerechtigkeit hat die Welt verteilt, und es gibt außer der Sorge nichts, das gleich geteilt wäre." Doch indem sie einander noch ihr Elend klagten, begab sich etwas Wunderbares. Vom Firmament fiel ein leuchtend heller, schöner Stern. Er glitt die Himmelswand entlang, in seinem Laufe die anderen Sterne streifend. Und da sie ihm verwundert nachblickten, schien es ihnen, als sänke er hinter dichten Weidenbüschen nieder, die nur einen Steinwurf entfernt bei einer kleinen Schafhürde standen.

„Hurra! Das ist ein Topf Goldes für den, der ihn findet", riefen sie und huben zu laufen an, so gierig waren sie nach dem Golde.

Und der eine von ihnen lief rascher als sein Gefährte und überholte ihn und drang durch die Büsche durch. Und da er jenseits angelangt war, siehe! da lag wahrhaftig auf dem weißen Schnee ein golden Ding. Er stürzte darauf zu und ergriff es, sich niederbeugend, mit beiden Händen; und es war ein Mantel aus Goldgewebe, mit Sternen seltsam durchwirkt und in viele Falten gewunden. Und er rief seinem Gefährten zu, daß er den Schatz gefunden hätte, der vom Himmel gefallen sei. Und als sein Gefährte herbeigekommen war, setzten sie sich auf den Schnee und lockerten die Falten des Mantels, daß sie die Goldstücke untereinander teilten. Aber ach! es war nicht Gold darin, noch Silber, noch irgendein Schatz, sondern nur ein kleines Kindlein, das schlief.

Und der eine sprach zu dem andern: „Dies ist ein bitteres Ende unseres Hoffens. Auch haben wir kein Glück. Denn was kann ein Kind einem Manne nützen? Lassen wir es

hier und gehen wir unſeres Weges! Denn wir ſind arme Leute und haben leibliche Kinder, deren Brot wir anderen Kindern nicht geben dürfen."

Sein Gefährte aber erwiderte: „Nicht doch, übel wäre es getan, dies Kind hier dem Tod im Schnee preiszugeben. Und wenngleich ich ſo arm bin wie du und viele Schnäbel zu füttern und doch nur wenig im Topfe habe, ſo will ich es dennoch heim nehmen mit mir, und mein Weib ſoll dafür ſorgen."

So nahm er denn das Kind ſanft in die Arme, hüllte es in den Mantel, um es vor dem eiſig herben Kältehauch zu bergen, und ſchritt bergab dem Dorfe zu, während ſein Gefährte über ſeine Torheit und die Überweiche ſeines Herzens ſtaunte.

Und als ſie zu dem Dorfe kamen, ſprach ſein Gefährte zu ihm: „Du haſt das Kind, darum gib mir den Mantel; denn es iſt nur billig, daß jedem von uns ſein Teil werde."

Er aber antwortete: „Nicht doch, denn der Mantel iſt weder mein noch dein, ſondern gehört bloß dem Kinde."

Und er bot ihm Gottes Geleite, ſchritt ſeinem Hauſe zu und klopfte an. Und als ſein Weib die Türe öffnete und ſah, daß ihr Mann geſund zu ihr zurückgekehrt war, ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn und nahm das Bündel Reiſig von ſeinem Rücken, trocknete den Schnee von ſeinen Schuhen und hieß ihn hereinkommen.

Er aber ſprach zu ihr: „Ich habe im Walde etwas gefunden und habe es dir gebracht, damit du dafür ſorgeſt"; und er rührte ſich nicht von der Schwelle.

„Was iſt es?" rief ſie. „Zeige es mir; denn unſer Haus iſt leer und es iſt Not an vielen Dingen." Da zog er den Mantel zur Seite und zeigte ihr das ſchlafende Kind.

„Ach, guter Freund," ſprach ſie murrend, „haben wir ſelbſt nicht Kinderſegen genug? Mußt du noch durchaus einen

Wechſelbalg des Weges ſchleppen, auf daß er mit an unſerem Herde ſitze? Und wer weiß, ob er nicht Unheil über uns bringen wird? Und womit ſollen wir ihn nähren?" Und ſie ward zornig wider ihn.

„Es iſt aber doch ein Sternenkind", entgegnete er. Und er erzählte ihr von der wunderſamen Art, wie er es gefunden.

Sie aber wollte ſich nicht beſchwichtigen laſſen, ſondern höhnte ihn, ſprach zornig und ſchrie:

„Unſere Kinder darben nach Brot, und wir ſollen anderer Leute Kinder füttern? Wer ſorgt für uns? Wer gibt uns Speiſe?"

„Nicht doch! Sorgt Gott denn nicht ſelbſt für die Sperlinge? Speiſt er nicht auch ſie?" erwiderte er.

„Sterben etwa die Sperlinge nicht Hungers im Winter?" fragte ſie. „Und iſt es nicht Winter jetzt?" Der Mann hatte kein Entgegnen, doch rührte er ſich nicht von der Schwelle.

Und ein ſchneidender Wind ſtrich vom Walde her durch die offene Türe, die in den Angeln bebte, und das Weib erſchauerte und ſprach zum Manne: „Willſt du nicht die Türe ſchließen? Es ſtreicht ein eiſiger Wind durch das Haus, und mich friert."

„Und ſtreicht nicht immer ein eiſiger Wind durch ein Haus, darin ein hartes Herz ſich birgt?" fragte er. Und das Weib antwortete ihm nichts, ſondern ſchlich ſich näher an das Feuer heran. Und nach einer Weile wandte ſie ſich ihm zu und ſah ihn an, und ihre Augenlider waren voll Tränen. Da trat er raſch herein und legte das Kind in ihre Arme, und ſie küßte es und legte es in ein kleines Bettchen, darin das jüngſte ihrer eigenen Kinder bereits ſchlief. Am andern Morgen aber nahm der Holzhauer den ſeltſamen Mantel von Gold und barg ihn in einer großen Truhe; und eine

Kette von Bernstein, die um den Hals des Kindes hing, nahm das Weib und barg sie gleichfalls in der Truhe.

*

So wuchs das Sternenkind mit den Kindern des Holzhauers heran und saß an einem Tische mit ihnen und war ihr Spielgenoß. Und mit jedem Jahre ward es schöner anzusehn, so daß alle, die in dem Dorfe wohnten, staunten, denn während sie dunkel und schwarzhaarig waren, war es weiß und zart wie gedrehtes Elfenbein, und seine Locken glichen den Ringen der Narzisse. Seine Lippen waren wie die Blütenblätter einer roten Blume und seine Augen wie Veilchen, die am Ufer eines klaren Baches sprießen, und sein Leib war wie die Narzissen auf einem Felde, auf das kein Mäher kommt.

Aber seine Schönheit brachte ihm Unheil, denn es ward auch stolz und grausam und selbstsüchtig. Die Kinder des Holzhauers und die anderen Kinder des Dorfes verachtete es, sagte, sie seien von niederer Herkunft, während es vornehm sei, da es von einem Stern herstamme. Und es machte sich zum Herrn über sie und nannte sie seine Knechte. Nicht kannte es Mitleid für die Armen, noch für die, die da blind oder mißgestaltet oder irgendwie brestlhaft waren.

Es warf sie vielmehr mit Steinen und trieb sie auf die Landstraße hinaus und hieß sie anderwärts ihr Brot erbetteln, so daß nun die Geächteten ein zweites Mal den Weg zum Dorfe nahmen, um ein Almosen zu erbitten. Es glich einem, der in die Schönheit verliebt ist, und spottete über die Schwächlichen und Häßlichen und verlachte sie. Sich selber aber liebte es. Und zur Sommerzeit, wenn die Winde still waren, lag es auch ganz still neben dem Brunnen in des Priesters Garten und blickte hinunter auf

das Wunder seines eigenen Angesichts und lachte laut, voll Freude an seiner eigenen Schöne.

Oft schalten es der Holzhauer und sein Weib und sagten: „Wir haben an dir nicht getan wie du an jenen tust, die verlassen sind und keinen haben, der ihnen hilft. Weshalb bist du so grausam gegen alle jene, die Erbarmen brauchen?“

Oft sandte der alte Priester nach ihm und versuchte, es die Liebe zu allem Lebenden zu lehren. Er sprach zu ihm: „Die Fliege ist dein Schwesterlein, tu' ihr nichts Böses. Die wilden Vögel, die durch des Waldes Dickicht streichen, sind frei, fange sie nicht zu deiner Lust. Gott schuf die Blindschleiche und den Maulwurf, und jedem ward sein Ort. Wer bist du, daß du Schmerz in Gottes Welt zu tragen wagst? Selbst die Tiere auf dem Felde preisen Ihn.“

Doch das Sternenkind achtete nicht ihrer Worte, sondern verzog den Mund und blickte höhnisch und ging zu seinen Gefährten zurück und stellte sich an ihre Spitze. Und seine Gefährten folgten ihm, denn es war schön und schnellen Fußes und konnte tanzen und pfeifen und musizieren. Und wohin auch das Sternenkind sie führte, folgten sie ihm, und was das Sternenkind gebot, das taten sie. Und wenn es mit einem spitzen Schilfrohr die trüben Äuglein des Maulwurfs durchbohrte, so lachten sie, und wenn es die Aussätzigen mit Steinen bewarf, lachten sie auch. Und in allen Dingen gebot es über sie, und ihre Herzen wurden hart, wie seines war.

Eines Tages nun geschah es, daß ein armes Bettlerweib durch das Dorf des Weges kam. Ihre Kleider waren zerrissen und zerlumpt, und ihre Füße bluteten von der rauhen Straße, die sie gegangen war, und sie war gar übel zugerichtet. Und da sie müde war, setzte sie sich unter einen Kastanienbaum, da zu rasten.

Das Sternenkind ward ihrer kaum gewahr, so sprach es auch schon zu seinen Gespielen: „Seht ihr, da sitzt ein schmutzig Bettelweib unter diesem schönen, grünblätterigen Baume. Kommt, wir wollen es von hinnen treiben, denn es ist häßlich und mißgestaltet.“ Darauf trat es näher und warf nach ihm mit Steinen und spottete seiner. Sie aber blickte es an, und Grauen war in ihrem Blicke, und sie wandte ihn nicht von ihm. Und als der Holzhauer, der in einem nahen Wildfang Holz klüftete, sah, was das Sternenkind tat, lief er herzu, verwies es ihm und sprach: „Wahrlich, du bist harten Herzens und kennst kein Erbarmen. Denn was hat dir dies arme Weib Böses getan, daß du es solcherart behandelst?“

Und das Sternenkind wurde rot vor Zorn, und es stampfte mit den Füßen auf den Boden und entgegnete: „Wer bist du, daß du es wagst, Rede von mir zu heischen ob meines Tuns? Ich bin dein Sohn nicht, und schulde dir keinen Gehorsam.“

„Wahr sprichst du“, entgegnete der Holzhauer. „Doch erwies ich dir Erbarmen, als ich dich im Walde fand.“

Als nun die Frau diese Worte hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus und sank bewußtlos zur Erde. Und der Holzhauer trug sie in sein eigen Haus und sein Weib sorgte für sie, und als sie aus der Ohnmacht aufstand, in die sie gesunken war, setzten sie Speise und Trank vor sie und baten sie, guten Mutes zu sein.

Sie aber berührte weder Speise noch Trank, sondern sagte zum Holzhauer: „Sagtest du nicht, daß jenes Kind im Walde gefunden sei? Und war das nicht am heutigen Tage vor just zehn Jahren?“

Und der Holzhauer erwiderte: „Du sagst es. Ich habe es im Walde gefunden. Und heute sind es zehn Jahre her.“

„Und welch Kennzeichen trug es auf ſich?“ rief ſie. „Trug es nicht um den Hals eine Kette von Bernſtein? War nicht ein Mantel aus goldenem Gewebe darum geſchlungen, mit Sternen durchwirkt?“

„Wahrlich,“ erwiderte der Holzhauer, „es war alſo, wie du ſagſt.“ Und er nahm den Mantel und die Bernſteinkette aus der Truhe, in der ſie lagen, und zeigte ſie ihr.

Sie aber brach bei dem Anblicke in Tränen der Freude aus und ſagte: „Es iſt mein kleiner Sohn, den ich im Walde verloren. Ich flehe dich an, hole ihn auf der Stelle. Denn um ihn zu ſuchen, habe ich die weite Welt durchwandert.“

So gingen der Holzhauer und ſein Weib und riefen das Sternenkind herbei und ſagten: „Tritt in das Haus, du ſollſt darinnen deine Mutter finden, die deiner harrt.“ Es lief hinein voll Staunen und Entzücken, doch als es die, die da wartete, erblickte, lachte es hämiſch und ſagte: „Wo ſoll wohl meine Mutter ſein? Sehe ich doch niemand als dieſes gemeine Bettelweib.“

Und das Weib antwortete ihm: „Ich bin deine Mutter.“

„Das ſchwatzet Wahnſinn aus dir!“ ſchrie zornig das Sternenkind. „Ich bin dein Sohn nicht, du Bettlerin, denn du biſt häßlich und zerlumpt. Drum ſpute dich von hinnen und laß mich dein ſcheußliches Geſicht nicht länger ſchauen!“

„Aber du biſt in Wahrheit mein kleiner Sohn, den ich im Walde gebar“, rief ſie, fiel auf die Knie und ſtreckte ihm ſehnend die Arme entgegen. „Die Räuber haben dich mir geſtohlen und dich dem Tode preisgegeben“, ſtöhnte ſie. „Ich aber erkannte dich wieder, ſobald ich dich erblickte. Und auch die Kennzeichen habe ich wiedererkannt, den Mantel aus Goldgewebe und die Bernſteinkette. Drum bitte ich dich: Komm mit mir! Bin ich doch allüber die Welt gewandert, dich zu ſuchen. Komm mit mir, mein Sohn, denn ich habe deine Liebe nötig!“

Und endlich sprach es zu ihr, und seine Stimme ward hart und bitter: „Bist du in Wahrheit meine Mutter," sprach es, „so wäre es weit besser gewesen, du wärest fortgeblieben und nicht hierher gekommen, um Schande über mich zu bringen. Wähnte ich doch, das Kind eines Sternes zu sein und nicht eines Bettlers Kind, wie du mir sagst. Drum gehe fort von hier und laß dich nicht mehr von mir erblicken!"

„Ach mein Sohn," rief sie, „willst du mich nicht küssen, eh' ich gehe? Hab' ich doch so viel gelitten, nur um dich zu finden."

„Wahrlich nicht," sprach das Sternenkind, „allzu scheußlich bist du anzusehen. Eher sollen meine Lippen eine Natter oder eine Kröte küssen, als dich!"

Da stand das Weib auf und ging hinaus in den Wald und weinte bitterlich. Das Sternenkind aber freute sich, sobald es sah, daß es gegangen, und lief zurück zu seinen Spielgenossen, um mit ihnen zu spielen.

Als sie aber seiner ansichtig wurden, verhöhnten sie es und sprachen: „Ei, du bist so scheußlich wie eine Kröte und ekelerregend wie eine Natter! Fort mit dir! Wir wollen dich nicht mit uns spielen lassen." Und sie trieben es aus dem Garten hinaus.

Das Sternenkind aber runzelte die Stirn und sprach zu sich: „Was sagen sie nur zu mir? Ich will zum Wasserbrunnen gehen und hineinschauen. Der soll mir von meiner Schönheit sprechen."

So ging es zum Wasserbrunnen und sah hinein. Doch siehe! Sein Kopf glich dem Kopfe einer Kröte und sein Leib war schuppenbedeckt wie ein Schlangenleib. Und es warf sich nieder in das Gras und schluchzte und sprach zu sich: „Wahrlich, dies ist durch meine Sünde über mich gekommen. Habe ich doch meine Mutter verleugnet und sie

weggejagt. War ich doch ſtolz und grauſam gegen ſie. Nun will ich gehen und ſie ſuchen allüber die Welt und will nicht raſten, eh' ich ſie gefunden habe."

Da aber trat die kleine Tochter des Holzhauers zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: „Was tut es, wenn du auch deine Schönheit verloren haſt. Bleibe bei uns. Ich will nicht deiner ſpotten."

Und es ſprach zu ihr: „Nicht doch, denn ich war grauſam gegen meine Mutter, und dies Leiden iſt als Strafe über mich gekommen. Drum muß ich von hinnen gehen und allüber die Welt wandern, bis ich ſie finde und bis mir von ihr Verzeihung wird."

Und es lief hinein in den Wald und rief und rief ſeiner Mutter zu, ſie möge zu ihm kommen, aber keine Antwort kam. Den ganzen Tag hindurch rief es, und da die Sonne unterging, legte es ſich zum Schlafe auf ein Laubbett und die Vögel und Tiere des Waldes flohen es, denn ſie entſannen ſich ſeiner Grauſamkeit. Nichts Lebendes war ihm nahe, außer der Kröte, die nach ihm ſpähte, und der trägen Natter, die vorüberkroch.

Am Morgen ſtand es auf und pflückte etliche bittere Beeren, aß ſie und ſchlug bitterlich weinend den Weg durch das große Dickicht ein. Und alles, was ihm begegnete, fragte es, ob es ſeine Mutter nicht geſehen habe.

Es ſprach zum Maulwurf: „Du kennſt die Tiefen der Erde, ſag' mir, birgt ſich meine Mutter dort?" Und der Maulwurf antwortete: „Du haſt meine Augen geblendet, wie ſollte ich es wiſſen?"

Es ſprach zum Hänfling: „Du fliegſt über die Wipfel der hohen Bäume hin und blickſt weit über die Welt. Sag' mir, kannſt du meine Mutter ſehen?" Und der Hänfling erwiderte: „Du haſt meine Flügel geſtutzt in böſer Luſt, wie könnte ich fliegen?"

Und zum kleinen Eichhörnchen, das im Fichtenbaume wohnte und einsam war, sprach es: „Wo ist meine Mutter?“ Und das Eichhörnchen erwiderte: „Du hast meine Mutter erschlagen. Suchst du nun auch deine zu erschlagen?“

Und das Sternenkind weinte und neigte das Haupt und bat Gottes Geschöpfe um Vergebung und wanderte hin durch den Wald, das Bettelweib zu suchen. Und am dritten Tage gelangte es auf die andere Seite des Waldes und stieg nieder in die Ebene.

Und da es durch die Dörfer schritt, verspotteten es die Kinder und warfen Steine nach ihm, und die Landleute wollten es nicht einmal in der Scheune schlafen lassen, daß es nicht Meltau über das aufgespeicherte Korn bringe, so scheußlich war es anzusehen. Und ihre Knechte trieben es hinweg. Und keiner war da, der Erbarmen mit ihm hatte. Auch konnte es nirgends von dem Bettelweib vernehmen, das seine Mutter war, wenngleich es drei lange Jahre allüber die Welt wanderte, und auch oft vermeinte, sie vor sich auf dem Weg zu sehen, und sie dann rief und hinter ihr her lief, bis die scharfen Kiesel seine Füße bluten machten.

Sie einzuholen aber vermochte es nicht, und die, die am Wege wohnten, leugneten stets, sie oder irgend jemand, der ihr glich, gesehen zu haben, und sie verhöhnten seinen Gram.

Drei Jahre lang wanderte es über die Erde, und es fand auf der Erde weder Liebe noch Güte noch Erbarmen. Es war eben eine solche Welt, wie es sich selbst geschaffen hatte in den Tagen seines großen Stolzes.

*

Und eines Abends kam es zum Tore einer stark befestigten Stadt, die an einem Flusse stand. Und waren

seine Füße auch müde und wund, so zwang es sie doch hineinzugehen. Aber die Soldaten, die die Wache hielten, kreuzten ihre Hellebarden vor dem Eingange und ließen es rauh an: „Was hast du in der Stadt zu suchen?"

„Ich suche meine Mutter," erwiderte es, „und ich bitte euch gar sehr, laßt mich vorbei, denn es mag sein, daß sie in der Stadt hier weilt."

Sie aber höhnten es und einer von ihnen schüttelte den schwarzen Bart, stieß den Schild auf die Erde und rief: „Wahrhaftig, deine Mutter wird nicht frohlocken, wenn sie dich sieht, denn du bist mißgestalteter als die Kröte im Sumpf oder die Natter, die im Schlamme kriecht. Scher' dich von hinnen, deine Mutter wohnt nicht in dieser Stadt."

Und ein anderer, der ein gelbes Banner in der Hand trug, sagte zu ihm: „Wer ist deine Mutter, und warum suchst du sie?"

Und es antwortete: „Meine Mutter ist eine Bettlerin, wie ich ein Bettler bin. Und ich habe übel an ihr gehandelt, und bitte euch, erlaubt mir, einzutreten, damit sie mir verzeihe, falls sie in dieser Stadt weilt." Aber sie wehrten ihm und verwundeten es mit ihren Speeren. Und da es sich weinend von ihnen wandte, kam einer, dessen Rüstung mit goldenen Blumen eingelegt war und auf dessen Helm ein Löwe ruhte, der Flügel hatte. Und dieser fragte die Krieger, wer es gewesen sei, der Einlaß begehrt habe, und sie antworteten ihm: „Ein Bettler war es, eines Bettlers Kind, und wir haben es von hinnen getrieben."

„Nicht doch," rief er lachend, „dies häßliche Wesen wollen wir als Sklave verkaufen, und der Erlös soll uns einen Humpen süßen Weines schaffen."

Da jener also sprach, schritt ein alter Mann mit bösem Gesicht vorbei und rief sie an und sprach: „Für diesen Preis will ich ihn kaufen!" Und als er den Preis gezahlt hatte,

nahm er das Sternenkind bei der Hand und führte es in die Stadt hinein.

Und nachdem sie durch viele Straßen gegangen waren, kamen sie an eine kleine Türe, die in eine Mauer gebrochen war, die ein Granatenbaum beschattete. Und der alte Mann berührte die Türe mit einem Ringe aus geschnittenem Jaspis und sie sprang auf; fünf erzene Stufen schritten sie hinab in einen Garten voll schwarzen Mohns und grüner Krüge gebrannten Tones. Und der alte Mann zog aus seinem Turban ein Tuch aus gemusterter Seide und verband damit dem Sternenkind die Augen und trieb es vor sich her.

Und als das Tuch ihm von den Augen gelöst wurde, fand sich das Sternenkind in einem Turmverlies, das von einer Hornlaterne erhellt wurde. Und der alte Mann setzte ihm auf einem Holzbrett schimmliges Brot vor und sprach: „Da iß!" und faules Wasser in einer Schale und sprach: „Da trink!" Und als es gegessen und getrunken hatte, ging der alte Mann hinaus, schloß die Türe hinter sich ab und befestigte sie mit einer eisernen Kette.

*

Und am nächsten Tage kam der alte Mann, welcher der listigste Zauberer Lybiens war und seine Kunst von einem, der in den Gräbern des Nils hauste, erlernet hatte, zu ihm herein, blickte finster und sprach: „In einem Walde, unfern der Tore dieser Giaurenstadt, liegen drei Klumpen Goldes verborgen: der eine ist aus weißem Golde, der andere von gelbem Gold und das Gold des dritten ist rot. Heute sollst du mir den Klumpen weißen Goldes bringen. Und bringst du ihn nicht, so will ich dich mit hundert Riemen schlagen. Fort mit dir! Bei Sonnenuntergang werde ich deiner an der Gartentüre warten. Achte wohl, daß du das

weiße Gold mir bringest, oder es wird dir übel ergehen. Denn du bist mein Sklave, und ich habe dich für einen Humpen süßen Weins gekauft."

Und er verband dem Sternenkind die Augen mit einem Tuche aus gemusterter Seide und führte es durch das Haus und den Garten voll Mohn und die fünf erzenen Stufen hinan. Und nachdem er die kleine Türe mit einem Ringe geöffnet hatte, stieß er es auf die Straße.

Und das Sternenkind ging aus den Toren der Stadt und kam an den Wald, von welchem ihm der Zauberer gesprochen hatte. Und der Wald war von außen schön anzuschauen und schien voll singender Vögel und süß duftender Blumen zu sein. Und das Sternenkind betrat ihn frohgemut, doch nützte ihm die Schönheit gar wenig, denn wohin sein Fuß auch trat, schossen scharfe Dornen und Hecken vom Boden auf und umklammerten es und böse Nesseln stachen es und die Disteln verletzten es mit ihren Dolchen, so daß es in großer Not war. Auch vermochte es nirgends den Klumpen weißen Goldes zu finden, von dem der Zauberer gesprochen hatte, wennschon es ihn vom Morgen bis zur Mittagsstunde und von Mittag bis zum Sonnenuntergange suchte. Und mit Sonnenuntergang wandte es das Antlitz heimwärts zu und weinte bitterlich, denn es wußte, welch Geschick seiner harrte.

Doch als es den Saum des Waldes erreicht hatte, vernahm es aus dem Dickicht einen Schrei, wie von einem, der in Not ist. Da vergaß es seines eigenen Kummers und lief zur Stelle hin und sah ein Häschen, das sich in einer Falle gefangen hatte, die ihm ein Jäger aufgestellt hatte. Und das Sternenkind fühlte Mitleid mit dem Kleinen und machte ihn frei und sagte zu ihm: „Ich bin selber nur ein Sklave, gut, daß ich wenigstens dir die Freiheit zu schenken vermag."

Und das Häschen antwortete ihm und sprach: „Wahrlich, du hast mir die Freiheit geschenkt! Doch was kann ich dir schenken?“

Da sprach das Sternenkind zu ihm: „Ich suche einen Klumpen weißen Goldes. Doch kann ich ihn nicht finden. Und bringe ich ihn meinem Herrn nicht heim, so wird er mich schlagen.“

„Komm mit mir,“ sagte das Häschen, „und ich will dich zur Stelle führen, denn ich weiß, wo er versteckt liegt, und zu welchem Zwecke.“

So ging das Sternenkind mit dem Häschen und siehe! im Stamme eines großen Eichenbaumes sah es den Klumpen weißen Goldes, den es suchte. Und es war voll Freude und griff danach und sagte zu dem Häschen: „Den Dienst, den ich dir getan, hast du mir vielemal vergolten. Und was ich dir an Güte erwies, hast du mir hundertfach zurückgezahlt.“

„Nicht doch,“ entgegnete das Häschen, „aber wie du an mir getan hast, habe auch ich an dir getan.“ Und schnell lief es von dannen, und das Sternenkind schritt der Stadt zu.

Nun saß am Tore der Stadt ein Aussätziger. Ein Fetzen grauen Linnens war über sein Gesicht gebreitet, und durch die Augenlöcher glühten seine Augen wie rote Kohlen. Da er das Sternenkind kommen sah, schlug er die hölzernen Becken und klapperte mit seiner Klingel und rief ihm zu und sprach: „Gib mir ein Stück Geldes, oder ich muß Hungers sterben. Denn sie haben mich aus der Stadt gestoßen, und es ist keiner, der mit mir Erbarmen hätte.“

„Ach,“ klagte das Sternenkind, „ich habe in meinem Ranzen nichts als einen Klumpen Goldes. Und wenn ich den nicht meinem Meister bringe, schlägt er mich. Denn ich bin sein Sklave.“

Der Aussätzige aber flehte und flehte, bis das Sternenkind in Mitleid weich ward und ihm den Klumpen weißen Goldes schenkte.

Und als es zu des Zauberers Haus kam, öffnete ihm der Zauberer und führte es hinein und sprach zu ihm: „Hast du den Klumpen weißen Goldes?" Das Sternenkind erwiderte: „Ich habe ihn nicht." Da fiel der Zauberer über das Kind her und peitschte es und setzte ihm einen leeren hölzernen Teller hin und sagte: „Da iß!" und stellte ihm einen leeren Becher hin und sagte: „Da trink!" und warf es wieder in das Turmverlies.

Am nächsten Morgen aber kam der Zauberer von neuem und sprach: „Wenn du mir heute nicht den Klumpen gelben Goldes bringst, so will ich wahrlich an dir tun, wie man an Sklaven tut, und dir dreihundert Hiebe aufzählen."

Da ging das Sternenkind in den Wald und suchte den langen Tag den Klumpen gelben Goldes. Doch konnte es ihn nirgends finden. Und da die Sonne sank, kauerte es sich auf den Boden und begann zu weinen. Und als es schluchzte, kam das Häschen zu ihm, das es aus der Falle befreit hatte.

Und das Häschen sprach: „Warum weinest du? Was suchst du hier im Walde?"

Und das Sternenkind erwiderte: „Ich suche den Klumpen gelben Goldes, der hier verborgen liegt. Und finde ich ihn nicht, wird mich mein Meister schlagen und an mir tun, wie man an Sklaven tut."

„Folge mir!" rief das Häschen. Und es lief durch den Wald, bis es zu einem Tümpel Wasser kam. Und auf dem Grunde dieses Wassers lag der Klumpen gelben Goldes.

„Wie soll ich meinen Dank dir zeigen?" sprach das Sternenkind. „Siehe, schon zum zweiten Male hast du mich gerettet."

„Nicht doch! du warſt es, der zuerſt mit mir Erbarmen hatte", ſprach das Häschen, und leichtfüßig lief es von dannen.

Und das Sternenkind nahm den Klumpen gelben Goldes und ſteckte ihn in ſein Ränzel und eilte der Stadt zu. Doch der Ausſätzige ſah es nahen und lief ihm entgegen und ſank in die Knie und ſchrie: „Gib mir ein Geldſtück oder ich muß Hungers ſterben!"

Das Sternenkind ſprach zu ihm: „Ich trage in meinem Ränzel nichts als einen Klumpen gelben Goldes. Und bringe ich den nicht meinem Meiſter, wird er mich ſchlagen und an mir tun, wie man an Sklaven tut."

Doch der Ausſätzige bat es ſo ſehr, daß das Sternenkind Erbarmen mit ihm hatte und ihm den Klumpen gelben Goldes gab.

Und als es zum Hauſe des Zauberers kam, öffnete ihm der Zauberer und ließ es ein und ſprach: „Haſt du den Klumpen gelben Goldes?" Und das Sternenkind ſtammelte: „Ich habe ihn nicht." Da fiel der Zauberer über das Kind her und ſchlug es und belud es ſchwer mit Ketten und warf es wieder in das Turmverlies.

Und am Morgen darauf kam der Zauberer von neuem zu ihm und ſagte: „Wenn du mir heute den Klumpen rotgleißenden Goldes bringeſt, will ich dir die Freiheit ſchenken. Doch bringſt du ihn mir nicht, dann wahrlich, will ich dich erſchlagen."

So ging das Sternenkind in den Wald und ſuchte den ganzen Tag hindurch nach dem Klumpen rotgleißenden Goldes, doch konnte es ihn nirgends finden. Und da der Abend ſank, ſetzte es ſich hin und weinte. Und wie es ſo weinte, kam das Häschen zu ihm.

Und das Häschen ſprach zu ihm: „Der Klumpen rotgleißenden Goldes, den du ſucheſt, liegt in der Höhle, der

du den Rücken kehrst. Deshalb weine nicht mehr, sondern freue dich!"

„Wie soll ich dir's lohnen!" rief das Sternenkind. „Denn siehe! zum dritten Male danke ich dir jetzt meine Rettung."

„Nicht doch! du warst es, der zuerst Mitleid mit mir fühlte", erwiderte das Häschen und lief schnell davon.

Und das Sternenkind trat in die Höhle, und in dem entlegensten Winkel derselben fand es den Klumpen rotgleißenden Goldes und legte ihn in sein Ränzel und eilte der Stadt zu.

Und der Aussätzige sah es kommen und trat in die Mitte des Weges und schrie und sprach zu ihm: „Gib mir den Klumpen rotgleißenden Goldes — oder ich muß sterben." Und das Sternenkind hatte auch heute Mitleid mit ihm und gab ihm den Klumpen rotgleißenden Goldes und sprach: „Deine Not ist größer als die meine." Doch sein Herz war schwer, denn es wußte, welch bitteres Los seiner harrte.

*

Doch siehe! Als es durch das Tor der Stadt schritt, beugten sich die Wächter tief vor ihm und huldigten ihm und sprachen: „Wie herrlich anzusehen ist unser Herr!" Und ein Haufe Bürgersleute folgte ihm und rief laut: „Wahrlich, niemand in der ganzen Welt gleicht ihm an Schönheit", so daß das Sternenkind weinte und zu sich selber sprach: „Sie verhöhnen mich und spotten meines Elends." Und so groß war der Zusammenlauf des Volkes, daß es die Richtung seines Weges verlor und sich plötzlich auf einem großen Platze fand, auf dem sich eines Königs Schloß erhob.

Und die Tore des Schlosses öffneten sich, und die Priester und hohen Würdenträger der Stadt eilten ihm entgegen.

Und sie beugten sich tief vor ihm und sprachen: „Du bist unser Herr, auf den wir gewartet haben, und unseres Königs Sohn!“

Da antwortete das Sternenkind und sprach: „Ich bin keines Königs Sohn, sondern das Kind eines armen Bettelweibes; und wie mögt ihr sagen, ich sei schön, da ich doch weiß, daß ich gar häßlich anzuschauen bin!“

Da hielt der, dessen Rüstung mit goldenen Blumen verzieret war und auf dessen Helm ein geflügelter Löwe ruhte, den Schild empor und rief: „Warum spricht doch mein Herr, daß er nicht schön sei?“

Und das Sternenkind sah hinein und siehe! sein Antlitz war wie es ehedem gewesen, und all seine Schönheit war zurückgekommen. In seinen Augen aber sah es etwas, was es selbst zuvor noch nie darin gesehen hatte.

Und die Priester und die hohen Würdenträger knieten nieder und sprachen zu ihm: „Es war von altersher prophezeiet, daß am heutigen Tage der kommen würde, der über unsere Herzen herrschen soll. So nehme denn unser Herr diese Krone und dieses Zepter hier. Und in seiner Gerechtigkeit und Gnade sei er König über uns!“

Er aber sprach zu ihnen: „Ich bin nicht würdig, denn ich habe die Mutter, die mich geboren hat, verleugnet, noch kann ich Ruhe finden, ehe ich sie gefunden habe und ehe mir von ihr Verzeihung ward. Drum laßt mich gehen, denn ich muß von neuem wandern über die Welt hin und darf nicht zögern hier, und bötet ihr mir auch Krone und Zepter.“

Und da es so sprach, wandte es das Antlitz weg von ihnen, der Straße zu, die zu den Toren der Stadt führte. Und siehe! in der Mitte der Menge, die sich um die Soldaten drängte, ward es des Bettelweibes gewahr, das sich seine Mutter nannte. Und an ihrer Seite stand der Aussätzige, der am Wege gesessen hatte.

Da löste sich ein Schrei der Freude von seinen Lippen, und es stürzte auf sie zu und kniete nieder und küßte die Schwären an den Füßen seiner Mutter und netzte sie mit seinen Tränen.

Es neigte das Haupt in den Staub und schluchzte. Wie einer, dessen Herz schier brechen wollte, sprach es zu ihr: „Mutter, ich habe dich in der Stunde meines Stolzes verleugnet. Nimm du mich hin in der Stunde meiner Buße! Mutter, ich gab dir Haß; gib du mir Liebe! Mutter, ich verschmähte dich; nimm jetzt dein Kind zu dir!" — Doch das Bettelweib antwortete ihm kein einzig Wort.

Und das Sternenkind streckte die Hände aus und umklammerte die blutleeren Füße des Aussätzigen und sprach zu diesem: „Ich hatte dreimal Erbarmen mit dir; bitte du meine Mutter, auf daß sie zu mir spreche." Doch der Aussätzige antwortete ihm kein einzig Wort.

Und wieder hub es an zu schluchzen, und wieder hub es an zu sprechen: „Mutter, mein Leid ist schwerer als ich zu tragen vermag. Schenke mir Erbarmen und laß mich heimkehren in meinen Wald."

Da legte das Bettelweib die Hände auf sein Haupt und sprach zu ihm: „Stehe auf!" Und der Aussätzige legte die Hände auf sein Haupt, und auch er sprach zu ihm: „Stehe auf!"

Da stand es auf und sah die beiden an. Und siehe! sie waren ein König und eine Königin.

Und die Königin sprach zu ihm: „Dies ist dein Vater, dem du halfest."

Und der König sagte: „Dies ist deine Mutter, deren Füße du mit deinen Tränen netztest." Und sie fielen ihm um den Hals und küßten es und führten es in den Palast und kleideten es in schöne Gewänder und setzten ihm die Krone auf das Haupt und gaben ihm das Zepter in die

Hand. Und es herrſchte über die Stadt, die am Stromufer ſtand, und war ihr Herr.

Gerechtigkeit und Erbarmen zeigte es allen und verbannte den böſen Zauberer. Und dem Holzhauer und ſeinem Weibe ſandte es gar viele reiche Gaben, erwies auch ihren Kindern hohe Ehren. Es duldete nicht, daß irgendeiner grauſam gegen die Vögel oder ſonſt irgendwelche Tiere ſei, ſondern lehrte Liebe und Güte und Barmherzigkeit und gab den Armen Brot und gab den Nackten Kleidung. Und Freude und Überfluß waren im Lande.

Doch es herrſchte nicht lange, denn ſein Leid war allzu groß und das Feuer ſeiner Prüfung allzu verzehrend geweſen, ſo daß es nach Ablauf von drei Jahren ſtarb. Und der nach ihm kam, herrſchte übel.

Der glückliche Prinz und andere Märchen

Übersetzt von Rudolph Lothar

Der glückliche Prinz

Hoch über der Stadt stand auf einer hohen Säule die Statue des glücklichen Prinzen. Sie war über und über mit dünnen Blättchen von feinem Golde vergoldet, zwei glänzende Saphire hatte sie als Augen, und ein großer, roter Rubin glühte am Schwertknauf.

Er wurde wirklich viel bewundert.

„Er ist so schön wie ein Wetterhahn", bemerkte einer der Stadträte, dem viel daran lag, als geschmackvoll in Kunstdingen zu gelten. „Wenn auch nicht ganz so nützlich", fügte er hinzu, aus Furcht, man könnte ihn für unpraktisch halten, was er wirklich und wahrhaftig nicht war.

„Warum nimmst du dir kein Beispiel an dem glücklichen Prinzen?" fragte eine verständige Mutter ihren kleinen Buben, der weinte, weil er den Mond nicht haben konnte. „Dem glücklichen Prinzen fällt es nicht ein, zu weinen, wenn er etwas nicht kriegen kann."

„Ich bin froh, daß es jemanden in der Welt gibt, der ganz glücklich ist", murmelte ein enttäuschter Mann, der die wundervolle Bildsäule betrachtete.

„Er sieht just aus wie ein Engel", sagten die Waisenkinder, die in ihren hellroten Mänteln und den reinlichen weißen Lätzchen aus der Kathedrale kamen.

„Woher wißt ihr das," sagte der Mathematikprofessor, „da ihr nie einen Engel gesehen habt?"

„O doch, in unseren Träumen", antworteten die Kinder; und der Mathematikprofessor runzelte die Stirn und blickte finster drein, denn er hatte es nicht gern, wenn Kinder träumten.

Eines Nachts flog ein kleiner Schwälberich über die Stadt. Seine Freunde waren schon vor sechs Wochen nach Ägypten gezogen, aber er blieb zurück, denn er liebte das

wunderſchönſte Rohr im Schilfe. Zeitlich im Frühjahr hatte er es erblickt, als er den Fluß hinunter flog, hinter einer dicken gelben Motte her, und die ſchlanke Taille des Rohrs hatte ihm ſo gefallen, daß er ſtehen blieb, um mit ihm zu plaudern.

„Soll ich dich lieben?“ ſagte der Schwälberich, der gerne geradeswegs auf ſein Ziel losging, und das Rohr machte ihm eine tiefe Verbeugung. So flog er rund um das Rohr herum und berührte das Waſſer mit ſeinen Flügeln und zeichnete ſilberne Kreiſe hinein. So machte er ihr den Hof, und das dauerte den ganzen Sommer.

„Es iſt ein lächerliches Verhältnis!“ zwitſcherten die anderen Schwalben. „Das Rohr hat kein Geld und viel zu viel Verwandtſchaft.“

Und in der Tat war der ganze Fluß voll Schilf. Und als dann der Herbſt kam, flogen alle Schwalben davon.

Als ſie fortgeflogen waren, fühlte ſich das Schwälbchen ſehr einſam und begann ſeinen Minnedienſt etwas langweilig zu finden. „Es plaudert ſich ſchlecht mit ihm, und ich fürchte ſehr, daß es kokett iſt, denn es flirtet immer mit dem Wind.“ Tatſache war, daß das Rohr, ſo oft der Wind blies, die graziöſeſten Verbeugungen machte. „Ich gebe zu, daß es häuslich iſt,“ fuhr das Schwälbchen fort, „aber ich liebe das Reiſen, und mein Weib muß alſo auch das Reiſen ebenfalls gern haben.“

„Willſt du mit mir kommen?“ ſagte das Schwälbchen endlich zu ihm; aber das Rohr ſchüttelte den Kopf, denn es hing zu ſehr an ſeiner Heimat.

„Du haſt deinen Scherz mit mir getrieben,“ ſchrie das Schwälbchen, „ich reiſe zu den Pyramiden. Leb' wohl!“ Und das Schwälbchen flog fort.

Den ganzen Tag flog es, und als die Nacht hereinbrach, kam es zur Stadt. „Wo ſoll ich abſteigen?“ ſagte es.

„Ich hoffe, die Stadt hat Empfangsvorbereitungen getroffen!“

Dann sah das Schwälbchen die Statue auf der hohen Säule.

„Hier will ich absteigen!“ rief es aus. „Das ist ein schönes Plätzchen, und frische Luft gibt es hier genug.“ Und es ließ sich nieder, gerade zwischen den Füßen des glücklichen Prinzen.

„Ich habe ein goldenes Schlafzimmer“, sagte das Schwälbchen leise zu sich selbst, wie es sich umsah, und es bereitete sich zum Schlafen vor. Aber gerade wie es seinen Kopf unter die Flügel stecken wollte, fiel ein schwerer Wassertropfen nieder. „Wie seltsam!“ rief das Schwälbchen aus. „Am Himmel steht keine einzige Wolke, die Sterne sind ganz hell und klar, und doch regnet es. Das Klima im nördlichen Europa ist wirklich schrecklich. Das Rohr liebte ja den Regen, aber das war nichts als Egoismus.“

Ein zweiter Tropfen fiel.

„Zu was ist die Bildsäule denn nütze, wenn sie nicht den Regen abhalten kann“, sagte es. „Ich schaue mich lieber nach einem guten Schornstein um!“ Und das Schwälbchen beschloß fortzufliegen.

Aber bevor es seine Flügel geöffnet hatte, fiel ein dritter Tropfen, und es blickte empor und sah — ach, was sah es!

Die Augen des glücklichen Prinzen waren voll Tränen, und die Tränen rollten nieder an den goldenen Wangen. Und sein Gesicht war so schön im Mondlicht, daß das Schwälbchen tiefes Mitleid empfand.

„Wer bist du?“ fragte es.

„Ich bin der glückliche Prinz.“

„Warum weinst du dann?“ fragte das Schwälbchen. „Ich bin ganz durchnäßt.“

„Als ich noch lebte und ein menschliches Herz besaß," antwortete die Statue, „wußte ich nicht, was Tränen sind, denn ich lebte im Palast Sanssouci, dessen Schwelle die Sorge nicht betreten darf. Tagsüber spielte ich mit meinen Genossen im Garten, und am Abend führte ich den Tanz an in der großen Halle. Rings um den Garten lief eine sehr hohe Mauer, aber ich kümmerte mich nicht darum, was hinter der Mauer lag, denn alles um mich her war eitel Schönheit. Meine Hofleute nannten mich den glücklichen Prinzen, und ich war wirklich glücklich, wenn Vergnügen Glück bedeutet. So lebte ich, und so starb ich. Und nun, da ich gestorben bin, haben sie mich hier so hoch heraufgestellt, daß ich alle Häßlichkeit und all das Elend meiner Stadt sehen kann, und obzwar mein Herz aus Blei ist, kann ich nichts anderes tun als weinen."

„Schau, er ist nicht durch und durch aus Gold", sprach das Schwälbchen zu sich selbst. Aber es war doch zu höflich, um laut irgendeine persönliche Bemerkung zu machen.

„Weit von hier," fuhr die Bildsäule fort mit einer tiefen, klangvollen Stimme, „weit von hier steht ein armes Häuschen in einer kleinen Straße. Eines der Fenster ist offen und ich sehe eine Frau, die an einem Tische sitzt. Ihr Gesicht ist schmal und verhärmt, und sie hat rauhe, rote Hände, ganz zerstochen von der Nadel, denn sie ist eine Näherin. Sie stickt für die lieblichste von den Ehrendamen der Königin Passionsblumen auf ein Seidengewand, das sie auf dem nächsten Hofball tragen wird. In einem Bett in einer Ecke des Zimmers liegt ihr kleiner kranker Bub. Ihn schüttelt das Fieber, und er möchte Apfelsinen haben. Seine Mutter aber kann ihm nichts geben als Wasser aus dem Fluß, und so weint er. Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen, willst du ihr nicht den Rubin aus

meinem Schwertgriff bringen? Meine Füße sind auf dem Piedestal festgemacht, und ich kann mich nicht bewegen."

„Man erwartet mich in Ägypten", sagte das Schwälbchen. „Meine Freunde fliegen den Nil auf und ab und sprechen mit den großen Lotosblumen. Bald werden sie schlafen gehen im Grabe des großen Königs. Der König liegt selbst dort in einer gemalten Truhe. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und einbalsamiert mit Gewürzen. Um seinen Hals liegt eine Kette von blassem, grünem Nephrit, und seine Hände gleichen verwelkten Blättern."

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen," sagte der Prinz, „willst du nicht eine Nacht bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Knabe hat so großen Durst, und die Mutter ist so traurig."

„Weißt du, ich liebe Buben nicht", antwortete das Schwälbchen. „Als ich im letzten Sommer am Flusse wohnte, waren zwei rohe Buben dort, die Söhne des Müllers, und sie warfen immer Steine nach mir. Natürlich trafen sie mich nicht. Wir Schwalben fliegen viel zu schnell, und überdies stamme ich aus einer Familie, die wegen ihrer Flinkheit berühmt ist. Trotzdem war es ein Zeichen mangelnden Respekts."

Aber der glückliche Prinz blickte so traurig drein, daß das Schwälbchen betrübt wurde. „Es ist zwar kalt hier," sagte es, „aber ich will eine Nacht bei dir bleiben und dein Bote sein."

„Ich danke dir, kleine Schwalbe", sagte der Prinz.

Und die Schwalbe pickte den großen Rubin aus dem Schwert des Prinzen und nahm den Stein in ihren Schnabel und flog damit über die Dächer der Stadt.

Sie flog am Turm der Kathedrale vorbei, wo die weißen Marmorengel stehen, sie flog vorbei am Palast und hörte Tanz und Musik. Ein schönes Mädchen kam mit dem Ge-

liebten auf den Balkon. „Wie wundervoll die Sterne sind," sagte er zu ihr, „und wie wundervoll ist die Macht der Liebe!"

„Ich hoffe, mein Kleid wird für den Hofball rechtzeitig fertig sein", antwortete sie. „Ich habe Passionsblumen darein sticken lassen, aber die Schneiderinnen sind so faul."

Sie flog über den Fluß und sah die Laternen an den Masten der Schiffe hängen. Sie flog über das Ghetto und sah die alten Juden miteinander handeln und sah, wie sie Geld in kupfernen Schalen wogen. Dann kam sie zu dem armen Häuschen und schaute hinein. Der Knabe hustete fieberisch in seinem Bett, und die Mutter war vor Müdigkeit eingeschlafen. Sie hüpfte ins Zimmer und legte den großen Rubin auf den Tisch just neben den Fingerhut der Frau. Dann flog sie mit leichtem Flügelschlag um das Bett herum, und ihre Flügel fächelten die Stirne des Knaben. „Ach, die Kühle," sagte das Kind, „jetzt wird mir gewiß besser." Und der Knabe sank in einen süßen Schlaf.

Dann flog das Schwälbchen zurück zum glücklichen Prinzen und erzählte ihm, was es getan hatte. „Es ist seltsam," fügte es hinzu, „aber nun ist mir ganz warm, trotzdem es so kalt ist."

„Das kommt daher, weil du eine gute Tat getan hast", sagte der Prinz. Und das kleine Schwälbchen begann nachzudenken, und dann schlief es ein. Denken machte es immer schläfrig.

Als der Tag anbrach, flog es zum Flusse und nahm ein Bad. „Welch ein seltsames Phänomen", sagte der Professor der Ornithologie, der gerade über die Brücke ging. „Eine Schwalbe im Winter!" Und er schrieb darüber einen langen Brief an das Lokalblatt. Jedermann sprach davon, aber der Brief war so voll Gelehrsamkeit, daß niemand ihn recht verstand.

„Heute nacht gehe ich nach Ägypten", sagte das Schwälbchen, und es war höchst vergnügt bei dieser Aussicht. Es besuchte alle öffentlichen Monumente und saß lange Zeit auf der Spitze des Kirchturms. Wohin es kam, zwitscherten die Sperlinge und sagten zueinander: „Welch ein vornehmer Fremdling!" Das freute das Schwälbchen sehr.

Als der Mond aufstieg, flog es zurück zum glücklichen Prinzen. „Hast du was zu bestellen in Ägypten?" schrie es ihm zu. „Ich reise!"

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen," sagte der Prinz, „willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?"

„Man erwartet mich in Ägypten", antwortete das Schwälbchen. „Morgen werden meine Freunde bis zum zweiten Katarakt fliegen. Dort liegt das Nilpferd im hohen Ried, und auf einem großen granitnen Thron sitzt der Gott Memnon. Die ganze Nacht blickt er zu den Sternen, und wenn der Morgenstern scheint, so stößt er einen Freudenschrei aus, und dann ist er stumm. Und zu Mittag kommen die gelben Löwen ans Wasser. Sie haben Augen wie grüne Beryllе, und ihr Brüllen ist lauter als das Brüllen des Katarakts."

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen", sagte der Prinz. „Weit, weit am andern Ende der Stadt sehe ich einen jungen Mann in einer Dachstube. Er sitzt an einem Schreibtisch, der über und über mit Papieren bedeckt ist, und in einem Glase neben ihm steckt ein Strauß verwelkter Veilchen. Sein Haar ist braun und lockig, und seine Lippen sind rot wie ein Granatapfel, und er hat große, verträumte Augen. Er versucht an einem Stücke für den Theaterdirektor zu arbeiten, aber er kann vor Kälte nicht schreiben. Im Kamin ist kein Feuer mehr, und der Hunger hat ihn schwach gemacht."

„Ich will noch eine Nacht bei dir bleiben," sagte das Schwälbchen, das wirklich ein gutes Herz hatte, „soll ich ihm auch einen Rubin bringen?"

„Ach, ich habe keinen Rubin mehr," sagte der Prinz, „meine Augen sind alles, was ich noch habe. Sie sind gemacht aus kostbaren Saphiren, die man vor vielen tausend Jahren aus Indien gebracht hat. Picke eines meiner Augen aus und bringe es ihm. Er wird es zu einem Juwelier tragen und sich Nahrung und Holz dafür kaufen und sein Stück vollenden."

„Teurer Prinz," sagte das Schwälbchen, „das kann ich nicht tun!" Und es begann zu weinen.

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen," sagte der Prinz, „tue wie ich dir befehle."

So pickte das Schwälbchen dem Prinzen das Auge aus und flog damit zur Dachkammer des Studenten. Es war leicht hineinzukommen, denn im Dache war ein Loch. Durch dieses Loch schoß es herein und kam so ins Zimmer. Der junge Mann hatte seinen Kopf in den Händen vergraben, und so hörte er nicht das Flattern der Flügel, und als er aufsah, fand er den schönen Saphir auf den verwelkten Veilchen.

„Man beginnt mich zu schätzen", rief er aus. „Dieser Stein kommt von irgendeinem meiner Bewunderer. Nun kann ich mein Stück vollenden!" Und er blickte ganz glücklich drein.

Am nächsten Tage flog das Schwälbchen zum Hafen hinunter, setzte sich auf den Mast eines großen Schiffes und sah zu, wie die Matrosen große Kisten an Seilen aus dem Schiffsraum hervorholten. „Ahoi!" schrien sie, so oft eine Kiste hervorkam. „Ich reise nach Ägypten", rief das Schwälbchen, aber niemand kümmerte sich darum, und als der Mond aufstieg, flog es zurück zu dem glücklichen Prinzen.

„Ich komme, um dir Lebewohl zu sagen", rief es ihm zu.

„Schwälbchen, Schwälbchen, kleines Schwälbchen, willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?"

„Es ist Winter," antwortete das Schwälbchen, „und der frostige Schnee wird bald da sein. In Ägypten ist die Sonne warm und die Palmbäume sind grün, und die Krokodile liegen im Schlamm und blicken faul um sich. Meine Genossen bauen sich ein Nest im Tempel von Baalbek, und rote und weiße Tauben schauen zu und gurren. Mein teurer Prinz, ich muß dich verlassen, aber ich werde dich nie vergessen, und im nächsten Frühjahr bringe ich dir zwei schöne Juwelen mit an Stelle derer, die du weggegeben hast. Der Rubin wird röter sein als eine rote Rose, und der Saphir wird so blau sein wie das weite Meer."

„Unten auf dem Platze", sagte der glückliche Prinz, „steht ein kleines Zündholzmädchen. Sie hat ihre Zündhölzchen in die Gosse fallen lassen, nun sind sie alle hin. Ihr Vater wird sie schlagen, wenn sie kein Geld nach Haus bringt, und sie weint. Sie hat nicht Schuhe noch Strümpfe, und ihr kleiner Kopf ist bloß. Picke mein anderes Auge aus und gib es ihr, und ihr Vater wird sie nicht schlagen."

„Ich will bei dir noch eine Nacht bleiben," sagte das Schwälbchen, „aber ich kann dein anderes Auge nicht auspicken. Dann wärest du ja ganz blind."

„Schwälbchen, Schwälbchen, liebes Schwälbchen," sagte der Prinz, „tue, was ich dir befehle."

So pickte das Schwälbchen dem Prinzen das andere Auge aus und flog damit nieder. Es schoß an dem Zündholzmädchen vorbei und ließ das Juwel in ihre Hand fallen. „Welch ein entzückendes Stückchen Glas!" rief das kleine Mädchen und lief lachend nach Haus.

Dann kam das Schwälbchen zurück zum Prinzen. „Nun bist du blind," sagte es, „und ich werde immer bei dir bleiben."

„Nein, kleines Schwälbchen," sagte der Prinz, „du mußt fort nach Ägypten."

„Ich will immer bei dir bleiben", sagte das Schwälbchen und schlief zu des Prinzen Füßen.

Den ganzen nächsten Tag saß es auf des Prinzen Schulter und erzählte ihm Geschichten von all den fremden Ländern, die es gesehen hatte. Es erzählte ihm von den roten Ibissen, die in langen Reihen an den Ufern des Niles stehen und Goldfische mit ihren Schnäbeln fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt und in der Wüste lebt und alles weiß; von den Kaufleuten, die langsam neben den Kamelen einhergehen und Ambrakügelchen durch die Finger gleiten lassen; vom König der Mondberge, der so schwarz ist wie Ebenholz und einen großen Kristall anbetet; von der großen grünen Schlange, die in einem Palmbaum schläft und zwanzig Priester hat, die sie mit Honigkuchen füttern; und von den Pygmäen, die auf breiten flachen Blättern über einen großen See segeln und immer mit den Schmetterlingen Krieg führen.

„Liebes, kleines Schwälbchen," sagte der Prinz, „du erzählst mir von wunderbaren Dingen, aber wunderbarer als alles ist das Leid der Männer und Frauen. Das Mysterium des Elends ist das größte von allen. Fliege über meine Stadt, kleines Schwälbchen, und erzähle mir, was du da siehst."

So flog denn das Schwälbchen über die große Stadt und sah, wie die Reichen glücklich waren in den schönen Häusern, indes die Bettler vor den Toren saßen. Es flog in dunkle Gäßchen und sah die bleichen Gesichter hungernder Kinder, die mit verlorenem Blick die schwarze Straße hinabschauten. Unter dem Brückenbogen lagen zwei kleine Knaben, einer in des andern Arm, und versuchten sich zu wärmen. „Wir haben solchen Hunger", sagten sie. „Ihr

dürft hier nicht liegen!" schrie der Wächter, und sie wanderten in den Regen hinaus.

Da flog das Schwälbchen zurück und erzählte dem Prinzen, was es gesehen hatte.

„Ich bin bedeckt mit feinem Gold," sagte der Prinz, „das mußt du ablösen, Blättchen für Blättchen. Dann gib es meinen Armen. Die Lebenden glauben immer, daß Gold sie glücklich machen kann."

Das Schwälbchen pickte Blättchen für Blättchen des feinen Goldes fort, bis der glückliche Prinz ganz stumpf und grau aussah. Und Blättchen für Blättchen des feinen Goldes brachte das Schwälbchen den Armen, und die Gesichter der Kindlein wurden rosig, und sie lachten und spielten in den Straßen und riefen: „Nun haben wir Brot!"

Dann kam der Schnee, und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus, als wären sie von Silber gemacht, sie glänzten und glitzerten; lange Eiszapfen hingen gleich kristallenen Dolchen von den Dachraufen der Häuser, und die kleinen Buben trugen scharlachrote Mäntel und liefen Schlittschuh auf dem Eise. Dem armen kleinen Schwälbchen wurde kälter und kälter, aber es wollte den Prinzen nicht verlassen, es liebte ihn zu sehr. Es pickte Brotkrumen vor des Bäckers Tür auf, wenn der Bäcker just nicht hinsah, und versuchte sich zu erwärmen, indem es mit den Flügeln schlug.

Aber endlich wußte das Schwälbchen, daß es sterben müsse. Es hatte gerade noch so viel Kraft, um noch einmal auf die Schulter des Prinzen zu flattern. „Lebe wohl, teurer Prinz!" murmelte es, „willst du mich deine Hand küssen lassen?"

„Ich bin froh, daß du endlich nach Ägypten gehst, kleines Schwälbchen!" sagte der Prinz. „Du bist zu lange hier geblieben. Aber du mußt mich auf die Lippen küssen, denn ich liebe dich!"

„Ich gehe nicht nach Ägypten", sagte das Schwälbchen. „Ich gehe zum Hause des Todes. Der Tod ist der Bruder des Schlafes, nicht wahr?" Und das Schwälbchen küßte den glücklichen Prinzen auf die Lippen und fiel tot nieder zu seinen Füßen.

In diesem Augenblicke ertönte ein merkwürdiges Knacken in der Bildsäule, als ob etwas gebrochen sei. Tatsächlich war das bleierne Herz ganz entzwei gesprungen. Der Frost war wirklich furchtbar strenge.

Früh am nächsten Morgen spazierte der Bürgermeister unten auf dem Platz in Gesellschaft der Stadträte. Als sie an der Säule vorüberkamen, sah er an der Statue hinauf.

„O du meine Güte," sagte er, „wie schäbig der glückliche Prinz ausschaut!"

„Schrecklich schäbig!" riefen die Stadträte, die immer mit dem Bürgermeister einer Meinung waren; und sie gingen hinauf, um die Sache näher in Augenschein zu nehmen.

„Der Rubin ist aus dem Schwertgriff herausgefallen, seine Augen sind fort, und die Vergoldung ist weg", sagte der Bürgermeister. „Er sieht wirklich aus wie ein Bettler."

„Ganz wie ein Bettler", sagten die Stadträte.

„Und da liegt noch ein toter Vogel zu seinen Füßen", fuhr der Bürgermeister fort. „Wir müssen wirklich einen Erlaß herausgeben, daß Vögel hier nicht sterben dürfen." Und der Stadtschreiber notierte sich die Anregung.

Und so wurde die Statue des glücklichen Prinzen von ihrer Säule heruntergenommen.

„Da sie nicht mehr schön ist, hat sie weiter keinen Zweck mehr", sagte der Professor der Kunstgeschichte an der Universität.

Dann wurde die Statue in einem Ofen geſchmolzen, und der Bürgermeiſter rief eine Ratsſitzung ein, um zu entſcheiden, was mit dem Metall zu geſchehen habe. „Wir müſſen natürlich eine andere Statue haben," ſagte er, „und das ſoll mein Bildnis ſein."

„Mein Bildnis!" ſagte jeder der Stadträte, und ſie gerieten in Streit. Als ich zuletzt von ihnen hörte, ſtritten ſie noch immer.

„Wie merkwürdig", ſagte der Aufſeher der Arbeiter beim Schmelzofen. „Dieſes gebrochene Herz will im Ofen nicht ſchmelzen. Wir müſſen es wegwerfen." So warfen ſie es auf einen Miſthaufen, wo das tote Schwälbchen auch ſchon lag.

„Bringe mir die beiden koſtbarſten Dinge aus der Stadt", ſagte Gott zu einem ſeiner Engel. Und der Engel brachte ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

„Du haſt gut gewählt", ſagte Gott. „Denn im Garten des Paradieſes wird dieſer kleine Vogel immerdar ſingen, und in meiner goldenen Stadt wird der glückliche Prinz mich preiſen."

„Sie würde mit mir tanzen, hat sie gesagt, wenn ich ihr rote Rosen brächte!“ rief der junge Student. „Aber in meinem Garten ist keine rote Rose.“

Die Nachtigall hörte ihn aus ihrem Neste in der Steineiche, und sie guckte durch die Blätter und wunderte sich.

„Keine einzige rote Rose in meinem ganzen Garten!“ rief er aus, und seine schönen Augen füllten sich mit Tränen. „Ach, von welchen kleinen Dingen hängt das Glück zuweilen ab. Ich habe alles gelesen, was die weisen Männer geschrieben haben, alle Geheimnisse der Philosophie sind mir offenbar, und weil ich keine rote Rose habe, ist mein Leben verpfuscht.“

„Da ist endlich ein treuer Liebhaber“, sagte die Nachtigall. „Jede Nacht habe ich von ihm gesungen, obwohl ich ihn nicht kannte. Nacht für Nacht habe ich seine Geschichte den Sternen erzählt und nun sehe ich ihn von Angesicht. Sein Haar ist dunkel wie die blühende Hyazinthe, und seine Lippen sind rot wie die Rose seiner Wünsche. Aber die Leidenschaft hat seinem Gesicht die Farbe des bleichen Elfenbeins gegeben, und das Leid hat ihm sein Siegel auf die Stirn gedrückt.“

„Der Prinz gibt morgen abend einen Ball,“ murmelte der junge Student. „Und die, die ich liebe, wird dort sein. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, wird sie mit mir tanzen, bis der Morgen anbricht. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, werde ich sie in meinen Armen halten, sie wird ihren Kopf an meine Schulter lehnen, und ihre Hand wird in meiner Hand liegen. Aber es gibt keine rote Rose in meinem Garten, und so werde ich einsam dasitzen, und sie wird an mir vorübergehen. Sie wird sich um mich nicht kümmern, und mein Herz wird brechen.“

„Das ist wirklich ein treuer Liebhaber", sagte die Nachtigall. „Was ich besinge, leidet er. Was Freude für mich ist, ist Schmerz für ihn. Die Liebe ist wirklich etwas Wunderbares. Sie ist kostbarer als Smaragden und wertvoller als der feinste Opal. Man kann sie nicht kaufen für Perlen und Granatäpfel, und sie ist auf dem Markt nicht zu haben. Sie ist den Händlern nicht feil, und sie kann auf der Goldwage nicht gewogen werden."

„Die Musikanten werden auf der Galerie sitzen," sagte der Student, „und sie werden die Saiten ihrer Instrumente streichen, und meine Geliebte wird tanzen, daß ihre Füße nicht den Boden berühren werden, und die Hofleute in den bunten Kleidern werden sich um sie drängen. Aber mit mir wird sie nicht tanzen, denn ich habe keine rote Rose für sie, und er warf sich ins Gras und vergrub sein Angesicht in den Händen und weinte.

„Warum weint er denn?" fragte ein kleines Eidechslein, das mit dem Schwänzlein in der Luft vorüberrannte.

„Warum weint er denn?" sagte ein Schmetterling, der hinter einem Sonnenstrahl einhertanzte.

„Ja, warum wohl?" flüsterte ein Gänseblümchen zu seinem Nachbar mit seiner weichen, tiefen Stimme.

„Er weint um eine rote Rose!" sagte die Nachtigall.

„Um eine rote Rose?" riefen alle, „wie lächerlich!" Und die kleine Eidechse, die ein bißchen zynisch angelegt war, lachte laut auf.

Aber die Nachtigall verstand den geheimnisvollen Kummer des armen Jungen, und sie saß schweigend in ihrem Baum und dachte über das Geheimnis der Liebe nach.

Plötzlich breitete sie ihre braunen Flügel zum Fluge aus und erhob sich in die Luft. Sie flog wie ein Schatten durch den Hain und segelte wie ein Schatten durch den Garten.

In der Mitte des Grasplatzes ſtand ein ſchöner Roſenbaum, und als ſie ihn erblickte, flog ſie darauf zu und ſetzte ſich auf ein Zweiglein.

„Gib mir eine rote Roſe,“ ſagte ſie, „und ich will dir mein ſüßeſtes Lied ſingen.“

Aber der Baum ſchüttelte den Kopf.

„Meine Roſen ſind weiß, ſo weiß wie der Schaum des Meeres und weißer als der Schnee auf den Bergen. Aber geh zu meinem Bruder, der um die alte Sonnenuhr wächſt, vielleicht wird er dir geben, was du wünſcheſt.“

So flog denn die Nachtigall zum Roſenſtrauch, der ſich um die alte Sonnenuhr rankte. „Gib mir eine rote Roſe,“ ſagte ſie, „und ich will dir mein ſüßeſtes Lied ſingen.“ Aber der Strauch ſchüttelte den Kopf.

„Meine Roſen ſind gelb,“ antwortete er, „ſo gelb wie das Haar der Meerjungfrau, die auf einem Bernſteinthron ſitzt, und gelber als die Narziſſen, die auf den Wieſen blühen, bevor der Schnitter kommt mit ſeiner Senſe. Aber geh zu meinem Bruder, der unter dem Fenſter des Studenten ſteht, vielleicht wird er dir geben, was du wünſcheſt.“

So flog die Nachtigall zum Roſenſtrauch, der unter dem Fenſter des Studenten wuchs.

„Gib mir eine rote Roſe,“ ſagte ſie, „und ich will dir mein ſüßeſtes Lied ſingen.“

Aber der Strauch ſchüttelte den Kopf.

„Meine Roſen ſind rot,“ ſagte er, „ſo rot wie die Füße der Taube und röter als die korallnen Fächer, die die Meerflut in tiefer Höhle auf- und niederbewegt. Aber der Winter hat meine Adern erſtarrt, und der Froſt hat meine Knoſpen geknickt, und der Sturm hat meine Zweige gebrochen, und ſo werde ich dieſes Jahr keine Roſen mehr tragen.“

„Eine rote Rose ist alles, was ich haben will", sagte die Nachtigall. „Eine einzige rote Rose. Gibt es denn keine Mittel, mir sie zu verschaffen?"

„Es gibt ein Mittel," antwortete der Rosenstrauch, „aber es ist so schrecklich, daß ich kaum wage, es zu sagen."

„Sag es mir nur," sagte die Nachtigall, „ich fürchte mich nicht."

„Wenn du eine rote Rose haben willst," sagte der Strauch, „so forme sie aus Tönen im Licht des Mondes und färbe sie mit deinem eigenen Herzblut. Du mußt mir dein Lied singen, indes ein Dorn sich in deine Brust drückt. Die ganze Nacht mußt du singen für mich, und der Dorn muß dein Herz durchbohren. Und dein Lebensblut muß durch meine Adern fließen und mein werden."

„Der Tod ist ein hoher Preis für eine rote Rose," rief die Nachtigall, „und das Leben ist allen teuer. Es ist so schön, im grünen Walde zu sitzen und zu sehen, wie die Sonne im goldenen Wagen heraufährt und wie der Mond kommt mit seiner Perlenkutsche. Süß sind die Glockenblumen, die im Walde versteckt sind, und das Heidekraut, das auf dem Hügel blüht. Aber die Liebe ist mehr als das Leben, und was ist das Herz eines Vogels im Vergleich mit dem Herzen eines Menschen!"

Und so breitete sie die braunen Flügel zum Fluge aus und erhob sich in die Luft. Sie flog wie ein Schatten durch den Garten und segelte wie ein Schatten durch den Hain.

Der junge Student lag noch immer im Grase, wo sie ihn verlassen hatte, und die Tränen waren in seinen schönen Augen noch nicht getrocknet.

„Werde glücklich," rief die Nachtigall, „du sollst deine rote Rose haben. Ich will sie formen aus Tönen im Licht des Mondes, und mit meinem eigenen Herzblut will ich sie färben. Alles, was ich von dir dafür verlange, ist, daß

du ein treuer Liebhaber werdeſt, denn die Liebe iſt weiſer als die Philoſophie, ſo weiſe dieſe ſein mag, und mächtiger als die Macht, ſo mächtig dieſe ſein mag. Flammenfarbig ſind ihre Flügel, und von der Farbe der Flamme iſt ihr Leib. Ihre Lippen ſind ſüß wie Honig, und ihr Atem iſt gleich Weihrauch."

Der Student blickte auf und hörte zu, aber er konnte nicht verſtehen, was die Nachtigall ihm ſagte, denn er wußte nur die Dinge, die in den Büchern geſchrieben ſtehen.

Aber der Eichbaum verſtand jedes Wort und wurde ſehr traurig, denn er liebte die kleine Nachtigall, die ihr Neſt in ſeinen Zweigen gebaut hatte.

„Sing mir noch ein letztes Lied", wiſperte er. „Ich werde ſehr einſam ſein, wenn du fort biſt."

So ſang denn die Nachtigall dem Eichbaum, und ihre Stimme war dem Waſſer gleich, das aus ſilberner Vaſe ſprudelt.

Als ſie ihr Lied geendet hatte, ſtand der Student auf und zog ein Notizbuch und einen Bleiſtift aus der Taſche.

„Sie hat Technik," ſagte er zu ſich ſelbſt, als er aus dem Haine ſchritt, „das iſt unleugbar; aber hat ſie auch Gefühl? Ich glaube kaum. Sie gleicht den meiſten Künſtlern; alles iſt Stil, kein wahres Gefühl. Sie würde ſich für andere nicht aufopfern. Sie denkt ausſchließlich an ihre Muſik, und jedermann weiß, daß die Künſte egoiſtiſch ſind. Aber man muß zugeben, daß ſie einige ſchöne Töne in der Kehle hat. Jammerſchade, daß ſie keinen tieferen Sinn haben und praktiſch nichts bedeuten!" Und er ging in ſein Zimmer und legte ſich auf ſein ſchmales Feldbett und begann über ſeine Liebe nachzudenken; und nach kurzer Zeit ſchlief er ein.

Und als der Mond am Himmel ſtand, flog die Nachtigall zum Roſenſtrauch und drückte ihre Bruſt gegen den Dorn. Die ganze Nacht ſang ſie, den Dorn an ihrer Bruſt, und der

kalte, kriſtallene Mond beugte ſich herab und lauſchte. Die ganze Nacht ſang ſie, und der Dorn drang immer tiefer in ihre Bruſt, und ihr Lebensblut verebbte immer mehr und mehr.

Sie ſang zuerſt von der Geburt der Liebe im Herzen eines Jünglings und eines Mädchens. Und auf dem oberſten Zweig des Roſenſtrauches, da erblühte eine wunderbare Roſe, und Blatt fügte ſich an Blatt wie Ton an Ton. Sie war bleich zuerſt wie der Nebel, der über dem Fluſſe hängt, bleich wie die Füße des Morgens und ſilbern wie die Schwingen der Dämmerung. Wie der Schatten einer Roſe in einem Silberſpiegel, wie der Schatten einer Roſe in einem Teich, ſo war die Roſe, die da erblühte am oberſten Zweig des Roſenſtrauches.

Aber der Strauch rief der Nachtigall zu, den Dorn tiefer einzudrücken. „Drücke ihn tiefer, kleine Nachtigall," rief der Strauch, „ſonſt kommt der Tag, ehe die Roſe vollendet iſt."

So drückte die Nachtigall den Dorn tiefer in ihre Bruſt, und lauter und lauter erſcholl ihr Lied, denn ſie ſang von der Geburt der Leidenſchaft in der Seele eines Mannes und einer Jungfrau.

Und ein zarter Hauch von Rot kam über die Blätter der Roſe, wie die Wange des Bräutigams ſich rötet, wenn er die Lippen der Braut küßt. Aber der Dorn hatte ihr Herz noch nicht erreicht, und ſo blieb das Herz der Roſe weiß, denn nur das Herzblut einer Nachtigall gibt dem Herzen der Roſe das tiefe Rot.

Und der Strauch rief der Nachtigall zu, den Dorn tiefer einzudrücken. „Drück ihn tiefer, kleine Nachtigall," rief der Strauch, „ſonſt kommt der Tag, ehe die Roſe vollendet iſt."

So drückte die Nachtigall den Dorn tiefer in ihre Bruſt, und der Dorn berührte ihr Herz, und ſie fühlte den heftigen

Stich eines Schmerzes. Der Schmerz war groß, und wilder und wilder wurde ihr Gesang, denn sie sang von der Liebe, die der Tod vollendet, von der Liebe, die im Grabe nicht stirbt.

Und die wunderbare Rose wurde rot wie die Rose des Ostens. Rot war der Kranz der Blätter, und rot wie ein Rubin war ihr Herz.

Aber die Stimme der Nachtigall wurde schwächer, und ihre kleinen Flügel begannen zu schlagen, und ein Schleier legte sich über ihre Augen. Schwächer und schwächer wurde ihr Gesang, und sie fühlte, wie sie etwas in der Kehle würgte.

Dann brach noch einmal das Lied aus ihr hervor. Der weiße Mond hörte es und vergaß die Dämmerung und verharrte am Himmel. Die rote Rose hörte es, und alle ihre Blätter zitterten vor Wonne und öffneten sich der kalten Morgenluft. Das Echo trug es in seine purpurne Höhle in den Hügeln und weckte die schlafenden Schläfer aus ihren Träumen. Es schwebte durch das Schilf am Fluß, und das Schilf gab die Botschaft weiter bis zum Meer.

„Schau, schau," rief der Strauch, „jetzt ist die Rose vollendet." Aber die Nachtigall gab keine Antwort, denn sie lag tot im hohen Gras mit dem Dorn in ihrem Herzen.

Um Mittag öffnete der Student sein Fenster und schaute hinaus.

„Welch ein seltsames Glück," rief er, „da ist ja eine rote Rose. Ich habe in meinem ganzen Leben keine ähnliche Rose gesehen. Sie ist so schön, daß sie sicher einen langen lateinischen Namen hat." Und er lehnte sich zum Fenster hinaus und pflückte sie.

Dann setzte er sich den Hut auf und rannte hinüber zum Hause des Professors, mit der Rose in der Hand.

Des Professors Töchterlein saß im Torweg und wand blaue Seide auf eine Haspel, und ihr kleiner Hund lag zu ihren Füßen.

„Sie sagten mir, daß Sie mit mir tanzen würden, wenn ich Ihnen eine rote Rose brächte", sagte der Student. „Hier ist die schönste rote Rose der ganzen Welt. Sie werden sie heute nacht an ihrem Herzen tragen, und wenn wir zusammen tanzen, wird sie Ihnen sagen, wie sehr ich Sie liebe."

Aber das junge Mädchen runzelte die Stirne. „Ich glaube nicht, daß die Rose zu meiner Toilette passen wird", antwortete sie. „Und überdies hat mir der Neffe des Kammerherrn einige echte Juwelen geschickt, und jedermann weiß, daß Juwelen mehr kosten als Blumen."

„Sie sind wirklich höchst undankbar", sagte der Student ärgerlich, und er warf die Rose auf die Straße, wo sie in die Gosse fiel, und ein Karrenrad fuhr darüber hinweg.

„Undankbar?" sagte das Mädchen. „Sie gebrauchen starke Ausdrücke, mein Herr. Und überdies, wer sind Sie denn eigentlich? Nur ein Student. Ich glaube nicht einmal, daß Sie silberne Schnallen an Ihren Schuhen haben wie der Neffe des Kammerherrn." Und sie stand von ihrem Stuhle auf und ging ins Haus.

„Die Liebe ist doch ein dummes Ding", sagte der Student, als er heimging. „Sie ist nicht halb so viel nütze als die Logik, denn sie beweist nichts und erzählt einem immer Geschichten von Dingen, die doch nicht eintreffen, und macht einen an Dinge glauben, die doch nicht wahr sind. Alles in allem ist sie sehr unpraktisch, und heutzutage heißt praktisch sein alles. Ich kehre daher zur Philosophie zurück und werde Metaphysik studieren."

So ging er denn auf sein Zimmer und suchte ein dickes, staubiges Buch hervor und begann zu lesen.

Der selbstsüchtige Riese

Jeden Nachmittag pflegten die Kinder, wenn sie aus der Schule kamen, in den Garten des Riesen zu gehen und dort zu spielen.

Es war ein großer schöner Garten mit weichem grünen Gras. Da und dort über dem Grase standen schöne Blumen gleich Sternen, und zwölf Pfirsichbäume waren da, die im Frühling zarte rotweiße Blüten trugen und im Herbste von Früchten schwer waren. Die Vögel saßen auf den Bäumen und sangen so süß, daß die Kinder zuweilen im Spielen innehielten, um ihnen zuzuhören. „Wie glücklich wir doch sind!" riefen sie einander zu.

Eines Tages kam der Riese zurück. Er hatte seinen Freund, den Menschenfresser, in Kornwall besucht und war bei ihm sieben Jahre lang geblieben. Als die sieben Jahre um waren, hatte er ihm alles gesagt, was er ihm zu sagen hatte, denn sein Konversationstalent war beschränkt, und so beschloß er denn, auf sein Schloß zurückzukehren. Als er ankam, sah er die Kinder im Garten spielen.

„Was treibt ihr hier?" rief er höchst verdrießlich. Und die Kinder liefen davon. „Mein Garten ist mein Garten," sagte der Riese, „das muß jedermann einsehen, und ich allein darf drin spielen." So baute er eine hohe Mauer um den Garten und pflanzte eine Warnungstafel auf.

> Das Betreten des Gartens
> ist bei Strafe verboten!

Es war eben ein sehr selbstsüchtiger Riese.

Die armen Kinder wußten nun nicht, wo sie spielen sollten. Sie versuchten auf der Straße zu spielen, aber die

Straße war sehr staubig und voll harter Steine, und das liebten sie nicht. Sie wanderten um die hohe Mauer, wenn die Schule aus war, und sprachen über den schönen Garten, der dahinter lag. „Wie glücklich waren wir da!“ sagten sie.

Dann kam das Frühjahr, und im ganzen Lande waren kleine Blüten und Vögel. Nur im Garten des egoistischen Riesen war immer noch Winter. Die Vögel hatten keine Lust, darin zu singen, da keine Kinder da waren, und die Bäume vergaßen zu blühen. Einmal steckte allerdings eine schöne Blume ihr Köpfchen aus dem Gras. Als sie aber die Warnungstafel sah, taten ihr die Kinder so leid, daß sie in die Erde zurückschlüpfte und schlafen ging. Die einzigen Leute, die hoch zufrieden waren, waren der Schnee und der Frost. „Der Frühling hat den Garten vergessen,“ riefen sie, „so werden wir das ganze Jahr leben!“ Der Schnee bedeckte das Gras mit seinem großen weißen Mantel, und der Frost malte alle Bäume silberfarben. Dann luden sie den Nordwind ein, zu ihnen zu kommen, und er kam. Er war ganz in Pelze gewickelt und schrie den ganzen Tag im Garten herum und blies die Kamine von den Häusern. „Hier ist gut sein“, sagte er, „wir müßten den Hagel auch einladen, uns zu besuchen.“ So kam der Hagel. Jeden Tag drei Stunden lang rasselte er auf dem Dache des Hauses, bis er die meisten Dachziegel zerbrochen hatte, und dann lief er im Garten herum, so rasch er konnte. Er war ganz grau gekleidet, und sein Atem war wie Eis.

„Ich verstehe nicht, warum der Frühling so spät kommt“, sagte der selbstsüchtige Riese, der am Fenster saß und in seinen kalten weißen Garten hinausblickte. „Ich hoffe, das Wetter wird sich bald ändern!“

Aber der Frühling kam nicht und der Sommer auch nicht. Der Herbst bescherte jedem Garten goldene Früchte, aber

dem Garten des Riesen gab er keine. „Er ist zu selbstsüchtig", sagte der Herbst. So war es dort denn immer Winter, und der Nordwind, der Hagel und der Schnee tanzten unter den Bäumen herum.

Eines Morgens lag der Riese wachend in seinem Bett, als er eine wunderbare Musik hörte. Es klang so süß an sein Ohr, daß er glaubte, des Königs Musikanten zögen vorbei. Es war aber nur ein Hänfling, der draußen vor dem Fenster sang. Aber es war so lange her, daß er keinen Vogel in seinem Garten hatte singen hören, daß ihm die Stimme des Hänflings klang wie die schönste Musik der Welt. Dann hörte der Hagel auf über seinem Kopfe zu tanzen, und der Nordwind brüllte nicht mehr, und ein wunderbarer Duft drang durchs offene Fenster zu ihm. „Ich glaube, der Frühling kommt endlich!" sagte der Riese. Und er sprang aus dem Bette und sah hinaus.

Was sah er da?

Da sah er etwas Wunderbares. Durch ein kleines Loch in der Mauer waren die Kinder in den Garten geschlüpft, und nun saßen sie in den Zweigen der Bäume. In jedem Baum, den er sehen konnte, saß ein kleines Kind. Und die Bäume waren so glücklich, die Kinder wiederzuhaben, daß sie sich mit Blüten bedeckt hatten und ihre Arme über den Köpfen der Kinder sanft hin und her bewegten. Die Vögel flogen herum und zwitscherten voll Entzücken, und die Blumen guckten durch das grüne Gras und lachten. Es war ein entzückender Anblick. Nur in einem Winkel des Gartens war noch Winter. Es war die entfernteste Ecke des Gartens, und dort stand ein kleiner Bub. Er war so klein, daß er die Zweige des Baumes nicht erreichen konnte, und so ging er um den Stamm herum und weinte bitterlich. Der arme Baum war noch ganz bedeckt mit Schnee und Eis, und der Nordwind blies und brüllte um ihn her.

„Klett're herauf, kleiner Bub", ſagte der Baum und bog ſeine Zweige, ſo tief er konnte. Aber der Bub war zu klein.

Und des Rieſen Herz ſchmolz, als er hinaus ſah. „Wie ſelbſtſüchtig ich doch geweſen bin!" ſagte er. „Nun weiß ich, warum der Frühling nicht kommen wollte. Ich will den armen kleinen Buben auf die Spitze des Baumes ſetzen, und dann will ich die Mauer niederreißen, und mein Garten ſoll für ewige Zeiten ein Spielplatz ſein." Es tat ihm wirklich leid, daß er ſo ſelbſtſüchtig geweſen war.

So ſchlich er denn die Treppe hinunter und öffnete ganz leiſe die Haupttür und ging in den Garten hinaus. Als ihn aber die Kinder erblickten, erſchraken ſie ſo, daß ſie alle davonrannten, und gleich war wieder Winter im Garten. Nur der kleine Bub lief nicht fort, denn ſeine Augen waren ſo voll Tränen, daß er den Rieſen nicht kommen ſah. Und der Rieſe ſtahl ſich leiſe hinter ihn und nahm ihn ſanft in ſeine Hand und ſetzte ihn auf den Baum hinauf. Und mit einem Male bedeckte ſich der Baum mit Blüten, und die Vögel kamen und ſangen, und der kleine Bub ſtreckte ſeine beiden Arme aus, ſchlang ſie um des Rieſen Hals und küßte ihn. Und als die anderen Kinder ſahen, daß der Rieſe gar nicht mehr böſe ſei, kamen ſie zurückgelaufen, und mit ihnen kam der Frühling. „Das iſt nun euer Garten, liebe Kinder!" ſagte der Rieſe und nahm eine große Axt und ſchlug die Mauer nieder. Und als die Leute mittags zum Markt gingen, ſahen ſie, wie der Rieſe mit den Kindern in ſeinem Garten ſpielte, und der Garten war der ſchönſte der Welt.

Den ganzen Tag ſpielten ſie, und am Abend kamen ſie zum Rieſen, um ihm Lebewohl zu ſagen.

„Wo iſt aber euer kleiner Genoſſe," ſagte er, „der Bub, den ich den Baum hinaufgehoben habe?" Der Rieſe liebte ihn am meiſten, weil er ihn geküßt hatte.

„Das wissen wir nicht," sagten die anderen Kinder, „er ist fortgegangen!"

„Ihr müßt ihm sagen, ja sicher morgen wiederzukommen." Aber die Kinder sagten, daß sie nicht wüßten, wo er wohne und daß sie ihn nie vorher gesehen hätten. Und da wurde der Riese sehr traurig.

Jeden Nachmittag, wenn die Schule aus war, kamen die Kinder und spielten mit dem Riesen. Aber der kleine Bub, den der Riese liebte, wurde nicht mehr gesehen. Der Riese war sehr lieb zu allen Kindern, aber doch sehnte er sich nach seinem ersten kleinen Freunde und sprach oft von ihm. „Wie gerne möchte ich ihn sehen!" pflegte er zu sagen.

Jahre gingen vorüber, und der Riese wurde sehr alt und schwach. Er konnte nicht mehr herumtollen, und so saß er in seinem riesigen Lehnstuhl, schaute den Kindern bei ihren Spielen zu und bewunderte seinen Garten. „Ich habe viele schöne Blumen," sagte er, „aber die Kinder sind doch die schönsten Blumen von allen."

Eines Wintermorgens sah er aus seinem Fenster, als er sich gerade anzog. Er haßte jetzt den Winter nicht, denn er wußte, daß der Frühling schlief und daß die Blumen ihm blieben. Plötzlich rieb er sich ganz verwundert die Augen und schaute und schaute. Was er sah, war wirklich höchst wunderbar. In der fernsten Ecke des Gartens stand ein Baum, ganz bedeckt mit herrlichen weißen Blüten. Seine Zweige waren aus eitel Gold, und silberne Früchte hingen an ihnen nieder, und darunter stand der kleine Bub, den er so geliebt hatte.

Der Riese lief in großer Freude die Treppen hinunter und lief hinaus in den Garten. Er eilte durch das Gras und näherte sich dem Kinde. Aber als er ganz nahe gekommen war, wurde sein Gesicht ganz rot vor Wut, und er sagte: „Wer hat gewagt, dich zu verwunden?" Denn in

den Flächen der Kinderhändchen waren die Male von zwei Nägeln, und die Male von zwei Nägeln waren auf den kleinen Füßen.

„Wer hat gewagt, dich zu verwunden?“ schrie der Riese. „Sag es mir, und ich nehme ein großes Schwert und haue ihn nieder!“

„Nein,“ antwortete das Kind, „denn dies sind die Wunden der Liebe.“

„Wer bist du?“ sagte der Riese, und ein seltsames Weh befiel ihn, und er kniete vor dem kleinen Kinde nieder.

Und das Kind lächelte und sagte: „Du hast mich einmal in deinem Garten spielen lassen, heute sollst du mit mir kommen in meinen Garten, und das ist das Paradies.“

Und als die Kinder nachmittags in den Garten liefen, fanden sie den Riesen tot unter dem Baume, ganz bedeckt mit weißen Blüten.

Der treue Freund

Eines Morgens ſteckte der alte Waſſerratz den Kopf aus dem Loch. Er hatte glänzende Kugeläuglein und einen grauen borſtigen Backenbart, und ſein Schwanz war wie ein langes Stück ſchwarzes Gummi. Die kleinen Entlein ſchwammen gerade im Teich herum und ſahen aus wie eine Geſellſchaft gelber Kanarienvögel, und ihre Mutter, die ganz weiß war mit echten roten Füßen, verſuchte ihnen beizubringen, wie man auf dem Kopfe im Waſſer ſtehen könne.

„Ihr werdet nie in die feine Geſellſchaft kommen, wenn ihr nicht auf dem Kopfe ſtehen könnt“, ſagte ſie ihnen. Und von Zeit zu Zeit zeigte ſie ihnen, wie es gemacht werden müſſe. Aber die kleinen Entlein gaben nicht acht darauf. Sie waren ſo jung, daß ſie noch nicht wußten, wie vorteilhaft es iſt, in der feinen Geſellſchaft zu verkehren.

„O die ungehorſamen Rangen,“ ſchrie der alte Waſſerratz, „ſie verdienten wirklich zu erſaufen!“

„Nicht doch“, antwortete die Ente. „Aller Anfang iſt ſchwer, und Eltern können nie geduldig genug ſein.“

„Bah, ich verſtehe nichts von elterlichen Gefühlen,“ ſagte der Waſſerratz, „ich bin kein Familienmenſch. Ich war nie verheiratet und habe gar keine Luſt, es je zu ſein. Die Liebe iſt ja in ihrer Art eine ganz nette Sache, aber die Freundſchaft ſteht viel höher. Ich kenne nichts in der Welt, was edler und ſeltener iſt als eine treue Freundſchaft.“

„Und wie, bitte, ſtellen Sie ſich die Pflichten einer treuen Freundſchaft vor?“ fragte ein grüner Hänfling, der in der Nähe auf einem Weidenbaum ſaß und dem Geſpräch zugehört hatte.

„Ja, das möchte ich eigentlich auch ganz gerne wiſſen“, ſagte die Ente. Und ſie ſchwamm fort zum Ende des

Teiches und ſtellte ſich auf den Kopf, um den Kindern ein gutes Beiſpiel zu geben.

„Was iſt das für eine dumme Frage?“ ſchrie der Waſſerratz. „Der treue Freund muß mir treu ſein, das iſt doch natürlich.“

„Und was geben Sie ihm für ſeine Treue?“ ſagte der kleine Vogel und ſchwang ſich auf einen Silberzweig und wippte mit ſeinen dünnen Flügelchen.

„Ich verſtehe Sie nicht!“ antwortete der Waſſerratz.

„Ich will Ihnen eine Geſchichte über dieſes Thema erzählen“, ſagte der Hänfling.

„Betrifft die Geſchichte mich,“ fragte der Waſſerratz, „dann will ich gerne zuhören, denn ich habe Romane ſehr gern.“

„Sie können die Sache auch auf ſich beziehen“, antwortete der Hänfling. Und er flog herab und ließ ſich am Ufer nieder und erzählte die Geſchichte vom treuen Freund.

„Es war einmal“, ſo ſagte der Hänfling, „ein braver kleiner Burſche namens Hans.“

„War er ſehr vornehm?“ fragte der Waſſerratz.

„Nein“, antwortete der Hänfling. „Ich glaube nicht, daß er ſich durch irgend etwas von anderen unterſchied, es ſei denn durch ſein gutes Herz und ſein luſtiges, rundes, gutmütiges Geſicht. Er lebte in einem kleinen Häuschen ganz allein und arbeitete jeden Tag in ſeinem Garten. In der ganzen Gegend gab es keinen ſchöneren Garten. Federnelken wuchſen darin und Levkojen und Hirtentäſchel und Frauenhaar. Da gab es rote und gelbe Roſen, lila Krokus und goldene, purpurne und weiße Veilchen. Akelei und Kreſſe, Majoran und Thymian, Schlüſſelblumen und Lilien und Narziſſen trieben und blühten der Ordnung nach, wie es die Monate verlangten, und eine Blume trat an Stelle der anderen Blume, ſo daß immer ſchöne Sachen zu ſehen waren und es immer wunderbar duftete.

Der kleine Hans hatte eine Menge Freunde, aber der treueſte von allen war der dicke Hugo, der Müller. Ja, der reiche Müller war dem kleinen Hans ſo ergeben, daß er niemals an dem Garten vorbeigehen konnte, ohne ſich über den Zaun zu lehnen und einen großen Strauß zu pflücken oder eine Handvoll duftender Kräuter, oder ſeine Taſchen mit Pflaumen oder Kirſchen, je nach der Obſtſaiſon, zu füllen.

‚Wahre Freunde müſſen alles gemeinſam haben‘, pflegte der Müller zu ſagen. Und der kleine Hans nickte und lächelte und war ſehr ſtolz, einen Freund zu haben, der ſo edel dachte.

Freilich manchmal meinten die Nachbarn, es ſei ſonderbar, daß der reiche Müller ſeinerſeits dem Hans niemals etwas ſchenke, obwohl er hundert Säcke feinſten Mehls in ſeiner Mühle hatte und ſechs Milchkühe und eine große Herde wolliger Schafe; aber Hans kümmerte ſich nicht um ſolche Dinge, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er dem Müller zuhören konnte, wenn dieſer die wunderbarſten Dinge von der Uneigennützigkeit der wahren Freundſchaft erzählte.

So arbeitete der kleine Hans weiter in ſeinem Garten. Während des Frühlings, des Sommers und des Herbſtes war er ſehr glücklich, aber wenn der Winter kam und er keine Früchte und Blumen auf den Markt bringen konnte, litt er nicht wenig vor Hunger und Kälte und mußte oft zu Bett gehen, ohne etwas zu beißen als einige getrocknete Birnen und ein paar harte Nüſſe. Im Winter fühlte er ſich überdies ſehr einſam, denn der Müller beſuchte ihn nie.

‚Es hat keinen Zweck, wenn ich den kleinen Hans beſuche, ſolange der Schnee liegt‘, pflegte der Müller zu ſeiner Frau zu ſagen. ‚Denn wenn Leute Sorgen haben, muß man ſie allein laſſen und nicht durch Beſuche ſtören. Das

ist wenigstens meine Ansicht von Freundschaft, und ich bin überzeugt, daß ich recht habe. Ich will lieber warten, bis der Frühling kommt, und dann werde ich ihm einen Besuch machen, und dann wird er mir einen großen Korb mit Primeln schenken können, und das wird ihn gewiß riesig freuen.'

‚Du bist wirklich sehr rücksichtsvoll,' antwortete seine Frau, die in einem bequemen Armstuhl am großen Kaminfeuer saß, ‚man kann gar nicht rücksichtsvoller sein. Es ist wirklich ein Genuß, dich über Freundschaft reden zu hören. Ich bin überzeugt, der Herr Pfarrer selbst kann nicht so schöne Dinge darüber sagen wie du, wenn er auch in einem dreistöckigen Hause lebt und einen goldenen Ring am kleinen Finger trägt.'

‚Aber könnten wir den kleinen Hans nicht zu uns einladen?' sagte der jüngste Sohn des Müllers. ‚Wenn der arme Hans in Not ist, will ich ihm die Hälfte meiner Suppe geben und ihm meine weißen Kaninchen zeigen.'

‚Du dummer Bub,' schrie der Müller, ‚ich weiß wirklich nicht, warum wir dich in die Schule schicken. Du scheinst dort gar nichts zu lernen. Siehst du, wenn der kleine Hans herkäme und unser warmes Feuer sähe und unser gutes Essen und unser großes Faß mit rotem Wein, so könnte er neidisch werden, und der Neid ist eine höchst schreckliche Sache, die leicht einen Charakter verdirbt. Ich möchte um keinen Preis schuld daran sein, daß Hansens Charakter Schaden litte. Ich bin sein bester Freund und werde immer über ihn wachen und Sorge tragen, daß er nicht in Versuchung komme. Überdies könnte Hans, wenn er herkäme, mich vielleicht um einiges Mehl auf Borg bitten, und das könnte ich nicht tun. Denn Mehl und Freundschaft sind zwei ganz verschiedene Dinge, und man soll sie nicht vermischen. Sieh, die Worte werden doch ganz verschieden geschrieben

und bedeuten auch etwas ganz Verschiedenes. Das muß doch jeder einsehen.'

‚Wie ausgezeichnet du sprichst!' sagte die Müllerin und goß sich ein großes Glas warmes Bier ein. ‚Ich bin schon ganz schläfrig, gerade als ob ich in der Kirche säße.'

‚Eine Menge Leute handeln gut, aber sehr wenige Leute sprechen gut, und das zeigt klar, daß Sprechen viel schwieriger ist, und es ist auch viel vornehmer.' Und er blickte strenge über den Tisch hinüber zu seinem kleinen Sohn, der sich so schämte, daß er den Kopf tief herabbeugte, ganz rot wurde und dicke Tränentropfen in seinen Tee fallen ließ. Er war aber so jung, daß ihr ihm deswegen nicht gram sein dürft."

„Ist das das Ende der Geschichte?" fragte der Wasserratz.

„Gewiß nicht," antwortete der Hänfling, „das ist erst der Anfang."

„Dann sind Sie weit hinter Ihrer Zeit zurück", sagte der Wasserratz. „Jeder gute Geschichtenerzähler von heute beginnt mit dem Ende, kommt dann auf den Anfang zu sprechen und endet mit der Mitte. Das ist die neue Methode. Unlängst ging ein Kritiker mit einem jungen Mann um den Teich herum, und da habe ich alles darüber erfahren. Er sprach über sein Thema mit großer Ausführlichkeit, und ich bin überzeugt, daß er vollkommen recht hat, denn er trug eine blaue Brille und einen kahlen Kopf, und so oft der junge Mann eine Bemerkung machte, antwortete er mit ‚Bah'! Aber bitte, fahren Sie in Ihrer Geschichte fort. Ich habe den Müller schon riesig gerne. Ich habe nämlich auch eine große Menge schöner Gefühle in mir, und so sympathisieren wir sehr."

„Gut!" sagte der Hänfling und sprang von einem Fuß auf den andern. „Sobald der Winter vorüber war und die Primeln ihre bleichen gelben Sterne zu öffnen begannen,

ſagte der Müller zu ſeiner Frau, daß er nun hinuntergehen wolle, um den kleinen Hans zu beſuchen.

‚Was du doch für ein gutes Herz haſt!‘ rief ſein Weib. ‚Du denkſt wirklich immer an andere. Und vergiß nicht den großen Korb mitzunehmen für die Blumen.‘

So band denn der Müller die Flügel der Windmühle mit einer ſchweren Eiſenkette zuſammen und ging mit dem Korb am Arm den Hügel hinab. ‚Guten Morgen, kleiner Hans‘, ſagte der Müller.

‚Guten Morgen‘, ſagte Hans, an ſeinen Spaten gelehnt, und lächelte von einem Ohr zum andern.

‚Und wie iſt es dir den ganzen Winter gegangen?‘ ſagte der Müller.

‚Oh,‘ rief Hans, ‚es iſt wirklich ſehr lieb von dir, daß du danach fragſt. Ich habe eine recht harte Zeit hinter mir, aber nun iſt ja der Frühling da, und ich bin ganz glücklich, denn allen meinen Blumen geht es gut.‘

‚Wir haben oft von dir geſprochen, Hans,‘ ſagte der Müller, ‚und uns immer gefragt, wie es dir wohl ginge.‘

‚Das war ſehr lieb von euch,‘ ſagte Hans, ‚ich dachte beinahe, ihr hättet mich vergeſſen.‘

‚Wie darfſt du ſo was ſagen, Hans,‘ rief der Müller, ‚die Freundſchaft vergißt niemals. Das iſt ja das Wunderbare bei der Freundſchaft. Aber ich glaube ſchier, daß du die Poeſie des Lebens nicht verſtehſt. Übrigens ſtehen ja deine Primeln ganz herrlich!‘

‚Ja, ſie ſtehen gut,‘ ſagte Hans, ‚und es iſt für mich ein großes Glück, daß ich ihrer ſo viele habe. Ich will ſie nämlich auf den Markt bringen und ſie der Tochter des Bürgermeiſters verkaufen; und mit dem Geld will ich dann meinen Schubkarren zurückkaufen.‘

‚Deinen Schubkarren zurückkaufen? Haſt du ihn denn verkauft? Wie kann man ſo eine Dummheit machen?‘

‚Weißt du,‘ ſagte Hans, ‚ich mußte es tun. Schau, der Winter war eine ſehr böſe Zeit für mich, und ich hatte wirklich kein Geld, mir Brot zu kaufen. So verkaufte ich zuerſt die Silberknöpfe an meinem Sonntagsrock, dann meine ſilberne Kette, dann verkaufte ich meine große Pfeife, und dann endlich verkaufte ich meinen Schubkarren. Aber nun werde ich alles wieder zurückkaufen.‘

‚Hans,‘ ſagte der Müller, ‚ich werde dir meinen Schubkarren ſchenken. Er iſt nicht in ſehr gutem Zuſtande. Die eine Seite fehlt, und etwas iſt ſchlecht in den Speichen. Aber trotzdem will ich ihn dir ſchenken. Ich weiß, das iſt ſehr großmütig von mir, und eine Menge Leute werden mich für verrückt halten, daß ich ihn weggebe, aber ich bin nun einmal nicht ſo wie die andern. Ich glaube, daß Großmut das Weſen der Freundſchaft iſt, und überdies habe ich für mich einen neuen Schubkarren gekauft. Mach dir alſo keine weiteren Sorgen, ich gebe dir meinen Schubkarren.‘

‚Das iſt wirklich ſehr großmütig von dir‘, ſagte der kleine Hans, und ſein drolliges, rundes Geſicht glühte über und über vor Freude. ‚Ich kann ihn leicht ausbeſſern, denn ich habe ein Brett im Hauſe.‘

‚Ein Brett,‘ ſagte der Müller, ‚das iſt juſt, was ich für das Dach meiner Scheune brauche. Das Dach hat nämlich ein großes Loch, und das Korn wird naß werden, wenn ich es nicht verſtopfe. Wie gut, daß du mich erinnert haſt! Es iſt doch merkwürdig, wie eine gute Handlung immer eine andere nach ſich zieht. Ich habe dir meinen Schubkarren gegeben, und du gibſt mir nun dein Brett. Natürlich iſt der Schubkarren viel mehr wert als dein Brett, aber treue Freundſchaft kümmert ſich um ſolche Dinge nicht. Geh, hole das Brett gleich, und ich werde ſofort meine Scheune reparieren.‘

‚Gewiß‘, rief der kleine Hans, und er lief in die Hütte und zog das Brett heraus.

‚Es iſt kein ſehr großes Brett,‘ ſagte der Müller, indem er es beſchaute, ‚und ich fürchte ſehr, daß, wenn ich damit mein Dach ausgebeſſert haben werde, nichts für dich übrig bleiben wird, um den Schubkarren auszubeſſern. Aber das iſt natürlich nicht meine Schuld. Und nun, da ich dir meinen Schubkarren geſchenkt habe, wirſt du gewiß mir gern einige Blumen ſchenken. Hier iſt der Korb, und nun, bitte, fülle ihn mir ordentlich.‘

‚Ich ſoll ihn füllen?‘ ſagte der kleine Hans und ſah ſorgenvoll drein, denn er wußte, daß ihm für den Markt keine Blume übrig bleiben könnte, wenn er den Korb gefüllt haben würde; und er hätte doch gerne ſeine Silberknöpfe zurück gehabt!

‚Na, hörſt du,‘ antwortete der Müller, ‚da ich dir meinen Schubkarren geſchenkt habe, ſo iſt es doch gewiß nicht viel verlangt, wenn ich dich um ein paar Blumen bitte. Vielleicht habe ich unrecht, aber ich ſollte doch glauben, daß Freundſchaft, wahre Freundſchaft ganz frei von jedem Eigennutz iſt.‘

‚Mein teurer Freund, mein beſter Freund,‘ rief der kleine Hans, ‚ich gebe dir gern alle Blumen in meinem Garten. Mir liegt an deiner Meinung tauſendmal mehr als an allen ſilbernen Knöpfen der Welt.‘

Und er lief und pflückte alle ſeine ſchönen Primeln und füllte den Korb des Müllers damit.

‚Leb wohl, kleiner Hans‘, ſagte der Müller und ſtieg den Hügel hinauf, mit dem Brett auf der Schulter und dem gefüllten Korb in der Hand.

‚Leb‘ wohl‘, ſagte der kleine Hans, und er begann höchſt vergnügt weiter zu graben, denn er freute ſich ſehr über ſeinen Schubkarren. Nächſten Tag befeſtigte er juſt ein

Geißblatt am Eingang, als er hörte, wie der Müller ihn von der Straße aus rief. So sprang er denn von der Leiter und lief hinunter in den Garten und blickte über die Mauer.

Da stand der Müller mit einem großen Mehlsack auf der Schulter.

‚Lieber, kleiner Hans,' sagte der Müller, ‚möchtest du nicht diesen Mehlsack für mich zum Markt bringen?'

‚Oh, es tut mir furchtbar leid,' sagte Hans, ‚aber heute habe ich wirklich sehr viel zu tun. Ich muß alle meine Schlingpflanzen befestigen, meine Blumen begießen und mein Gras schneiden.'

‚Na, hör einmal,' sagte der Müller, ‚in Anbetracht der Tatsache, daß ich dir meinen Schubkarren geschenkt habe, ist es nicht gerade sehr freundlich von dir, mir meine Bitte abzuschlagen.'

‚Das darfst du nicht sagen,' rief der kleine Hans, ‚ich möchte um alles in der Welt nicht meine Freundespflicht vernachlässigen!' Und er lief, holte seinen Mantel und trabte davon, mit dem schweren Sack auf den Schultern.

Es war ein sehr heißer Tag, und die Straße war schrecklich staubig, und bevor Hans den sechsten Meilenstein erreicht hatte, war er so müde, daß er sich sehr gerne niedergesetzt hätte, um auszuruhen. Aber er ging tapfer weiter, und endlich erreichte er den Markt. Nachdem er eine Zeitlang gewartet hatte, verkaufte er den Sack Mehl um einen sehr guten Preis, und dann kehrte er sofort nach Hause zurück, denn er fürchtete sich, länger zu verweilen, da er sonst beim Heimweg leicht Räubern hätte begegnen können.

‚Ei, das war ein schwerer Tag', sagte der kleine Hans, als er zu Bett ging. ‚Aber ich bin froh, daß ich dem Müller seine Bitte nicht abgeschlagen habe, denn er ist mein bester Freund, und überdies schenkt er mir seinen Schubkarren.'

Früh am nächsten Morgen kam der Müller herunter, um sich sein Geld für den Sack Mehl zu holen, aber der kleine Hans war so müde, daß er noch im Bette lag.

‚Das nenne ich aber faul!‘ sagte der Müller. ‚In Anbetracht, daß ich dir meinen Schubkarren schenken will, könntest du wohl etwas fleißiger sein. Faulheit ist eine große Sünde, und ich habe es nicht gern, wenn meine Freunde faul und träge sind. Du darfst nicht böse sein, wenn ich so offen zu dir rede. Natürlich bin ich nur zu meinen Freunden so aufrichtig. Aber ist es nicht gerade das Schönste in der Freundschaft, daß man immer sagen kann, was man denkt? Ein jeder kann liebenswürdige Sachen sagen, kann schmeicheln und dem andern nach dem Munde reden. Aber ein wahrer Freund sagt immer unangenehme Dinge und scheut sich nicht, dem andern weh zu tun. Ja, noch mehr. Ja, der wahre Freund tut dies mit Vorliebe, denn er weiß, daß er damit eine gute Tat begeht.‘

‚Sei nicht bös‘, sagte der kleine Hans und rieb seine Augen und warf die Nachtmütze in die Ecke. ‚Aber ich war so müde, daß ich noch ein bißchen im Bett bleiben wollte, um den Vögeln zuzuhören. Weißt du, ich arbeite immer besser, wenn ich ein bißchen dem Gesang der Vögel gelauscht habe.‘

‚Das freut mich zu hören‘, sagte der Müller und klopfte Hans auf den Rücken. ‚Denn du mußt gleich, sobald du angezogen bist, auf die Mühle kommen und mein Scheunendach für mich ausbessern.‘

Der kleine Hans brannte schon darauf, an seine Gartenarbeit zu gehen, denn er hatte seine Blumen seit zwei Tagen nicht begossen. Aber er wollte dem Müller doch nichts abschlagen, weil er ein gar so guter Freund war.

‚Du, höre einmal, wäre es sehr unfreundlich von mir, wenn ich dir sagte, daß ich zu tun habe?‘ fragte er sehr scheu und schüchtern.

‚Na, hörſt du,‘ ſagte der Müller, ‚ich verlange doch bei Gott nicht viel von dir, in Anbetracht des Umſtandes, daß ich dir meinen Schubkarren ſchenke; aber natürlich, wenn du nicht willſt, dann gehe ich und mache es ſelbſt.‘

‚Was fällt dir ein‘, rief der kleine Hans und ſprang aus dem Bett, zog ſich an und ging hinauf zur Scheune.

Dort arbeitete er den ganzen Tag bis Sonnenuntergang. Und bei Sonnenuntergang kam der Müller, um nachzuſchauen, wie weit er halte.

‚Haſt du ſchon das Loch im Dache ausgebeſſert, kleiner Hans?‘ rief fröhlich der Müller.

‚Es iſt ganz ausgebeſſert‘, antwortete der kleine Hans und kam die Leiter herab.

‚Ach,‘ ſagte der Müller, ‚es gibt nichts Wundervolleres als die Arbeit, die einer für den andern tut.‘

‚Es iſt gewiß ein großer Genuß, dich reden zu hören‘, antwortete der kleine Hans und ſetzte ſich nieder und wiſchte ſich die Stirne. ‚Ein ſehr großer Genuß. Aber ich glaube, daß ich niemals ſo ſchöne Gedanken haben werde wie du.‘

‚Oh, das kommt alles mit der Zeit,‘ ſagte der Müller, ‚du mußt dich nur recht zuſammennehmen. Einſtweilen haſt du nur die Praxis der Freundſchaft, eines Tages wirſt du auch die Theorie begreifen.‘

‚Glaubſt du wirklich?‘ ſagte der kleine Hans.

‚Ich zweifle nicht daran‘, ſagte der Müller. ‚Da du aber jetzt mein Dach ausgebeſſert haſt, rate ich dir, nach Hauſe zu gehen und dich auszuruhen. Denn morgen brauche ich dich. Du mußt meine Schafe auf den Berg treiben.‘

Der arme kleine Hans traute ſich kein Wort zu ſagen, und früh am nächſten Morgen brachte der Müller ſeine Schafe zur Hütte, und Hans ging mit ihnen auf den Berg. Er brauchte den ganzen Tag zum Hin- und Rückweg. Und als er nach Hauſe kam, war er ſo müde, daß

er in seinem Stuhle einschlief und vor hellem Tage nicht erwachte.

‚Wie schön ich es heute in meinem Garten haben werde!‘ sagte er sich und ging sofort an die Arbeit.

Aber er kam nie dazu, nach seinen Blumen zu sehen, denn sein Freund, der Müller, kam jeden Augenblick und schickte ihn auf lange Wege oder brauchte ihn zur Aushilfe in der Mühle.

Zuweilen war der kleine Hans sehr traurig, denn er fürchtete, seine Blumen könnten glauben, daß er sie ganz vergessen hätte. Aber er tröstete sich immer mit dem Gedanken, daß der Müller doch sein bester Freund sei. ‚Überdies‘, sagte er sich, ‚schenkt er mir doch seinen Schubkarren, und das ist doch gewiß sehr großmütig von ihm.‘

So arbeitete der kleine Hans weiter für den Müller, und der Müller sprach immer eine Menge schöner Sachen über die Freundschaft, und Hans trug alles in ein Notizbuch ein. Und abends pflegte er in diesem Notizbuch zu lesen, denn er lernte sehr leicht.

Nun geschah es, daß er eines Abends vor seinem Kamin saß, als ein heftiger Schlag gegen die Türe dröhnte. Es war eine sehr stürmische Nacht, und der Wind brüllte und brauste so heftig um das Haus, daß Hans zuerst glaubte, es sei das Unwetter, das so an die Türe rüttle. Aber ein zweiter Schlag folgte dem ersten und dann ein dritter, noch heftiger als die früheren.

‚Es ist irgendein armer Reisender‘, sagte der kleine Hans und lief zur Türe.

Draußen stand der Müller mit der Laterne in der einen und einem dicken Stock in der anderen Hand.

‚Lieber kleiner Hans,‘ schrie der Müller, ‚ich bin in großer Verzweiflung. Mein kleiner Bub ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt, und ich muß den Doktor holen. Aber

er wohnt so weit, und die Nacht ist so bös, daß es mir einfiel, ob es nicht viel besser wäre, wenn du statt meiner gingest. Du weißt, daß ich dir meinen Schubkarren schenke, und so ist es nur ganz in der Ordnung, daß du mir auch etwas zu Gefallen tust.'

‚Gewiß,' rief der kleine Hans, ‚ich danke dir, daß du an mich gedacht hast, und ich werde mich gleich auf den Weg machen. Aber du mußt mir deine Laterne borgen, denn die Nacht ist stockfinster und ich könnte leicht in den Graben fallen.'

‚Es tut mir sehr leid,' sagte der Müller, ‚aber es ist meine neue Laterne und es könnte ihr was passieren. Und das wäre für mich ein großer Schaden.'

‚Ach, laß nur, ich gehe auch ohne Laterne!' rief der kleine Hans und er nahm seinen Pelzrock vom Nagel und seine warme scharlachene Mütze, wand sich ein Tuch um den Hals und machte sich auf die Strümpfe.

Das Unwetter war gar schrecklich. Die Nacht war so schwarz, daß Hans nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, und der Sturm war so heftig, daß er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Aber er ging tapfer vorwärts und nach drei Stunden Marsch kam er zum Hause des Doktors und klopfte an die Türe.

‚Wer ist da?' rief der Doktor und steckte den Kopf aus dem Schlafzimmerfenster.

‚Der kleine Hans, Herr Doktor.'

‚Und was willst du, kleiner Hans?'

‚Der Sohn des Müllers ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt, und der Müller bittet Euch, gleich zu ihm zu kommen.'

‚Gut', sagte der Doktor, ließ sich ein Pferd aus dem Stalle holen, zog sich die hohen Stiefel an, nahm seine

Laterne, kam die Stiegen herab und ritt davon in der Richtung der Mühle und der kleine Hans schleppte sich hinterdrein.

Aber der Sturm wurde heftiger und immer heftiger, und der kleine Hans wußte nicht mehr, wo er ging, und konnte mit dem Pferd nicht mehr Schritt halten. Schließlich verlor er seinen Weg, irrte im Moor herum, wo es sehr gefährlich war, denn es waren hier viele tiefe Löcher, und hier ertrank denn der arme kleine Hans. Am nächsten Tag wurde seine Leiche in einem großen Wassertümpel von einigen Ziegenhirten gefunden, und sie brachten sie zur Hütte.

Alle Leute gingen zum Leichenbegängnis des kleinen Hans, denn man liebte ihn allgemein. Der Hauptleidtragende war der Müller.

‚Da ich sein bester Freund war,‘ sagte der Müller, ‚schickt es sich, daß ich an erster Stelle gehe.‘ So ging er denn an der Spitze des Zuges in einem langen schwarzen Rock, und dann und wann wischte er sich die Augen mit einem großen Taschentuch.

‚Der kleine Hans ist gewiß ein großer Verlust für uns‘, sagte der Schmied, als das Leichenbegängnis vorüber war und sie alle behaglich im Wirtshaus saßen und Würzwein tranken und süße Kuchen verzehrten.

‚Oh, für mich ist es ein besonders großer Verlust!‘ sagte der Müller. ‚Ich hatte ihm meinen Schubkarren so gut wie geschenkt, und nun weiß ich wirklich nicht, was ich damit machen soll. Er steht mir im Hause sehr im Wege und er ist in so schlechtem Zustande, daß ich gar nichts dafür kriegen würde, wenn ich ihn verkaufen wollte. Ich werde in Zukunft gewiß nichts mehr verschenken. Man hat nur Schaden davon, wenn man großmütig ist.‘“

„Und dann?“ sagte der Wasserratz nach einer langen Pause.

„Das ist das Ende meiner Geschichte", sagte der Hänfling.

„Und was wurde aus dem Müller?" fragte der Wasserratz.

„Ich weiß wirklich nicht," sagte der Hänfling, „und es ist mir auch höchst gleichgültig."

„Da sieht man, daß Ihr keine liebevolle Natur seid", sagte der Wasserratz.

„Ich glaube beinahe, Ihr versteht die Moral der Geschichte nicht", sagte der Hänfling.

„Die was?" schrie der Wasserratz.

„Die Moral."

„Wollen Sie damit sagen, daß die Geschichte eine Moral hat?"

„Gewiß!" sagte der Hänfling.

„So?" sagte der Wasserratz sehr ärgerlich, „das hätten Sie auch gleich sagen können, ehe Sie zu erzählen anfingen, dann hätte ich gewiß nicht zugehört, sondern ‚Bah!' gesagt wie der Kritiker. Übrigens, das kann ich noch tun."

So sagte er denn „Bah!" mit voller Stimme, schlug mit dem Schweif und ging in sein Loch zurück.

„Was sagst du zum Wasserratz?" sagte die Ente, die einige Minuten später herangepaddelt kam, zum Hänfling. „Er hat eine ganze Menge guter Eigenschaften, aber ich habe nun einmal die Gefühle einer Mutter, und ich kann keinen verstockten Junggesellen sehen, ohne daß mir die Tränen in die Augen steigen."

„Ich glaube, daß ich den Wasserratz geärgert habe", sagte der Hänfling. „Ich habe ihm eine Geschichte mit einer Moral erzählt."

„Oh, das ist immer eine gefährliche Sache", sagte die Ente. Und da bin ich ganz ihrer Meinung.

Die beſondere Rakete

Man rüſtete zur Hochzeit des Königsſohnes, und ſo gab es große Feſtlichkeiten. Er hatte ein ganzes Jahr auf die Braut gewartet, und endlich war ſie gekommen. Sie war eine ruſſiſche Prinzeſſin, und den ganzen Weg von Finnland her war ſie in einem von ſechs Renntieren gezogenen Schlitten gefahren. Der Schlitten hatte die Form eines großen goldenen Schwans, und zwiſchen den Flügeln des Schwanes lag die kleine Prinzeſſin ſelbſt. Ihr langer Hermelinmantel reichte ihr bis zu den Füßen, auf ihrem Kopfe ſaß eine kleine, aus Silber gewebte Haube, und ſie war ſo bleich wie der Schneepalaſt, in dem ſie immer gelebt hatte. So bleich war ſie, daß alle Leute darob ſich wunderten, als ſie durch die Straßen fuhr. Sie iſt wie eine weiße Roſe, ſagten alle und ſie warfen Blumen von den Balkonen.

Am Tor des Schloſſes ſtand der Prinz und erwartete ſie. Er hatte verträumte veilchenfarbene Augen, und ſein Haar glich geſponnenem Golde. Als er ſie ſah, ließ er ſich auf ein Knie nieder und küßte ihre Hand.

„Dein Bild war ſchön," murmelte er, „aber du biſt noch ſchöner als dein Bild." Und die kleine Prinzeſſin errötete.

„Sie glich vorhin einer weißen Roſe," ſagte ein junger Page zu ſeinem Nachbar, „aber nun iſt ſie wie eine rote Roſe." Und der ganze Hof war entzückt.

In den nächſten drei Tagen gingen alle umher und ſagten: „Rote Roſe, weiße Roſe, weiße Roſe, rote Roſe!" Und der König gab Befehl, daß die Löhnung des Pagen verdoppelt werden ſollte. Da er aber überhaupt keine Löhnung bekam, ſo nützte das nicht viel, aber man betrachtete es als große Ehre, und der Staatsanzeiger nahm pflichtſchuldigſt Notiz davon.

Als die drei Tage vorüber waren, wurde die Hochzeit gefeiert. Es war eine wunderbare Zeremonie, und die Braut und der Bräutigam gingen zusammen unter einem Baldachin aus Purpursamt, der über und über mit kleinen Perlen bestickt war. Dann gab es eine Hoftafel, die fünf Stunden dauerte. Der Prinz und die Prinzessin saßen ganz oben in der großen Halle und tranken aus einer Schale von klarem Kristall. Nur treue Liebende durften aus dieser Schale trinken, denn wenn falsche Lippen ihren Rand berührten, wurde sie grau und trübe und wolkig.

„Es ist ganz klar, daß sie einander lieben," sagte der kleine Page, „so klar wie Kristall." Und der König verdoppelte ein zweites Mal sein Gehalt. „Welch eine Ehre!" riefen alle Hofleute.

Nach dem Bankett sollte ein großer Ball sein. Die Braut und der Bräutigam sollten den Rosentanz zusammen tanzen, und der König hatte versprochen, die Flöte zu spielen. Er spielte sehr schlecht, aber niemand hatte je gewagt, ihm das zu sagen, denn er war eben der König. Er kannte eigentlich nur zwei Stücklein und war nie ganz sicher, welches er gerade spielte. Aber das schadete nichts, denn alle Leute schrien, was immer er auch tat: „Entzückend, entzückend!"

Der letzte Punkt des Programms war ein großes Feuerwerk, das genau um Mitternacht abgebrannt werden sollte. Die kleine Prinzessin hatte noch nie ein Feuerwerk gesehen, und so hatte der König dem königlichen Hoffeuerwerker den Auftrag gegeben, am Tage der Hochzeit seine Künste zu produzieren.

„Wie schaut ein Feuerwerk aus?" fragte die Prinzessin, als sie eines Morgens auf der Terrasse spazieren gingen.

„Ein Feuerwerk ist wie das Nordlicht", antwortete der König, der immer auf Fragen antwortete, die an andere Leute gerichtet waren. „Ich selbst ziehe es sogar den Sternen

vor, denn man weiß immer, wann so ein Feuerwerk losgeht, und es ist so schön wie mein eigenes Flötenspiel. Das Feuerwerk mußt du unbedingt sehen."

Am Ende der königlichen Gärten war daher ein großes Gerüst errichtet worden, und sobald der königliche Hoffeuerwerker alles in Ordnung gebracht hatte, begannen die Feuerwerkskörper miteinander zu reden.

„Die Welt ist wirklich sehr schön!" sagte ein kleiner Schwärmer. „Schaut doch nur diese gelben Tulpen an. Sie könnten nicht schöner sein, wenn es wirkliche Raketen wären. Ich bin sehr froh, daß ich Reisen gemacht habe. Das Reisen bildet in wunderbarer Weise den Geist und räumt mit allen Vorurteilen auf."

„Die königlichen Gärten sind nicht die Welt, du närrischer Schwärmer", sagte eine dicke römische Kerze. „Die Welt ist ein riesiger Platz, und man braucht mindestens drei Tage, um sie gründlich kennen zu lernen."

„Jeder Winkel, den man liebt, ist für einen die Welt", sagte ein nachdenkliches Feuerrad, das in seiner Jugend an einer alten Holzschachtel befestigt worden war und sich nun seines gebrochenen Herzens rühmte. „Aber die Liebe ist nicht mehr modern, die Dichter haben sie getötet. Sie haben so viel darüber geschrieben, daß niemand ihnen mehr glaubte, was mich gar nicht wundert. Wahre Liebe leidet und schweigt. Ich erinnere mich, daß einmal — aber wozu darüber reden? Die Romantik gehört der Vergangenheit an."

„Unsinn," sagte die römische Kerze, „die Romantik stirbt niemals aus. Sie gleicht dem Monde und lebt ewig. Braut und Bräutigam zum Beispiel lieben einander herzinniglich. Ich habe alles über sie heute morgen von einer braunen Patrone gehört, die zufälligerweise in derselben Lade lag wie ich und die neuesten Hofnachrichten kannte."

Aber das Feuerrad ſchüttelte den Kopf: „Die Romantik iſt tot, die Romantik iſt tot, die Romantik iſt tot“, murmelte ſie. Sie gehörte eben zu jenen Leuten, die glauben, daß, wenn man eine Sache immer und immer ſehr oft wiederholt, ſie endlich wahr wird.

Plötzlich hörte man ein ſcharfes trockenes Huſten, und alle blickten ſich um. Das Huſten kam von einer ſchlanken, hochmütig blickenden Rakete, die am Ende eines langen Stockes angebunden war. Sie huſtete immer, bevor ſie eine Bemerkung machte, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken.

„Hm, hm“, ſagte ſie, und jeder ſpitzte die Ohren, mit Ausnahme des armen Feuerrades, das immer noch den Kopf ſchüttelte und murmelte: „Die Romantik iſt tot!“

„Ruhe, Ruhe!“ ſchrie der Schwärmer. Er hatte politiſche Anwandlungen und hatte an den Wahlen hervorragenden Anteil genommen. So kannte er denn die gebräuchlichen parlamentariſchen Ausdrücke.

„Ganz tot!“ wiſperte das Feuerrad und ſchlief ein.

Sobald tiefe Stille eingetreten war, huſtete die Rakete ein drittes Mal und begann. Sie ſprach mit einer tiefen klaren Stimme, als ob ſie ihre Memoiren diktierte, und blickte immer über die Schulter der Perſon, mit der ſie gerade redete. Alles in allem hatte ſie höchſt vornehme Manieren.

„Wie glücklich doch der Königsſohn iſt,“ bemerkte ſie, „daß er juſt an dem Tage heiratet, an welchem ich losgelaſſen werden ſoll. Wenn man die ganze Sache mit Abſicht angelegt hätte, ſo hätte ſie für ihn gar nicht beſſer ausfallen können; aber Prinzen haben eben immer Glück.“

„O Gott,“ ſagte der kleine Schwärmer, „ich dachte, die Sache läge umgekehrt, und daß wir zu Ehren des Prinzen abgebrannt werden ſollten.“

„Das trifft vielleicht bei Ihnen zu," sagte die Rakete, „ich bin sogar überzeugt, daß dem so ist. Aber bei mir liegen die Dinge doch anders. Ich bin eine ganz besondere Rakete und stamme von ganz besonderen Eltern. Meine Mutter war das berühmteste Feuerrad ihrer Zeit und war berühmt wegen ihres graziösen Tanzens. Als sie vor dem Publikum auftrat, drehte sie sich neunzehnmal um sich selbst, bevor sie ausging, und jedesmal warf sie sieben rote Sterne in die Luft. Sie hatte dritthalb Fuß im Durchmesser und war aus dem besten Schießpulver gemacht. Mein Vater war eine Rakete wie ich und von französischer Abkunft. Er flog so hoch, daß man allgemein fürchtete, er würde nie mehr zur Erde kommen. Er kam schließlich doch herunter, denn er war liebenswürdig von Natur, und er löste sich in einem höchst glänzenden Schauer von goldenem Regen auf. Die Zeitungen besprachen seine Leistung in den schmeichelhaftesten Worten, ja der Staatsanzeiger nannte ihn sogar einen Triumph der pylotechnischen Kunst."

„Pyrotechnisch, pyrotechnisch meinen Sie wohl", sagte ein bengalisches Licht. „Ich weiß, es heißt Pyrotechnik, denn es steht so auf meiner Kapsel."

„Ich aber sage pylotechnisch", antwortete die Rakete sehr gemessen, und das bengalische Licht war so geknickt, daß es sofort die kleinen Schwärmer zu brüskieren begann, um zu zeigen, daß es doch auch Amt und Würden hätte.

„Ich sagte also," fuhr die Rakete fort, — „was sagte ich denn?"

„Sie sprachen über sich selbst", sagte die römische Kerze.

„Natürlich. Ich wußte, daß ich ein interessantes Thema behandelte, als ich so roh unterbrochen wurde. Ich hasse die Roheit und schlechte Manieren, denn ich bin sehr empfindlich. Niemand in der ganzen Welt ist wohl so empfindlich wie ich."

„Was heißt empfindlich?“ ſagte der Schwärmer zur römiſchen Kerze.

„Empfindlich iſt jemand, der, weil er ſelbſt Hühneraugen hat, immer anderen Leuten auf die Zehen tritt“, antwortete die römiſche Kerze, und der Schwärmer platzte beinahe vor Lachen.

„Bitte, worüber lachen Sie nur?“ fragte die Rakete, „ich lache doch nicht!“

„Ich lache, weil ich glücklich bin“, antwortete der Schwärmer.

„Das iſt ein ſehr eigennütziger Grund“, ſagte die Rakete ärgerlich. „Welches Recht haben Sie, glücklich zu ſein? Sie ſollten an andere Leute denken. Sie ſollten zum Beiſpiel an mich denken. Ich denke immer an mich und ich erwarte, daß jedermann das gleiche tut. Das nennt man Sympathie. Es iſt eine ſehr ſchöne Tugend, und ich beſitze ſie im hohen Grade. Nehmen Sie zum Beiſpiel an, es würde mir heute nacht etwas paſſieren. Welch ein Unglück wäre das für die ganze Welt! Der Prinz und die Prinzeſſin würden nie mehr glücklich ſein, und ihr ganzes eheliches Leben wäre geſtört. Und was den König betrifft, ſo weiß ich, er käme nicht darüber hinweg. In der Tat, wenn ich beginne, über die Bedeutung meiner Stellung nachzudenken, bin ich faſt zu Tränen gerührt.“

„Wenn Sie aber anderen Leuten ein Vergnügen machen wollen, ſo bleiben ſie gefälligſt trocken“, ſagte die römiſche Kerze.

„Gewiß!“ rief das bengaliſche Licht, das nun beſſer aufgelegt war, „das lehrt ſchon der gemeine Menſchenverſtand.“

„Der gemeine Menſchenverſtand?“ ſagte die Rakete verächtlich. „Ihr vergeßt, daß ich ganz und gar nicht gemein bin, ſondern etwas ganz Beſonderes. Gemeinen Menſchenverſtand kann jeder haben, vorausgeſetzt, daß er keine

Phantaſie hat. Aber ich habe Phantaſie, denn ich denke niemals an die Dinge, wie ſie wirklich ſind. Ich denke immer an ſie, als ob ſie ganz anders wären. Was nun mein Trockenbleiben betrifft, ſo iſt niemand hier, der überhaupt meine gefühlvolle Natur begreifen kann. Glücklicherweiſe iſt mir das höchſt gleichgültig. Die einzige Sache, die einen im Leben aufrecht erhält, iſt das Bewußtſein der ungeheuren Inferiorität aller anderen, und das iſt ein Gefühl, das ich immer gepflegt habe. Aber niemand unter euch hat ein Herz. Ihr lacht und ſeid glücklich, juſt ſo, als ob der Prinz und die Prinzeſſin nicht eben geheiratet hätten."

„Warum auch nicht?" rief ein kleiner Feuerball. „Das iſt eine ſehr freudige Gelegenheit, und wenn ich in die Luft ſteigen werde, will ich allen Sternen davon erzählen. Ihr werdet ſehen, wie die Sterne blinzeln werden, wenn ich ihnen von der hübſchen Braut berichte."

„Das nenne ich eine banale Weltanſchauung", ſagte die Rakete. „Aber ich habe von Ihnen nichts anderes erwartet. In Ihnen iſt nichts, Sie ſind hohl und leer. Können nicht vielleicht der Prinz und die Prinzeſſin in eine Gegend ziehen, wo ein tiefer Fluß iſt, können ſie nicht vielleicht einen einzigen Sohn haben, einen kleinen blondgelockten Knaben mit Veilchenaugen, wie der Prinz ſie hat? Kann das Kind nicht eines Tages mit der Amme ſpazieren gehen? Kann nicht vielleicht die Amme unter einem Fliederbuſch einſchlafen? Kann nicht der kleine Bub in einen tiefen Fluß fallen und ertrinken? Welch ein ſchreckliches Unglück! O über die Armſten, die ihr einziges Kind verlieren! Es iſt zu ſchrecklich! Ich werde nie darüber hinwegkommen."

„Aber ſie haben ja gar nicht ihren einzigen Sohn verloren", ſagte die römiſche Kerze. „Es iſt ihnen überhaupt kein Unglück zugeſtoßen."

„Das habe ich ja auch gar nicht gesagt," erwiderte die Rakete, „ich sagte nur, daß ihnen ein Unglück zustoßen könnte. Wenn sie ihren einzigen Sohn verloren hätten, hätte es gar keinen Zweck, ein Wort weiter über die Sache zu verlieren. Ich hasse Leute, die wegen vergossener Milch weinen. Wenn ich aber daran denke, daß sie den einzigen Sohn verlieren könnten, bin ich im höchsten Affekt."

„Das glaube ich", sagte das bengalische Licht. „Sie sind wirklich die affektierteste Person, die ich kenne."

„Und Sie sind die roheste Person, die ich kenne," erwiderte die Rakete, „und Sie können meine Freundschaft für den Prinzen überhaupt nicht begreifen."

„Aber Sie kennen ihn ja überhaupt nicht", brummte die römische Kerze.

„Ich habe nie behauptet, daß ich ihn kenne", antwortete die Rakete. „Und ich glaube wohl, daß ich durchaus nicht sein Freund wäre, wenn ich ihn kennen würde. Es ist sehr gefährlich, seine Freunde zu kennen."

„Denken Sie lieber daran, trocken zu bleiben", sagte der kleine Feuerball. „Das ist die Hauptsache."

„Eine Hauptsache vielleicht für Sie, aber ich weine, wann es mir paßt." Und wirklich brach die Rakete in wirkliche Tränen aus, die gleich Regentropfen an ihrem Stock herunterrannen und beinahe zwei kleine Käferchen ersäuft hätten, die gerade daran dachten, hübsch gemeinsam nach Hause zu gehen, und sich nach einem trockenen Nestchen umsahen.

„Sie scheint in der Tat eine echt romantische Natur zu sein," sagte das Feuerrad, „denn sie weint, wo gar kein Anlaß zum Weinen ist." Und das Feuerrad seufzte tief und träumte von der hölzernen Schachtel.

Aber die römische Kerze und das bengalische Licht waren sehr empört und riefen in einem fort: „Unsinn! Unsinn!"

ſo laut ſie nur konnten. Sie waren nämlich ſehr praktiſche Naturen, und wenn ihnen etwas nicht in den Kram paßte, ſo nannten ſie es gleich Unſinn.

Dann ging der Mond auf wie ein wunderbarer ſilberner Schild. Und die Sterne begannen zu leuchten, und Muſik drang aus dem Palaſte.

Der Prinz und die Prinzeſſin führten den Tanz. Sie tanzten ſo ſchön, daß die hohen weißen Lilien durch das Fenſter guckten und zuſahen, und der große rote Mohn wiegte den Kopf und ſchlug den Takt.

Dann ſchlug es von der Turmuhr zehn und dann elf und dann zwölf, und mit dem letzten Schlag der Mitternacht ſtrömte alles auf die Terraſſe hinaus und der König ſchickte nach dem königlichen Hoffeuerwerker.

„Laßt das Feuerwerk beginnen", ſagte der König, und der königliche Hoffeuerwerker machte einen tiefen Bückling und ſtieg hinab bis ans Ende des Gartens. Er hatte ſechs Diener mit ſich und jeder trug eine flammende Fackel am Ende einer langen Stange.

Es gab nun wirklich ein wunderbares Schauſpiel.

„Zßßß! Zßßß!" machte das Feuerrad, als es ſich zu drehen begann. „Bumbum!" machte die römiſche Kerze. Dann tanzten die Schwärmer über den ganzen Platz, und die bengaliſchen Lichter tauchten alles in Rot. „Leb' wohl!" rief der Feuerball, als er emporſtieg und kleine blaue Funken ſtreute. „Bang, bang!" antworteten die Feuerfröſche, die ſich rieſig freuten. Und alles hatte einen großen Erfolg mit Ausnahme der beſonderen Rakete. Die war ſo naß vom Weinen, daß ſie überhaupt nicht losging. Das beſte in ihr war das Schießpulver, und das war von Tränen ſo durchnäßt, daß es zu nichts mehr nütze war. Die ganze arme Verwandtſchaft, die ſie ſonſt keines Blickes würdigte,

flog in die Luft empor gleich wunderbaren goldenen Blumen mit feurigen Blüten.

„Hurra, hurra!“ schrie der Hof, und die kleine Prinzessin lachte vor Vergnügen.

„Gewiß hebt man mich für eine ganz besondere Gelegenheit auf,“ sagte die Rakete, „das ist offenbar der Sinn des Ganzen.“ Und sie sah hochmütiger drein denn je.

Am nächsten Tag kamen die Arbeiter, um alles abzuräumen. „Das ist gewiß eine Deputation,“ sagte die Rakete, „und ich will sie mit gebührender Würde empfangen.“ Und sie steckte die Nase in die Luft und runzelte ernst die Stirn, als denke sie weiß Gott über was nach. Aber die Arbeiter nahmen keine Notiz von ihr, und erst als sie sich schon entfernen wollten, bemerkte sie einer. „Schau,“ rief er, „eine schlechte Rakete!“ Und er warf sie über die Mauer in den Graben.

„Schlechte Rakete, schlechte Rakete!“ sagte sie, als sie durch die Luft wirbelte. „Unmöglich. Die rechte Rakete, das wollte der Mann offenbar sagen. Schlecht und recht klingt sehr ähnlich und bedeutet oft auch dasselbe.“ Und damit fiel sie in den Schlamm.

„Hier ist es nicht sehr hübsch,“ bemerkte sie, „aber das ist gewiß ein eleganter Badeort und man hat mich hergeschickt um meiner Gesundheit willen. Meine Nerven sind gewiß sehr zerrüttet und ich brauche Ruhe.“

Da schwamm ein kleiner Frosch mit glänzenden Äuglein in einem grünscheckigen Rock zu ihr hin.

„Ein neuer Ankömmling, wie ich sehe,“ sagte der Frosch, „schließlich gibt es doch nichts Besseres als Schlamm. Habe ich nur Regenwasser und einen Graben, dann bin ich ganz glücklich. Glauben Sie, daß es heute nachmittag regnen wird? Ich hoffe bestimmt darauf, aber der Himmel ist ganz blau und wolkenlos. Wie schade!“

„Hm, hm!“ sagte die Rakete und begann zu husten.

„Welch eine entzückende Stimme Sie haben,“ rief der Frosch, „sie klingt beinahe wie Gequak. Und Quaken ist natürlich das musikalischste Geräusch der Welt. Sie werden ja heute abend unseren Gesangverein hören. Wir sitzen im alten Ententeich beim Pächterhaus, und sobald der Mond aufsteigt, beginnen wir. Unser Gesang ist so hinreißend, daß alles wach in den Betten bleibt, um uns zuzuhören. Gestern hörte ich, wie die Frau des Pächters zu ihrer Mutter sagte, daß sie unsertwegen nicht eine Sekunde schlafen konnte. Es ist doch sehr angenehm, wenn man so beliebt ist.“

„Hmhm, hmhm!“ sagte die Rakete und war sehr ärgerlich, daß sie kein Wort einwerfen konnte.

„Eine entzückende Stimme in der Tat!“ fuhr der Frosch fort. „Ich hoffe, Sie kommen heute abend hinüber zum Ententeich. Ich muß jetzt nach meinen Töchtern sehen. Ich habe sechs sehr schöne Töchter und ich fürchte, es könnte ihnen der Hecht begegnen. Das ist ein gräßliches Ungeheuer und er würde keinen Augenblick zögern, sie zum Frühstück zu verspeisen. Also auf Wiedersehen, ich habe mich sehr gefreut, daß ich mich mit Ihnen unterhalten konnte.“

„Eine nette Unterhaltung“, sagte die Rakete, „Sie haben die ganze Zeit allein gesprochen. Das nenne ich keine Unterhaltung.“

„Einer muß zuhören,“ antwortete der Frosch, „und ich besorge das Sprechen gern allein. Man erspart damit Zeit und vermeidet eine Diskussion.“

„Aber ich liebe Diskussionen“, sagte die Rakete.

„Ach, lassen Sie doch“, sagte der Frosch liebenswürdig. „Diskussionen sind sehr gewöhnlich, denn in guter Gesellschaft haben alle Leute genau dieselben Ansichten. Also noch-

mals auf Wiederſehen. Dort ſehe ich meine Töchter." Und der kleine Froſch ſchwamm fort.

„Sie machen einen ganz nervös", ſagte die Rakete, „und haben gar keine Lebensart. Ich haſſe Leute, die immer über ſich ſelber ſprechen wie Sie, wenn man von ſich ſprechen will, wie ich. Das nenne ich eigennützig, und Eigennutz iſt eine verabſcheuungswürdige Sache, beſonders für jemanden von meinem Temperament, denn ich bin wegen meines ſympathiſchen Weſens bekannt. Sie ſollten ſich wirklich an mir ein Beiſpiel nehmen. Sie könnten kein beſſeres Vorbild finden. Da Sie nun eine ſolche Gelegenheit haben, ſich zu bilden, ſollten Sie ſie raſch benützen, denn ich gehe in kürzeſter Zeit an den Hof zurück. Ich bin ſehr gut angeſchrieben bei Hofe. Mir zu Ehren haben der Prinz und die Prinzeſſin geſtern geheiratet. Natürlich wiſſen Sie von all den Dingen nichts, denn Sie ſind ja bloß ein Provinzler."

„Sie regen ſich unnütz auf, wenn Sie mit ihm ſprechen", ſagte eine Libelle, die an der Spitze eines großen braunen Rohrkolbens ſaß, „er iſt nämlich ſchon fort."

„Das iſt ſein Schade und nicht meiner", antwortete die Rakete. „Ich werde nicht aufhören zu reden, nur aus dem Grunde, weil er nicht zuhört. Ich höre mich ſelbſt ſehr gerne, es gehört zu meinen größten Genüſſen. Ich führe oft lange Selbſtgeſpräche und ich bin ſo klug, daß ich oft kein einziges Wort von dem verſtehe, was ich ſpreche."

„Dann ſollten Sie Vorträge über Philoſophie halten", ſagte die Libelle, und ſie breitete ein Paar entzückender Florflügel aus und erhob ſich in die Luft.

„Wie dumm von ihm, daß er nicht dageblieben iſt", ſagte die Rakete. „Solch eine Gelegenheit, ſeinen Geiſt zu bilden, findet er nicht oft. Übrigens, was geht's mich an! Ein Genie wie das meine findet doch eines Tages gewiß

die richtige Anerkennung." Und sie versank etwas tiefer im Schlamm.

Nach einiger Zeit kam eine große weiße Ente herangeschwommen. Sie hatte gelbe Beine und Schwimmfüße und galt wegen ihres Watschelns als große Schönheit. „Quak, quak, quak," sagte sie, „wie komisch Ihre Gestalt doch ist! Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie so geboren wurden oder ob Sie durch ein Unglück so geworden sind?"

„Es ist sonnenklar, daß Sie immer auf dem Lande gelebt haben," antwortete die Rakete, „sonst würden Sie wissen, wer ich bin. Aber ich entschuldige Ihre Unbildung. Man kann wirklich von anderen Leuten nicht erwarten, daß sie so besonders sind wie man selbst. Sie werden gewiß überrascht sein zu hören, daß ich bis in den Himmel fliegen kann und dann in einem Schauer von goldenen Regen herunterkomme."

„Na, davon halte ich nicht viel," sagte die Ente, „da ich den praktischen Zweck nicht einsehen kann. Wissen Sie, wenn Sie Felder pflügen könnten wie der Ochs oder einen Wagen ziehen wie das Pferd oder die Schafe bewachen wie der Schäferhund, das wäre etwas."

„Meine Liebe," rief die Rakete in einem sehr hochmütigen Ton, „ich sehe, Sie gehören zu den unteren Klassen. Eine Person von meinem Range ist niemals nützlich. Wir haben gewisse Talente, und das ist mehr als genügend. Ich habe persönlich gar keine Sympathie für irgendeine Beschäftigung, am allerwenigsten für die Beschäftigungen, die Sie zu empfehlen scheinen. Ich war immer der Ansicht, daß Handarbeit nur die Zuflucht von Leuten ist, die nichts anderes zu tun haben."

„Schön, schön", sagte die Ente, die von sehr friedfertigem Naturell war und niemals mit irgend jemand Streit an-

fing. „Jeder hat eben seinen Geschmack. Ich hoffe übrigens, daß Sie sich bei uns niederlassen werden."

„O nein," rief die Rakete, „ich bin bloß zu Besuch, ein vornehmer Besuch. Ich finde diesen Ort eigentlich langweilig. Es ist hier weder Gesellschaft noch Einsamkeit. Es ist alles so vorstädtisch. Ich werde wahrscheinlich an den Hof zurückkehren, denn ich weiß, daß ich bestimmt bin, in der Welt großes Aufsehen zu machen."

„Auch ich habe einmal daran gedacht, mich dem öffentlichen Leben zu widmen", bemerkte die Ente. „Soviel Dinge müßten gründlich reformiert werden. Vor einiger Zeit habe ich auch bei einer Versammlung die Rednertribüne bestiegen und wir haben Resolutionen angenommen, die alles verurteilten, was wir nicht mochten. Aber sie scheinen nicht sehr gewirkt zu haben. Nun bin ich nur für Häuslichkeit und kümmere mich um meine Familie."

„Ich bin für die Öffentlichkeit geschaffen," antwortete die Rakete, „und ebenso alle meine Verwandten, selbst die bescheidensten unter ihnen. Sooft wir erscheinen, erregen wir große Aufmerksamkeit. Ich bin selbst noch nicht in die Öffentlichkeit getreten, aber wenn ich dies tun werde, wird es ein wunderbarer Anblick sein. Was aber das häusliche Leben betrifft, so wird man dadurch rasch alt, und unser Geist wird von höheren Dingen abgelenkt."

„Ach, die höheren Dinge im Leben, die sind schön," sagte die Ente, „und das erinnert mich daran, wie hungrig ich bin." Und sie schwamm die Strömung hinunter und sagte „Quak, quak, quak".

„Kommen Sie zurück, kommen Sie zurück," schrie die Rakete, „ich habe Ihnen eine Menge zu sagen". Aber die Ente schenkte ihr keine Aufmerksamkeit. „Ich bin froh, daß sie fort ist", sagte die Rakete zu sich selbst. „Sie ist entschieden sehr kleinbürgerlich veranlagt." Und sie sank ein

bißchen tiefer in den Schlamm und begann über die Einsamkeit des Genies nachzudenken, als zwei kleine Buben in weißen Kitteln gelaufen kamen mit einem Kessel und trockenem Reisig.

„Das muß die Deputation sein", sagte die Rakete und suchte sehr würdevoll dreinzusehen.

„Hallo," schrie einer der Buben, „schau doch den alten Stock. Wie ist der hergekommen?" Und er fischte die Rakete aus dem Graben.

„Alter Stock", sagte die Rakete. „Unmöglich. Gewaltiger Stock wollte er offenbar sagen. Gewaltiger Stock ist sehr schmeichelhaft. Er hält mich gewiß für einen Würdenträger bei Hofe."

„Wir wollen ihn ins Feuer schmeißen", sagte der andere Bub. „Er soll helfen, den Kessel sieden zu machen."

Sie schichteten also das Reisig zusammen und legten die Rakete drauf und zündeten das Feuer an.

„Das ist großartig", schrie die Rakete. „Sie lassen mich los bei hellem Tageslicht, so daß jedermann mich sehen kann."

„Jetzt werden wir uns schlafen legen," sagten die Buben, „und wenn wir aufwachen, wird der Kessel sieden." Und sie legten sich ins Gras und schlossen die Augen.

Die Rakete war sehr naß, und so dauerte es lange, bis sie Feuer fing. Aber endlich brannte sie doch.

„Nun gehe ich los!" schrie sie, und sie machte sich steif und starr. „Ich weiß, ich werde viel höher steigen als die Sterne, viel höher als der Mond, viel höher als die Sonne. Ich werde wirklich so hoch steigen, daß — fšššš! fšššš! fšššš!" Und sie stieg geradeaus in die Luft. „Entzückend," schrie sie, „nun werde ich ewig so weiter steigen. Ich mache wunderbare Wirkung."

Aber niemand sah sie.

Dann begann ſie ein merkwürdiges Prickeln am ganzen Körper zu fühlen.

„Nun werde ich gleich explodieren!“ ſchrie ſie. „Ich werde die ganze Welt in Brand ſetzen und ſolch einen Lärm machen, daß man ein ganzes Jahr von nichts anderem ſprechen wird.“ Und in dieſem Augenblick explodierte ſie auch. Krach! machte das Schießpulver. Aber niemand hörte den Knall. Nicht einmal die beiden kleinen Buben, denn ſie ſchliefen feſt.

Und alles, was von der Rakete übrig blieb, war der Stock, und dieſer fiel auf den Rücken einer Gans, die eben am Rande des Grabens ſpazierte.

„Großer Gott,“ ſchrie die Gans, „es beginnt Stöcke zu regnen“, und ſie ſchoß ins Waſſer.

„Ich wußte ja, daß ich ein großes Aufſehen machen würde“, keuchte die Rakete und ging aus.

Gedichte in Prosa

Überſetzt von Rudolph Lothar

Der Künſtler

Eines Abends erwachte in ſeiner Seele der Wunſch, ein Bild zu formen, das „die Luſt des Augenblicks“ darſtellen ſollte. Und er ging in die Welt, um Bronze zu ſuchen, denn er konnte nur in Bronze denken.

Aber alle Bronze der ganzen Welt war verſchwunden. Nirgends in der ganzen Welt war Bronze zu finden, mit Ausnahme der bronzenen Figur des „Ewigen Leides“.

Und dieſe Figur hatte er ſelbſt gemacht, mit ſeinen eigenen Händen geformt, und er hatte ſie auf ein Grab geſetzt, und unter dieſem Grabe lag alles, was er im Leben geliebt hatte. Auf das Grab deſſen, was er am meiſten im Leben geliebt hatte, hatte er dies Werk ſeiner Kunſt geſetzt, damit es zeuge für die Liebe des Mannes, die nie ſtirbt, und ein Symbol des Leides ſei, das ewig dauert. Und in der ganzen Welt gab es keine andere Bronze als die Bronze dieſer Figur.

Und er nahm die Figur, die er geformt hatte, und legte ſie in den Schmelzofen und übergab ſie dem Feuer.

Und aus dem bronzenen Bilde des Leidens, das ewig währt, formte er das Bild „der Luſt, die einen Augenblick verweilt“.

Der Wohltäter

Es war Nacht, und Er war allein.

Und Er ſah in weiter Ferne die Mauern einer runden Stadt, und Er ging auf die Stadt zu.

Und als Er näher kam, hörte Er in der Stadt den Tanzſchritt freudiger Füße und das Lachen aus dem Munde des Frohſinns und den lauten Klang vieler Harfen. Und Er klopfte ans Tor, und einer von der Torwache öffnete Ihm.

Und Er sah ein Haus, das war ganz aus Marmor, und schöne Marmorsäulen standen davor. Und Blumengewinde hingen an den Säulen, und drinnen und draußen waren Fackeln aus Zedernholz. Und Er betrat das Haus.

Und Er ging durch die Halle aus Chalzedon und die Halle aus Jaspis, und so kam Er in die große Festhalle. Auf purpurnem Lager sah Er einen Jüngling liegen, dessen Haar war mit roten Rosen bekränzt, und dessen Lippen waren rot von Wein.

Und Er trat hinter ihn und berührte seine Schultern und sprach zu ihm: „Warum lebst du so?"

Und der Jüngling drehte sich um und erkannte Ihn und antwortete und sagte: „Ich war einst ein Aussätziger, und du hast mich geheilt. Wie anders sollt ich leben?"

Und Er schritt aus dem Hause und ging wieder auf die Straße.

Und nach einer Weile sah Er ein Weib mit bemaltem Gesicht und vielfarbiger Kleidung, und ihre Füße waren besetzt mit Perlen. Und hinter ihr ging langsam ein junger Mann wie ein Jäger, und sein Kleid war zweifarbig. Und das Angesicht des Weibes war wie das schöne Antlitz eines Götzenbildes, und die Augen des jungen Mannes glänzten vor Begierde.

Und Er folgte langsam und berührte die Hand des jungen Mannes und sprach zu ihm: „Warum blickst du so auf dieses Weib?"

Und der junge Mann drehte sich um und erkannte Ihn und sagte: „Ich war einst ein Blinder, und du gabst mir das Augenlicht. Zu was sonst soll ich es nützen?"

Und Er lief vor und berührte das bemalte Kleid des Weibes und sprach zu ihm: „Kennst du keinen andern Weg als den Weg der Sünde?"

Und das Weib drehte ſich um und erkannte Ihn, lachte und ſprach: „Du vergabſt mir doch meine Sünden, und dieſer Weg iſt ein Weg der Freude.“

Und Er ging aus der Stadt hinaus.

Und als Er die Stadt verlaſſen hatte, ſah Er am Wegrande einen jungen Mann ſitzen, der weinte.

Und Er ging auf ihn zu und berührte die langen Locken ſeines Haares und ſprach zu ihm: „Warum weinſt du?“

Und der junge Mann blickte auf und erkannte Ihn und gab zur Antwort: „Ich war geſtorben, und du haſt mich vom Tode aufgeweckt. Was ſoll ich anderes tun als weinen!“

Der Schüler

Als Narziſſus ſtarb, wandelte ſich der Teich ſeiner Luſt aus einer Schale ſüßen Waſſers in eine Schale ſalziger Tränen. Und die Oreaden kamen weinend durch den Hain, um bei dem Teiche zu ſingen und ſie zu tröſten. Und als ſie ſahen, daß der Teich ſich gewandelt hatte und aus der Schale ſüßen Waſſers eine Schale ſalziger Tränen geworden war, löſten ſie die grünen Flechten ihrer Haare und riefen dem Teiche zu: „Wir wundern uns nicht, daß du ſo um Narziſſus trauerſt, denn er war ſo ſchön.“

„War denn Narziſſus ſchön?“ ſagte der Teich.

„Wer weiß das beſſer als du!“ antworteten die Oreaden. „An uns ging er immer vorbei, aber dich ſuchte er auf und lag an deinem Rande und blickte zu dir hinab und im Spiegel deiner Gewäſſer ſpiegelte er ſeine eigene Schönheit.“

Und der Teich antwortete: „Ich aber liebte Narziß, weil ich im Spiegel ſeiner Augen, wenn er am Ufer lag und niederſchaute zu mir, meine eigene Schönheit geſpiegelt ſah.“

Der Meiſter

Und als Dunkelheit über die Erde gekommen war, zündete Joſeph von Arimathia eine Fackel von Fichtenholz an und ſtieg nieder vom Hügel ins Tal, denn er hatte in ſeinem Hauſe zu tun.

Und er ſah auf den Kieſeln im Tal der Verzweiflung einen Jüngling knien, der war nackt und weinte. Sein Haar hatte die Farbe des Honigs, und ſein Körper glich einer weißen Blume. Aber er hatte ſeinen Leib mit Dornen zerriſſen und ſein Haar mit Aſche gekrönt. Und jener, der ſo große Reichtümer hatte, ſprach zum Jüngling, der nackend war und weinte: „Ich wundere mich nicht, daß dein Kummer ſo groß iſt, denn ſicherlich war Er ein gerechter Mann."

Und der Jüngling antwortete: „Nicht um ihn vergieße ich Tränen, ſondern ich weine um meinetwillen. Auch ich habe Waſſer in Wein verwandelt und ich habe die Ausſätzigen geheilt und den Blinden das Augenlicht gegeben. Ich bin über das Waſſer geſchritten, und die Teufel vertrieb ich aus den Gräbern. Ich habe die Hungrigen in der Wüſte genährt, wo es keine Nahrung gab, und ich erweckte die Toten aus ihrem engen Hauſe. Und auf mein Bitten vor einer großen Menge Volkes verdorrte ein unfruchtbarer Feigenbaum. Alles, was jener Mann getan hat, habe ich auch getan, und doch haben ſie mich nicht gekreuzigt."

Das Haus des Gerichts

Stille war es im Hauſe des Gerichtes. Und der Menſch trat nackt vor Gott.

Und Gott öffnete das Lebensbuch des Menſchen, und Gott ſprach zu dem Menſchen: „Dein Leben iſt böſe geweſen,

und du warſt grauſam gegen die, die Hilfe heiſchten. Und gegen die, die in Not waren, warſt du bitter und hartherzig. Die Armen ſchrien zu dir, und du hörteſt ſie nicht, und der Ruf meiner Mühſeligen fand bei dir taube Ohren. Du haſt das Erbe der Vaterloſen an dich geriſſen und die Füchſe in deines Nachbars Weinberg geſandt. Du nahmſt das Brot der Kinder und gabſt es den Hunden zum Fraße. Und meine Ausſätzigen, die in Sümpfen wohnten und im Frieden lebten und mich prieſen, die jagteſt du fort auf die Landſtraße. Und auf meiner Erde, aus der ich dich geſchaffen habe, haſt du unſchuldiges Blut vergoſſen."

Und der Menſch gab Antwort und ſprach: „So tat ich."

Und wieder öffnete Gott das Buch des Lebens.

Und Gott ſprach zu dem Menſchen: „Dein Leben iſt böſe geweſen, und du haſt die Schönheit geſucht, die ich offenbart habe, und du gingſt vorüber an dem Guten, das ich verborgen habe. Die Wände deines Zimmers waren bedeckt mit Bildern, und vom Lager deiner Verruchtheit ſtandſt du auf beim Ton der Flöten. Du erbauteſt ſieben Altäre den Sünden, für die ich gelitten habe, und aßeſt von der Speiſe, die nicht gegeſſen werden ſoll. Und der Purpur deines Gewandes war beſtickt mit den drei Zeichen der Schande. Deine Götzenbilder waren weder von Gold noch von Silber, die dauern, ſondern vom Fleiſche, das ſtirbt und vergeht. Du beflecteſt ihr Haar mit Narden, und du gabſt ihnen Granatäpfel in die Hände. Du beflecteſt ihre Füße mit Safran und breiteteſt Teppiche vor ihnen aus. Mit Antimon beflecteſt du ihre Augenlider und beſudelteſt ihren Leib mit Myrrhen. Du beugteſt dich bis auf den Boden vor ihnen, und die Throne deiner Götzenbilder ſtanden in der Sonne. Du zeigteſt der Sonne deine Schande und dem Monde deine Narrheit."

Und der Menſch gab Antwort und ſprach: „So tat ich."

Und ein drittes Mal öffnete Gott das Buch des Lebens.

Und Gott sprach zum Menschen: „Böse ist dein Leben gewesen, und mit Bösem vergaltst du Gutes, und mit Übeltat vergaltst du Wohltat. Die Hände, die dich nährten, hast du verwundet, und die Brüste, die dir Nahrung gaben, hast du verachtet. Der zu dir mit Wasser kam, ging dürstend von dir, und die Geächteten, die dich in ihren Zelten verbargen bei Nacht, verrietst du vor dem Morgengrauen. Den Feind, der dich verschonte, erschlugst du im Hinterhalt, und den Freund, der mit dir ging, verkauftest du um Geld, und allen, die dir Liebe brachten, gabst du nur Wollust dafür."

Und der Mensch antwortete: „So tat ich."

Und Gott schloß das Buch des Lebens und sprach: „Gewiß will ich dich zur Hölle schicken, ja, in die Hölle will ich dich schicken."

Und der Mensch schrie: „Das kannst du nicht."

Und Gott sprach zu dem Menschen: „Warum kann ich dich nicht zur Hölle schicken? Aus welchem Grunde nicht?"

„Weil ich immer in der Hölle gelebt habe", antwortete der Mensch.

Und Schweigen herrschte im Hause des Gerichtes.

Und nach einer Weile sprach Gott und sagte zum Menschen: „Da ich sehe, daß ich dich nicht in die Hölle schicken kann, so werde ich dich wahrhaftig in den Himmel schicken. Ja, in den Himmel werde ich dich schicken."

Und der Mensch schrie: „Das kannst du nicht."

Und Gott sprach zu dem Menschen: „Warum kann ich dich nicht in den Himmel schicken? Aus welchem Grunde nicht?"

„Weil ich niemals und in keinerlei Weise imstande war, mir ihn vorzustellen", antwortete der Mensch.

Und Schweigen herrschte im Hause des Gerichtes.

Von Kindheit an war er voll der vollkommenen Erkenntnis Gottes, und als er noch ein Knabe war, kamen viele von den Heiligen und auch heilige Frauen, die in der freien Stadt seiner Geburt wohnten und wunderten sich über die tiefe Weisheit seiner Antworten. Und nachdem ihm die Eltern Kleid und Ring der Mannheit gegeben hatten, küßte er sie und verließ sie und ging hinaus in die Welt, um der Welt von Gott zu sprechen. Denn es gab zu jener Zeit viele in der Welt, die überhaupt nichts wußten von Gott oder eine unvollkommene Kenntnis von ihm hatten oder falsche Götter anbeteten, die in Hainen wohnen und sich um ihre Getreuen nicht kümmern. Und er wandte sein Angesicht der Sonne zu und wanderte. Und er ging ohne Sandalen, wie er die Heiligen hatte gehen sehen, und er hatte an seinem Gürtel eine lederne Tasche und eine Wasserflasche von gebrannter Erde.

Und wie er auf der Landstraße dahinging, füllte ihn die Freude, die da kommt von der vollkommenen Erkenntnis Gottes, und ohne Unterbrechung sang er Lieder zu Gottes Preis; und nach einer Weile erreichte er ein fremdes Land, wo es viele Städte gab.

Und er kam durch elf Städte. Und manche Städte lagen in Tälern und andere an den Ufern großer Flüsse und andere wieder auf Hügeln. Und in jeder Stadt fand er einen Schüler, der ihn liebte und ihm folgte. Und auch eine große Menge Volkes folgte ihm in jeder Stadt, und die Kenntnis Gottes breitete sich aus im ganzen Lande, und viele der Regierenden wurden bekehrt, und die Priester in den Tempeln, wo die Götzenbilder standen, fanden, daß ihr halber Gewinn verloren sei. Und wenn sie mittags auf die Trommel schlugen, kamen gar keine oder nur sehr

wenige mit Pfauen und Fleischopfern, wie dies vor seinem Kommen Sitte gewesen war im Lande.

Aber je mehr Volk ihm folgte, je größer die Zahl seiner Schüler wurde, desto größer ward sein Kummer. Und er wußte nicht, warum sein Kummer so groß war. Denn er sprach immer über Gott, schöpfend aus der Fülle vollkommener Erkenntnis Gottes, wie Gott selbst sie ihm gegeben hatte.

Und eines Abends ging er hinaus aus der elften Stadt, einer Stadt in Armenien, und seine Schüler und eine große Menschenmenge folgte ihm; und er ging hinaus auf einen Berg und setzte sich auf einen Felsblock auf dem Berge, und seine Schüler standen rings um ihn her, und die Menge kniete im Tale.

Und er beugte seinen Kopf auf seine Hände nieder und weinte und sagte zu seiner Seele: „Warum bin ich so voll von Kummer und Furcht, und warum ist es mir, als wäre jeder meiner Schüler ein Feind, der im Mittag wandelt?"

Und seine Seele antwortete ihm und sprach: „Gott füllte dich mit seiner vollkommenen Erkenntnis, und du gabst diese Erkenntnis weiter an andere. Die Perle von großem Werte hast du geteilt, und das Kleid ohne Naht hast du auseinandergerissen. Der die Weisheit weitergibt, beraubt sich selbst. Er ist wie einer, der seinen Schatz einem Räuber gibt. Ist Gott nicht weiser als du? Wer bist du, daß du das Geheimnis weitergibst, das Gott dir gesagt hat? Einst war ich reich, und du hast mich arm gemacht. Einst sah ich Gott, und nun hast du ihn mir verhüllt."

Und wieder weinte er, denn er wußte, daß seine Seele die Wahrheit sprach und daß er anderen die Erkenntnis Gottes gegeben hatte und daß er war wie einer, der sich anklammert an Gottes Gewand, und daß sein Glauben ihn verließ in dem Maße, wie die Zahl jener wuchs, die an ihn glaubten.

Und er sprach zu sich selbst: „Ich will nicht mehr von Gott sprechen; wer die Weisheit weitergibt, beraubt sich selbst.“ Und einige Stunden später kamen seine Schüler zu ihm und beugten sich zur Erde und sprachen: „Meister, sprich uns von Gott, denn du hast die vollkommene Erkenntnis Gottes, und niemand außer dir hat diese Erkenntnis.“

Und er antwortete ihnen und sprach: „Ich will zu euch sprechen von allen Dingen im Himmel und auf Erden, aber von Gott will ich nicht zu euch sprechen. Nicht jetzt, noch später will ich von Gott zu euch sprechen.“

Und da wurden sie böse und sprachen zu ihm: „Du hast uns in die Wüste geführt, auf daß wir dich hören sollten. Willst du uns hungrig fortschicken, uns und die große Menge, die dir gefolgt ist?“

Und er antwortete ihnen und sprach: „Ich will nicht von Gott zu euch reden.“

Und die Menge murrte gegen ihn und sprach: „Du hast uns in die Wüste geführt und gabst uns keine Nahrung zu essen. Sprich uns von Gott, und das wird uns genügen.“

Aber er antwortete ihnen mit keinem Worte. Denn er wußte, daß er seinen Schatz fortgeben würde, wenn er von Gott zu ihnen spräche.

Und seine Schüler gingen traurig fort, und die Menge kehrte in die Häuser zurück. Und viele starben auf dem Wege.

Und als er allein war, stand er auf und wandte sein Angesicht dem Monde zu und wanderte sieben Monde und sprach zu niemandem und gab niemandem Antwort. Und als der siebente Mond erfüllet war, erreichte er die Wüste, die da heißt die Wüste des großen Stromes. Und dort fand er eine Höhle, in der ein Zentaur einst gewohnt hatte, und er nahm sie als Wohnort und machte sich eine Matte aus Schilf, um darauf zu liegen, und wurde ein Einsiedler.

Und jede Stunde pries der Einſiedler Gott, daß er ihm erlaubt hatte, noch einige Erkenntnis von ihm und ſeiner wunderbaren Größe zu bewahren.

Als nun eines Abends der Einſiedler vor der Höhle ſaß, aus welcher er ſeinen Wohnort gemacht hatte, ſah er einen jungen Mann mit böſem und ſchönem Geſicht, der in ſchlechtem Kleide und mit leeren Händen vorüberging. Jeden Abend ging der junge Mann mit leeren Händen vorbei, und jeden Morgen kehrte er mit Purpur und Perlen wieder. Denn er war ein Räuber und beraubte die Karawanen der Kaufleute.

Und der Einſiedler ſah ihn an und bemitleidete ihn. Aber er ſprach kein Wort. Denn er wußte, daß, wer ein Wort ſpricht, den Glauben verliert.

Und eines Morgens, als der junge Mann mit den Händen voll Purpur und Perlen wiederkehrte, blieb er ſtehen und runzelte die Stirn und ſtampfte mit dem Fuß auf den Sand und ſprach zum Einſiedler: „Was ſchauſt du mich ſo an, wenn ich vorübergehe? Was iſt es, was ich in deinen Augen ſehe? Denn kein Mann hat jemals mich in ſolcher Weiſe angeſehen. Und dein Blick iſt wie ein Stachel und eine Qual für mich.“

Und der Einſiedler antwortete und ſprach: „Was du in meinen Augen ſiehſt, iſt Mitleid. Mitleid blickt aus meinen Augen auf dich.“

Und der junge Mann lachte voll Hohn und ſchrie dem Einſiedler zu mit Bitterkeit in der Stimme und ſprach: „Ich habe Purpur und Perlen in meinen Händen, und du haſt bloß eine Matte von Schilf, darauf zu liegen. Was für Mitleid kannſt du für mich haben, und aus welchem Grunde haſt du dieſes Mitleid?“

„Ich habe Mitleid mit dir,“ ſagte der Einſiedler, „weil du nicht die Erkenntnis Gottes haſt.“

„Ist diese Erkenntnis Gottes eine kostbare Sache?“ fragte der junge Mann und kam ganz nahe zur Öffnung der Höhle.

„Sie ist kostbarer als aller Purpur und alle Perlen der ganzen Welt!“ antwortete der Einsiedler.

„Und du hast sie?“ sagte der junge Räuber und kam noch näher.

„Einmal besaß ich sie“, antwortete der Einsiedler. „Ich besaß die vollkommene Erkenntnis Gottes. Aber in meiner Narrheit trennte ich mich von ihr und teilte sie mit anderen. Aber immer noch ist die Erkenntnis, die mir geblieben ist, kostbarer denn Purpur und Perlen.“

Und als dies der junge Räuber hörte, warf er Purpur und Perlen fort, die er in Händen trug, und zog ein kurzes Schwert von gekrümmtem Stahl und sagte: „Gib mir sofort diese Erkenntnis Gottes, die du hast, oder ich töte dich. Warum sollte ich den nicht erschlagen, der einen Schatz besitzt, der größer ist als meiner?“

Und der Einsiedler breitete die Arme aus und sprach: „Wäre es nicht besser für mich, in den innersten Vorhof Gottes zu treten und Ihn zu preisen, als in der Welt zu leben und keine Kenntnis von ihm zu haben? Töte mich, wenn du willst, aber meine Erkenntnis Gottes gebe ich nicht fort.“

Und der junge Räuber kniete nieder und flehte ihn an, aber der Einsiedler wollte nicht von Gott zu ihm sprechen, noch ihm seinen Schatz geben, und der junge Räuber stand auf und sprach zum Einsiedler: „Sei dem, wie du willst. Was mich betrifft, so will ich zur Stadt der sieben Sünden gehen, die nur drei Tagereisen von hier entfernt ist, und für meinen Purpur werden sie mir Freuden geben, und für meine Perlen werden sie mir Lust verkaufen.“

Und er nahm seinen Purpur und seine Perlen und ging eilends davon.

Und der Einsiedler schrie auf und folgte ihm und beschwor ihn. Drei Tage folgte er dem Räuber und bat ihn, umzukehren und nicht die Stadt der sieben Sünden zu betreten.

Und dann und wann blickte sich der junge Räuber nach dem Einsiedler um und rief ihn an und sprach: „Willst du mir deine Erkenntnis Gottes geben, die kostbarer ist als Purpur und Perlen? Wenn du so tust, so will ich die Stadt nicht betreten."

Und immer antwortete der Einsiedler: „Alles, was ich habe, will ich dir geben, nur dies eine nicht. Denn dies eine fortzugeben, ist mir nicht erlaubt."

Und in der Dämmerung des dritten Tages kamen sie an die großen scharlachnen Tore der Stadt der sieben Sünden. Und aus der Stadt heraus scholl der Lärm von lautem Gelächter.

Und der junge Räuber lachte zur Antwort und wollte ans Tor klopfen. Da aber lief der Einsiedler vor und packte ihn an seinem Gewand und sprach zu ihm: „Strecke deine Hände aus und lege deine Arme um meinen Hals und drücke dein Ohr an meine Lippen, und ich will dir geben, was mir von der Erkenntnis Gottes geblieben ist."

Und der junge Räuber blieb stehen.

Und als der Einsiedler seine Erkenntnis Gottes fortgegeben hatte, da fiel er zu Boden und weinte, und eine tiefe Finsternis verhüllte ihm die Stadt und den jungen Räuber, so daß er sie nicht mehr sah.

Und als er so lag und weinte, da wurde er gewahr, daß einer neben ihm stand. Und der, der neben ihm stand, hatte Füße von Erz, und sein Haar glich feiner Wolle. Und er hob den Einsiedler auf und sprach zu ihm: „Bis jetzt hattest du die vollkommene Erkenntnis Gottes. Nun sollst du Gottes vollkommene Liebe haben. Warum weinest du also?" Und er küßte ihn.

Inhalt

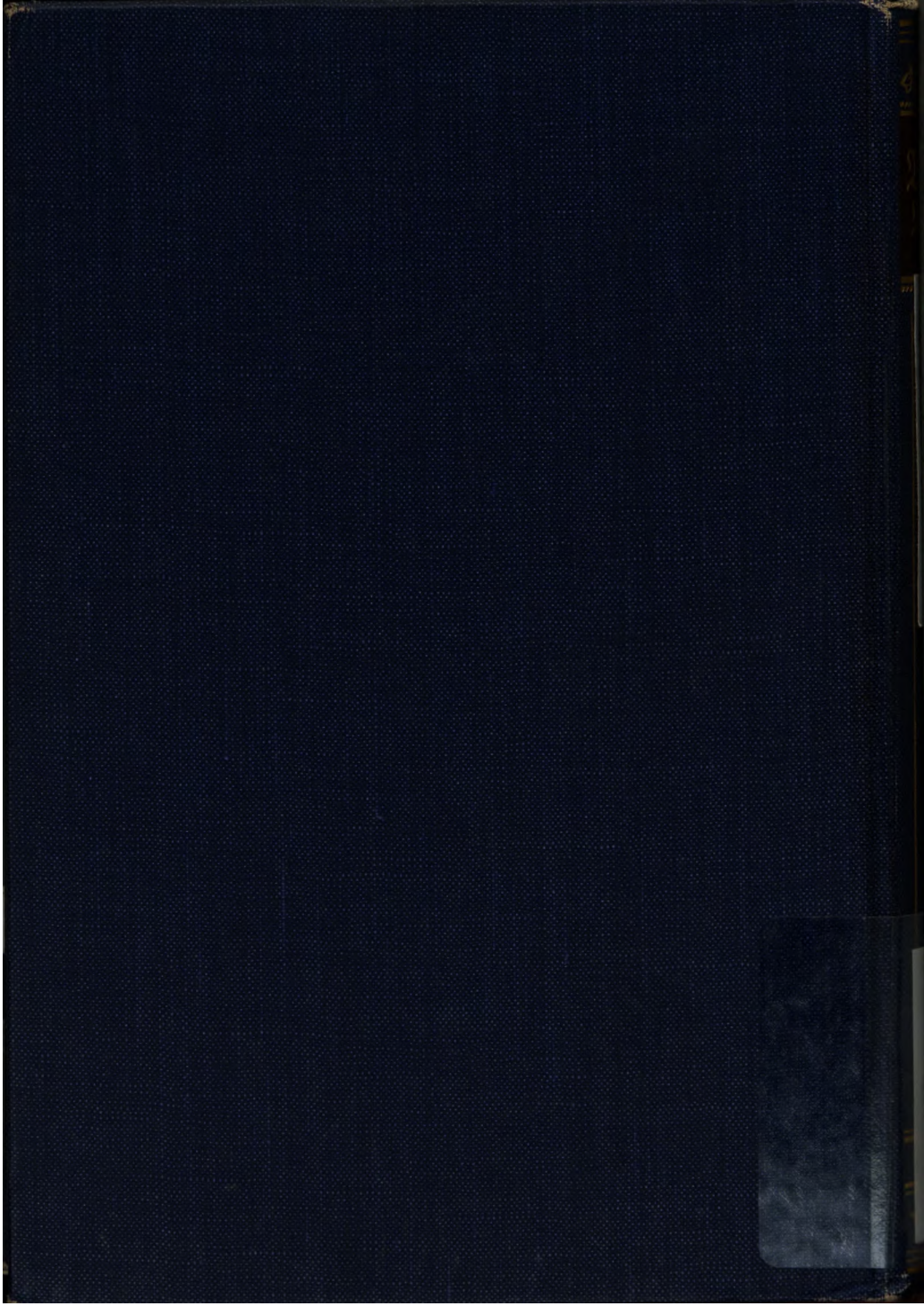
Vera oder die Nihilisten 5
Vorspiel 9
Erster Akt 18
Zweiter Akt 36
Dritter Akt 57
Vierter Akt 73

Die Herzogin von Padua 87
Erster Akt 91
Zweiter Akt 118
Dritter Akt 155
Vierter Akt 182
Fünfter Akt 217

Salome 243

Das Granatapfelhaus 289
Der junge König 291
Der Geburtstag der Infantin 310
Der Fischer und seine Seele 336
Das Sternenkind 383

Der glückliche Prinz und andere Märchen 405
Der glückliche Prinz 407
Die Nachtigall und die Rose 420
Der selbstsüchtige Riese 428
Der treue Freund 434
Die besondere Rakete 449

Gedichte in Prosa 465
Der Künstler 467
Der Wohltäter 467
Der Schüler 469
Der Meister 470
Das Haus des Gerichts 470
Der Lehrer der Weisheit 473

Globushaus-Druckerei Berlin